

Philipp Gut würdigt Tolstoi, Thomas Würdehoff liebt Schaffhausen

Nummer 39 – 29. September 2022 – 90. Jahrgang
Fr. 9.– (inkl. MwSt.) – Euro 6.90

DIE WELTWOCHEN



Gebt dem Frieden eine Chance

Die Welt steht so nah am Atomkrieg wie noch nie.

Andreas Gross, Immanuel Kant, Henry Kissinger, Karin Kneissl, Oliver Stone u. a. m.

Meloni entert Europa

Sie entreisst Italien den knöchernen Händen der Technokraten. *Marco Gallina*

Die drei Orgasmen der Frau

Welle, Lawine, Vulkan: Ich hab sie alle erlebt.

Kathy Lette

4
1947071006904
39



DATEJUST

Die Datejust ist die klassische Rolex par excellence und war das erste automatische und wasserdichte Armbandchronometer, das auf dem Zifferblatt das Datum in einem Sichtfenster anzeigte. Auch weiterhin ist sie der Inbegriff eines zeitlosen Stils.

#Perpetual



OYSTER PERPETUAL DATEJUST 41

BUCHERER

1888

bucherer.com

Die Uno-Rede, die Bundespräsident Ignazio Cassis hätte halten sollen

Sehr geehrter Herr Präsident
Herr Generalsekretär
Sehr geehrte Damen und Herren Staats- und Regierungschefs
Exzellenzen
Meine sehr verehrten Damen und Herren

Es fällt mir nicht leicht, in diesen kriegerischen Zeiten das Wort an Sie zu richten. Die Schweiz ist ein Kleinstaat, keine militärische Grossmacht. Nicht mehr. Unsere einst ruhmreichen Heerhaufen haben schon vor Hunderten von Jahren aufgehört, andere Länder anzugreifen. Durch Niederlagen geläutert, beschlossen unsere Vorfahren, den Weg der Gewalt zu verlassen, um stattdessen die Welt, Sie verzeihen, auf friedlichem Weg zu erobern – mit Produkten und mit Dienstleistungen.

Die Schweiz ist eine der ältesten und erfolgreichsten Selbsthilfeorganisationen der Geschichte. Sie hatte das Glück, aber auch das Geschick, von den grossen Kriegen Europas einigermaßen verschont zu bleiben. Wir sind uns der Gnade bewusst, die uns Schweizern dabei zuteilwurde, und dieses Bewusstsein mahnt zu Dankbarkeit und Demut. Wir haben gelernt, dass die friedliche Koexistenz unterschiedlichster Menschen auf begrenztem Raum unser ewiges Bestreben bleiben muss.

Die Schweiz ist vor zwanzig Jahren den Vereinten Nationen beigetreten. Sie hat sich diesen Entscheid nicht leichtgemacht. Am Schluss aber hat sich – weltweit einzigartig – in einer demokratischen Volksentscheid eine Mehrheit unserer Stimmbürger und Kantone bewusst für diesen Schritt entschieden. Warum? Weil die Uno nach einem Jahrhundert mörderischer Weltkriege die Hoffnung verkörpert, dass die Völker ihre Konflikte friedlich und auf der Grundlage des Rechts beizulegen imstande sind.

Die Uno ist die Hüterin des Völkerrechts, und das Völkerrecht ist besonders für einen kleinen Staat wie die Schweiz ein wichtiger Pfeiler von Frieden und Sicherheit. Aber auch das Völkerrecht kann uns nicht von der finsternen Möglichkeit des Kriegs befreien. Es braucht, immer wieder, die Bereitschaft der Völker, einander zu

verstehen, miteinander zu sprechen, sich über alle Gegensätze und Konflikte hinweg die Hand zu reichen. Dazu möchte, dazu kann die Schweiz einen Beitrag leisten.

Die Schweiz verurteilt Verletzungen des Völkerrechts, unabhängig davon, wer sie begeht. Unsere Regierung hat den völkerrechtswidrigen Angriff der USA auf den Irak nach der Jahrtausendwende ebenso kritisiert wie den Einmarsch russischer Truppen vor sieben Monaten in die Ukraine. Wir wünschen in solchen Situationen nichts sehnlicher herbei als einen stabilen Frieden, den es aber nur unter Berücksichtigung aller Interessen geben kann.

Als neutralem Staat steht es uns nicht zu, die Gründe und Motive zu hinterfragen, die kriegsführende Mächte für sich in Anspruch nehmen. Wir können nur die Verantwortung annehmen, die aus Sicht eines Kleinen die Grossen für die Wahrung der internationalen Rechtsordnung zu tragen haben. Neutralität bedeutet, dass die Schweiz, solange sie nicht selber angegriffen

wird, unparteiisch bleibt, sich auf keine Seite schlägt, sondern, neutral, den Standpunkt des Rechts vertreten darf.

Zum ersten Mal in der Geschichte der Vereinten Nationen nimmt unser Land unter den Grossmächten Einsitz im Uno-Sicherheitsrat. Ich gebe unumwunden zu: Das ist ein grosses Wagnis, es ist auch ein Risiko für unser Land, das seit Jahrhunderten den ausserpolitischen Maximen des Innerschweizer Heiligen Niklaus von Flüe folgt: «Macht eure Zäune nicht zu weit. Mischt euch nicht in fremde Händel ein!» Wir haben nicht vor, von diesen Grundsätzen abzuweichen.

Aber wir werden uns mit aller Kraft und Bescheidenheit bemühen, unsere schweizerischen Werte und Erfahrungen in dieses Gremium hineinzutragen. Als kleines Land mit unterschiedlichen Sprach- und Glaubensgemeinschaften pflegen wir den Dialog und die Notwendigkeit, dem anderen zuzuhören. Unzählige Menschen aus aller Welt haben in der Schweiz Zuflucht und eine neue Heimat gefunden. Sie schätzen die Freiheit, die Demokratie und die politische Stabilität in unserem Land.

Herr Präsident, meine Damen und Herren, wenn alle Staaten auf dieser Welt neutral wären wie die Schweiz, gäbe es keine Kriege mehr. Dieser schönen Hoffnung, einer Illusion vielleicht, wollen wir uns nicht hingeben. Aber der neutrale Staat macht sich um den Frieden verdient, weil er – erstens – niemanden angreift und weil er – zweitens – gerade in Kriegszeiten die Aussicht auf den Frieden wachhält, auf die Möglichkeit einer Verständigung, ohne die es keinen Frieden geben kann.

Nach dem Elend der Napoleonischen Kriege, am Wiener Kongress von 1815, haben die europäischen Grossmächte, allen voran Russlands Zar Alexander I., der Schweiz das völkerrechtlich besiegelte Privileg der Neutralität gewährt. Wir haben dies stets als grosse Ehre, vor allem aber als Auftrag empfunden, als Garantie unserer Sicherheit, aber eben auch als Verpflichtung, die Schweiz zu bewahren und zu pflegen als Oase der friedlichen Koexistenz.

Ich danke Ihnen. R. K.

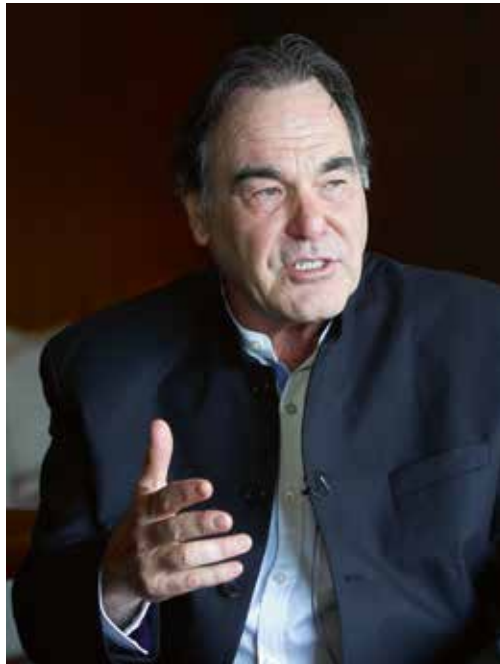


DER PRAGMATICUS
FAKTEN. VERSTEHEN. HANDELN.
JEDEN ERSTEN SONNTAG | 23:15
SERVUS TV

Von Friedensstifter Kissinger lernen, Sergio Romano über Giorgia Meloni, Oliver Stone über Putin, Helden der Neutralität

Henry Kissinger, der wohl berühmteste Krisenmanager des Mittleren Ostens, hat sich mit seiner unermüdlichen Pendeldiplomatie während des Jom Kippur-Krieges profiliert. Um dem Frieden näher zu kommen, entwickelte er Strategien, die der ehemalige US-Botschafter in Tel Aviv, Martin Indyk, in seiner Biografie über den früheren US-Aussenminister beschreibt. Lassen sich die «Kissinger-Prinzipien» auch auf die aktuelle Ukraine-Krise anwenden? Obwohl der israelisch-arabische Konflikt und der russisch-ukrainische Krieg in mehrfacher Hinsicht unterschiedlich sind: Indyk zeigt, was man von der «Methode Kissinger» übernehmen sollte, um den Ukraine-Konflikt zu entschärfen. **Seite 14**

In fiebrigen Zeiten ist Besonnenheit gefragt. Es ist eine Qualität, die Sergio Romano, 93, auszeichnet, den Doyen der italienischen Politik, Zeitzeuge Mussolinis und des Kalten Kriegs. Die Paradiesvögel der Mailänder Modewoche waren ausgeflogen, die Wahlen vorbei, als Romano Urs Gehrig in seiner Residenz empfing. Er diagnostiziert Italien eine seltsame Nostalgie für den Faschismus, ohne jedoch in Pessimismus zu verfallen. Deutlich nüchterner beurteilt der ehemalige Botschafter Italiens in Moskau die Aussichten auf eine Lösung im Ukraine-Krieg. Putin wolle keinen Frieden. «Er ist ein sehr egoistischer und ehrgeiziger Mensch» und sei zu keinen Zugeständnissen bereit. «Wenn es in der Geschich-



«Die Amerikaner wollen, dass Putin eine Atomwaffe einsetzt»: Starregisseur Stone.

te einen Moment gab, in dem der Einsatz von Atomwaffen möglich war, dann jetzt.» **Seite 20**

Oliver Stone hat ein Flair für heisse Themen. Ob Vietnam-Krieg, Kennedy-Mord oder Edward Snowden – der Starregisseur versteht es, die Gemüter zu erhitzen. In seinem neuesten Film «Nuclear», der am Zürcher Filmfestival gezeigt wird, bringt Stone die Umweltaktivisten

mit einem Plädoyer für Atomstrom auf die Palme. Atomenergie sei «nicht nur sicherer, sondern auch sauberer als fossile Energieträger», sagte er im Gespräch mit der *Weltwoche*. Wie bei einem Treffen mit der vor ein paar Jahren in Los Angeles zeigte sich Stone in vollem Körpereinsatz. Zugeschaltet per Zoom, wischte er sich den Schweiß mit einem Bandana-Tuch aus dem Gesicht, als er auf den Ukraine-Krieg angesprochen wurde. Stone, der zu den wenigen Westlern zählt, die mit Putin viel Zeit verbracht haben, bezichtigte die US-Regierung gefährlicher Absichten. «Sie [die Amerikaner] wollen, dass er [Putin] eine Atomwaffe einsetzt, denn dann haben sie einen guten Grund, ihn in vollem Umfang zu bekämpfen.» **Seite 30**

Persönlichkeiten machen Geschichte. Wir stellen sechs Schweizer vor, die sich um die Staatsmaxime der schweizerischen Neutralität besonders verdient gemacht haben. Noch ums Jahr 1500 klagten Humanisten, so lange in den Alpen diese kriegerischen, blutrünstigen und unberechenbaren Eidgenossen lebten, werde es in Europa keinen Frieden geben. Wenige Jahrhunderte später galt das Land als Friedensinsel, das keine anderen Staaten mehr bedrohte. Der Grund lag darin, dass zwischenzeitlich wichtige Exponenten der schweizerischen Politik den Wert der Neutralität und der Nichteinmischung erkannt hatten. **Seite 34**

Ihre Weltwoche

IMPRESSUM

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Zollikerstrasse 90, Postfach, 8702 Zollikon. Die Weltwoche erscheint donnerstags.

Chefredaktor: Roger Köppel. **Verlagsleitung:** Florian Schwab. **Betriebsleitung:** Samuel Hofmann.

Redaktion und Verlag: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, www.weltwoche.ch, E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch, verlag@weltwoche.ch, leserbriefe@weltwoche.ch

Kundenservice: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91, E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch.

Jahresabonnement Inland Fr. 346.– (inkl. MwSt.). Schnupperabonnement Inland Fr. 38.– (inkl. MwSt.). Weitere Angebote für In- und Ausland unter www.weltwoche.ch/abo.

Anzeigenverkauf: Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07, E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch. **Druck:** Print Media Corporation, PMC, Oetwil am See, Mitglied der Schellenberg Gruppe AG.

Die Weltwoche wird auf **SCHWEIZER PAPIER** in der Schweiz gedruckt. Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.

Ihr Immobilienraum?



3 ½ und 4 ½ Zi. Terrassenwohnungen
in 8400 **Winterthur**, Ramona Schiesser Tel. 055 610 47 46
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.immobilientraum.info



3 ½ und 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8309 **Birchwil**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.soley-birchwil.ch



3 ½ - 5 ½ Zi. Mietwohnungen
in 8404 **Winterthur**, Ramona Schiesser Tel. 055 610 47 46
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.immobilientraum.info



4 ½ Zi. Dach-Maisonette-Eigentumswohnung
8152 **Glattbrugg**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis CHF 1'554'000.-, Bezug nach Vereinbarung
www.glattwies.ch



6 ½ Zi. Doppel-Einfamilienhäuser
8457 **Humlikon**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preise ab CHF 1'470'000.- inkl. Parkierung, Bezug auf Anfrage
www.rebweg.ch



4 ½ und 5 ½ Zi. Einfamilien- und Doppel-EFH
8157 **Dielsdorf**, Ramona Schiesser Tel. 055 610 47 46
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.immobilientraum.info



6 ½ Zi. Reihen-Einfamilienhäuser
8311 **Brütten**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.immobilientraum.info



3 ½ und 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8308 **Illnau**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09
Preis ab CHF 1'143'000.-, Bezug ab Sommer 2023
www.vistacasa.ch



2 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8458 **Dorf**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.trottenacker.info



3 ½ - 5 ½ Zi. Mietwohnungen u. Büroflächen
8152 **Glattbrugg**, Ramona Schiesser Tel. 055 610 47 46
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.immobilientraum.info



4 ½ Zi. Doppel- und Reihen-Einfamilienhäuser
8904 **Aesch ZH**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.immobilientraum.info



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8545 **Rickenbach/ZH**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09
Preis ab CHF 715'000.-, Bezug ab Herbst 2023
www.schmiedgass.ch



3 ½ und 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8136 **Thalwil-Gattikon**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.immobilientraum.info



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen, 3 REFH
8404 **Stadel/Winterthur**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.immobilientraum.info



3 ½ Zi. Eigentumswohnung
8370 **Sirmach**, Paul Späni. 052 338 07 09
Preis ab CHF 576'000.-, Bezug ab Sommer 2023
www.vistadelsole.ch



6 ½ Zi. Reihen-Einfamilienhäuser
8913 **Ottenbach**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.immobilientraum.info



3 ½ - 5 ½ Zi. Wohnungen, 4 ½ - 6 ½ Zi. REFH-DEFH
8127 **Aesch-Maur**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.chridlerpark.ch



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8310 **Grafstal**, Ramona Schiesser Tel. 055 610 47 46
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.immobilientraum.info



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8910 **Affoltern a. A.**, Ramona Schiesser Tel. 055 610 47 46
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.immobilientraum.info



4 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8615 **Wermatswil**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis ab CHF 2'128'000.-, Bezug ab Sommer 2023
www.solevista.ch



3 ½ - 6 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8904 **Aesch**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.immobilientraum.info



Haben Sie ein Grundstück auf dem Immobilienräume verwirklicht werden können?

Melden Sie sich bei unserem Chef 👍

ulrich.koller@lerchpartner.ch oder per Telefon 052 235 80 00.



2 ½ - 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8610 **Uster**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis ab CHF 1'101'000.-, Bezug ab Frühling 2024
www.schlossblick.ch

Alle Objekte im Überblick:
www.immobilientraum.info

Lerch & Partner
GENERALUNTERNEHMUNG AG
LerchPartner.+



Zürcherstrasse 124 Postfach
8406 Winterthur
Telefon 052 / 235 80 00



Wir nehmen an der folgenden
Immobilienmesse teil:

EIGENHEIM MESSE SCHWEIZ Bauen & Modernisieren Zürich
21. - 24. Sept. 2023, Messe Zürich



Italienische Sehnsüchte: Giorgia Meloni. Seite 20



Weibliche Höhepunkte: Seite 56



Comeback: Amurtiger. Seite 33

DIESE WOCHE

- 3 Editorial
- 4 Intern
- 8 Eilmeldung
Italien, Fels im instabilen Europa
- 9 Peter Rothenbühler Liebe Donna Leon
- 10 Tagebuch Freddy Burger
- 13 Bern Bundeshaus
Geniestreiche und Jahrhundertversagen
- 14 Was Selenskyj von Kissinger lernen
kann Strategien zur Konfliktlösung
- 16 Erziehung der Gefühle
- 17 Personenkontrolle
- 17 News Murat Yakin hat es im Griff
- 18 Mörgeli Standpauke statt Standpunkte
- 18 Nebenverdienste
Beamtenbestechung in der EU
- 19 Peter Bodenmann
«Arena»: «Fascht e Familie»
- 20 «Italien glaubt an die EU»
Diplomat Sergio Romano
über Giorgia Meloni
- 22 Italien Das Problem der anderen
- 24 Verhindern wir den dritten Krimkrieg
Einschätzung von Andreas Gross
- 25 Zitate der Eskalation
Politik im Atomkriegs-Modus
- 26 Neben den Schuhen Bundespräsident
Ignazio Cassis ringt mit der Neutralität
- 27 News Ist der Bürger unbequem ...
- 28 Endstation Sehnsucht
Eve Jobs auf der Suche nach sich selbst
- 29 Kurt W. Zimmermann
Eine Konkurrenz, die nicht schläft
- 30 Oliver Stones Erlebnisse mit Putin
Einschätzungen des Regisseurs

- 32 Freiheit und Imperialismus
Rechtsstaat auf dem Rückzug
- 33 Rückkehr des Amurtigers
Lebensraum für die grösste Wildkatze
- 34 Helden der Neutralität Prägende
Figuren der Schweizer Staatsmaxime
- 36 Wenn das Gehirn überhitzt
Hoffnung für Migräneerkrankte
- 37 Brief aus Moskau Peter Hänseler
- 38 Europa verrät seine Werte
Essay von Guy Mettan
- 41 Regierungsrat Ratlos
Der Zürcher Baudirektor Martin Neukom
- 42 Verliebt in Schaffhausen
Von wegen graue Stadt
- 43 Anabel Schunke Wann ist genug?
- 44 Putin bringt Xi in eine Zwickmühle
Komplexe Freundschaft mit Russland
- 46 Wer hat noch nicht, wer will noch mal
Politiker verteilen Milliarden Franken
- 47 Herodot
- 48 «Auf der Seite des Vaterlandes»
Wie Putins Soldaten wirklich denken
- 50 Orientierung kommt von Orient
Karin Kneissl über Diplomatie im Osten
- 51 Tamara Wernli
Das sexuelle Missverständnis
- 52 David A. Stockman
Amerika riskiert die Weltkatastrophe
- 54 Leserbrief
- 55 Nachrufe Hilary Mantel, Heinz Allenspach
- 56 Die drei Orgasmen der Frau
Dem weiblichen Höhepunkt auf der Spur
- 57 Inside Washington
- 58 Beat Gygi Scheinwachstum
durch Zuwanderung

IMMANUEL KANT: ZUM EWIGEN FRIEDEN



- 59 Bollwerk des aufgeklärten,
nüchternen Denkens Alexander Grau
über Immanuel Kants Friedensschrift

LITERATUR UND KUNST

- 65 Ikone der Woche
- 66 Die Wahrheit über Krieg und Frieden
Warum wir Tolstoi lesen sollten
- 68 Bücher der Woche
- 71 Die Bibel
- 72 Liebesbeziehung mit der Kamera
Bildband mit Marilyn Monroe
- 74 Fernsehen Comeback der Lagerfeuer
- 74 Ballett Choreograf Martin Schläpfer
- 75 Games Mensch, Monster und Natur
- 76 Film Alles so trügerisch
- 76 Pop Suede
- 77 Jazz James Brandon Lewis Quartet

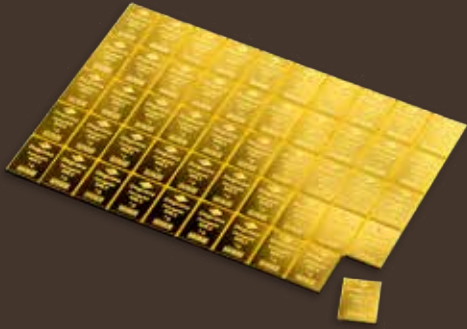
LEBEN HEUTE

- 78 Wunderbare Welt / Unten durch
- 79 Frauen
- 80 Thiel / Häuser
- 81 Was macht eigentlich? Urs Kliby
- 82 Essen / Wein
- 83 Auto / Objekt der Woche
- 84 Bei den Leuten 18. Zurich Film Festival
- 86 Zeitzeichen / Fragen Sie Dania
- 87 Mittagessen mit ... Reto Ringger
- 88 Menschen von morgen
- 90 Das indiskrete Interview Camille Lothe

Degussa



GOLD UND SILBER.



DEGUSSA: DIE EINFACHSTE ART, IN EDELMETALLE ZU INVESTIEREN.

Bereits seit 6'000 Jahren ist Gold die stärkste Währung und damit ein grundsolides Investment. Der Name Degussa steht weltweit wie kein anderer als Synonym für Edelmetalle. Als grösster bankenunabhängiger Edelmetallhändler in Europa stellen wir mit Ihnen Ihr persönliches Portfolio aus Barren und Münzen zusammen, beraten Sie aber auch beim Verkauf von Edelmetallen. Alle Degussa Barren sind LBMA-zertifiziert und verfügen über eine Banken-Valorennummer. Gerne können Sie Ihre Wertanlagen auch in Ihrem Schliessfach bei uns lagern.

Weitere Informationen
und Onlineshop unter:

DEGUSSA-GOLDHANDEL.CH



VERKAUFGESCHÄFTE:

Bleicherweg 41 · 8002 Zürich
Telefon: 044 403 41 10

Quai du Mont-Blanc 5 · 1201 Genf
Telefon: 022 908 14 00

MITGLIEDSCHAFTEN:



ZÜRICH | GENÈVE | FRANKFURT | MADRID | LONDON

Italien ist der Fels im instabilen Europa

Nach elf Jahren hat Italien wieder eine demokratisch legitimierte Regierung. An der Spitze steht erstmals eine Frau. Die EU ist entsetzt.

Marco Gallina

Eine stabile Regierung im unregierbaren Italien? Das sollte die Europäische Union eigentlich freuen – eigentlich. Der Eindruck bleibt, dass es Brüssel, Paris und Berlin hingegen über Jahre nicht unangenehm war, dass die römische Situation über eine Form der EU-Statthaltertschaft, mal durch Mario Monti, mal durch Mario Draghi, ausgeübt wurde.

Seit 2011 – damals sägte die Troika Silvio Berlusconi der Schuldenfrage wegen ab – haben sich in Italien sieben verschiedene Regierungen mit sechs Premiers abgewechselt. Keiner von diesen trat zur Wahl an; jeder von ihnen war das Ergebnis von Hinterzimmergesprächen, bei denen die etablierte politische Kaste grösseren Einfluss ausübte als der italienische Wähler. Berlusconi war damit der letzte demokratisch legitimierte Ministerpräsident. Dass die Staatsverschuldung unter Draghi und Monti sowie unter den Pro-EU-Vertretern der italienischen Sozialisten mehr denn je angewachsen ist, bleibt freilich unerwähnt.

Klarer Sieg

Ein Jahrzehnt später haben die Italiener diese Parenthese beendet. Die Chefin der Fratelli d'Italia, Giorgia Meloni, hat mit dem Mitte-rechts-Bündnis einen so klaren Sieg eingefahren, dass die realistische Möglichkeit besteht, dass diese Regierung eine ganze Legislaturperiode lang existiert. Lega-Chef Matteo Salvini wie auch Silvio Berlusconi mit seiner Forza Italia sind strategisch geschwächt und damit Bittsteller, nicht Zünglein an der Waage der kommenden Regierung.

Offen bleibt die Frage, wie geschickt Meloni sich bei der Kabinettsbildung anstellt: Sie besitzt die Macht, ihre eigenen Wünsche deutlich zu akzentuieren, bedarf aber der Kompetenz und des parteipolitischen Unterbaus ihrer internen Konkurrenten. Die Fratelli d'Italia haben ihr Ergebnis von 4 auf fast 27 Prozent verbessert – keine Partei kann aber im selben Umfang fähige Männer und Frauen gewinnen.

Der Erfolg von Meloni hängt daher stark davon ab, ob sie bereit ist, die Beute gerecht zu teilen. Das hiesse etwa, das Aussenressort an einen profilierten Europakenner wie Antonio Tajani (Forza Italia) und das Innenressort an Matteo Salvini (Lega) abzugeben. Berlusconi ist Fluch und Segen zugleich: Seine Netzwerke

Nach Tiraden aus Brüssel war für viele italienische Wähler klar: Jetzt erst recht.

in Wirtschaft und Politik sind nützlich, seine unberechenbare Intriganz ist berüchtigt. Die 45 Jahre alte Römerin wird zuerst die komplizierte italienische Parteipolitik bedienen müssen, bevor sie sich der eigentlichen Regierung widmen kann.

Die linken Parteien und Medien haben indes ihre Niederlage akzeptiert. Italien hat eine abgeklärte Wahl hinter sich, in der es zwar auch ein paar Schlamm-schlachten gab, aber keine aufgeheizte Stimmung, wie es etwa die hysterisch agierenden ausseritalienischen Medien darstellen. Der linke Spitzenkandidat und Ex-Premier Enrico Letta hatte auch unter Anhängern als blasser Funktionär gegolten.

Trotz des Versuchs, das Ereignis zu einer Abstimmung zwischen «Demokratie» und «Faschismus» zu machen, konnte der sozia-

listische Partito Democratico keinen Stimmen-gewinn verbuchen, auch nicht mit Hilfe der linken Tageszeitungen oder der RAI, und erst recht nicht aufgrund seiner EU-Verbindungen – etwa zu Ursula von der Leyen, die mit ihrer taktlosen Einmischung kurz vor dem Urnen-gang die Vorurteile der Italiener gegenüber der EU bekräftigte. Sie hatte angekündigt, dass, würden die Dinge in Italien «in die falsche Richtung gehen», man in Brüssel die passenden «Werkzeuge» hätte, wie schon im Fall Ungarns und Polens. Für viele italienische Wähler war klar: Jetzt erst recht.

Gegen LGBT und Migration

Brüssel, Paris und Berlin haben sich zu sehr an den Ausfall des italienischen Patienten gewöhnt. Das ist nun vorbei – in einer Phase, in der sich sowohl der französische Staatspräsident Emmanuel Macron mit einem unregierbaren Parlament wie auch Bundeskanzler Olaf Scholz mit seinem Ampelbündnis in einer Schwächephase befinden. Das ist einmalig: ein stabiles Italien in einem instabilen Europa. Rom wird nicht nur seine Interessen offensiver vertreten, weil es eine rechtsnationale Regierung hat – es wird sie vertreten, weil es eine stabile Regierung hat.

Dass Meloni dabei weniger ökonomische denn gesellschaftliche Schwerpunkte setzt, mag für den deutschsprachigen Zuschauer dieser politischen Oper enttäuschend sein. Für Warschau und Budapest, die sich insbesondere gegen neulinkere Familienpolitik, LGBT und Migration stemmen, ist es hingegen ein entlastender Flankenangriff. Italien ist als drittgrösste Volkswirtschaft ein anderes Kaliber als Ungarn. Wenig verwunderlich, dass die Reaktionen in Europa zwischen Panik und Schock lavieren.



Marco Gallina ist Redaktor bei Tichys Einblick.

Liebe Donna Leon

Ich denke, wenn Ihr Commissario Brunetti seine Dienstwaffe ziehen müsste, würde er garantiert danebenschiesen. Vermutlich sogar absichtlich. Denn er hasst Gewalt. Sie auch.

Nicht nur deshalb liebe ich Ihre Krimis. Sie sind für mich neben dem verstorbenen Sizilianer Andrea Camilleri die beste italienische Krimiautorin. Pardon, das darf man in Italien nicht sagen, denn Sie sind Amerikanerin mit Schweizer Pass, leben in Zürich, Val Müstair und Venedig. Und Ihre Krimis lassen Sie bewusst nicht auf Italienisch übersetzen. Nicht nur, weil Sie in Venedig gerne unerkannt bleiben, sondern auch, weil jedes Buch ein latentes gesellschaftliches Problem kritisch beleuchtet, was zu Reaktionen führen könnte wie: «Was hat diese Amerikanerin an uns auszusetzen?»

Aber eben, die Qualität Ihrer Romane besteht gerade darin: Sie geben Einblick ins Funktionieren der italienischen Gesellschaft, sie sind



Lassen Sie uns nicht hängen!
Krimiautorin Leon.

hervorragend recherchiert. Und das Beste: Es sind eben Krimis ohne Geballer, fast ohne Gewalt. Und trotzdem hochspannend, richtige Pageturner. Heute eine absolute Seltenheit.

Sie haben einen Kommissar erdacht, der weder säuft noch Übergewicht hat, noch ein tiefes Trauma mit sich herumträgt, sondern

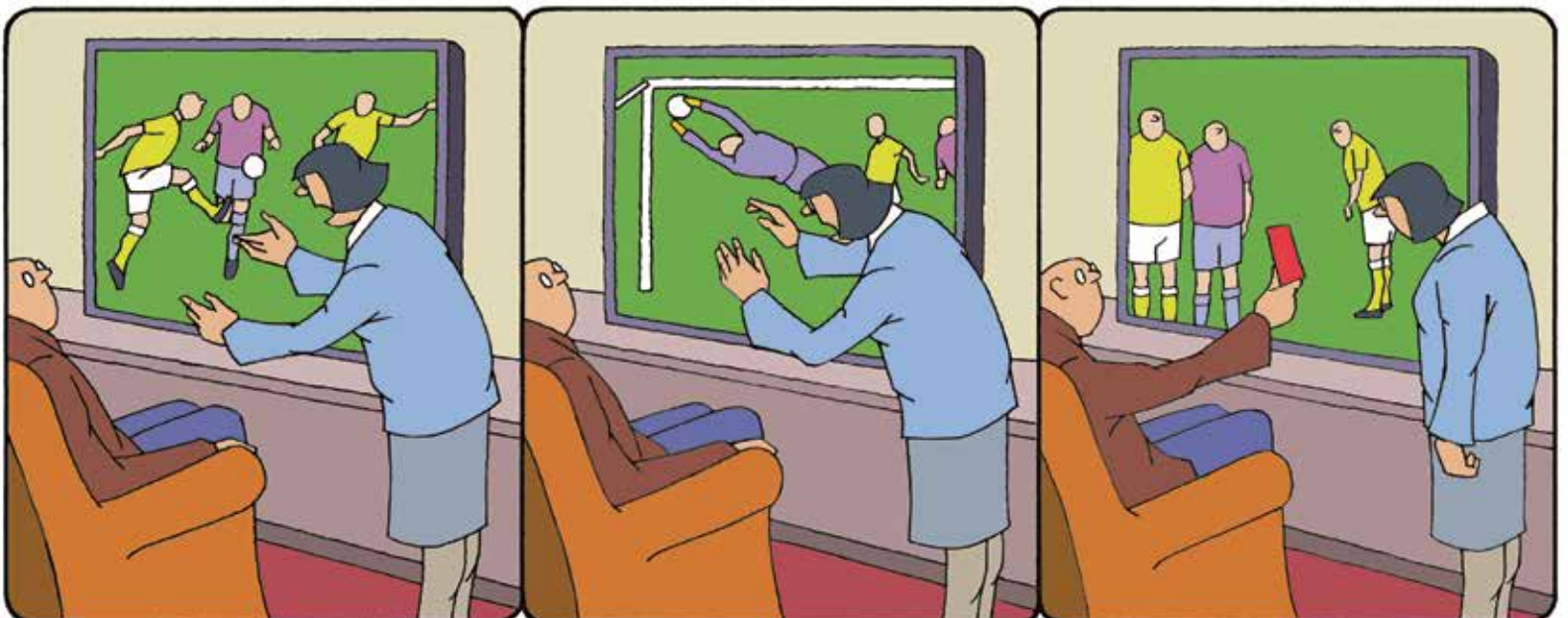
einfach nur das ist, was heute exotisch anmutet, nämlich: stinknormal. Er geht abends nach Hause, wo die treu liebende, total emanzipierte Universitätsprofessorin Paola ein leckeres Abendessen bereithält, die Kinder Chiara und Raffaele nur leicht herumtrotzen. So etwas gibt's in den amerikanischen oder den hochgelobten nordischen Krimis nicht.

Sie beweisen seit dreissig Jahren (und einunddreissig Romanen, in über dreissig Sprachen übersetzt), dass Krimis spannend und aufregend sein können, ohne dass die Story sich um Serial Killer, Profikiller oder Mafiabosse dreht. Dafür sei Ihnen gedankt.

Herzliche Gratulation zum Achtzigsten. Und lassen Sie uns nicht hängen! Weiterhin ein Roman pro Jahr, abgemacht?

Mit freundlichen Grüßen
Peter Rothenbühler

BARTAK



TAGEBUCH

Freddy Burger



Am vergangenen Samstag feierte das Musical «Oh läck du mir» im Oerliker Theater 11 die umjubelte Premiere. Ich gebe zu, dass ich als Produzent etwas nervös war. Die Reaktion des Publikums zeigte mir aber, dass wir mit diesem Stück den Nerv des Volkes treffen und auch ein halbes Jahrhundert nach Veröffentlichung der Songs genau richtigliegen.

Autor Charles Lewinsky brachte vor ungefähr vier Jahren die Idee auf, mit Liedern des Trios Eugster ein Stück zu schreiben – und jetzt sind wir am Ziel. Für Charles war es wichtig, dass seine Geschichte zu den Liedern passt – und umgekehrt. Deshalb hat er die Story quasi um die Songs herum geschrieben. Weil er schon früher mit dem Trio gearbeitet hatte, war er für diese Aufgabe prädestiniert.

Mich verbindet mit dem Trio Eugster viel. Wir waren quasi Nachbarn – ich wuchs in Schwamendingen auf, Alex, Guido und Vic lebten in Dübendorf. Und wir wurden im Entertainment miteinander gross – obwohl wir nicht direkt zusammenarbeiteten. Aber ich war immer begeistert von der Arbeit des Trios, auch weil die drei alles selber machten; das Management eingeschlossen. Sie hatten sogar ein eigenes Plattenlabel. Das war in der Branche einmalig. Ganz grundsätzlich kann man sagen: Das Trio Eugster war in den 1970er Jahren für die Schweiz herausragend. Es hatte wohl noch einen grösseren Namen als Peter, Sue & Marc. Der Schlüssel zum Erfolg waren die Melodien mit Ohrwurmcharakter und die pointierten Texte – provozierend und doch sehr nahe bei den Leuten: «Jetzt mues de Buuch weg», «Dörfs es bitzeli meh si?» oder eben «Oh läck du mir». Darin

erkannte sich fast jede Schweizerin und jeder Schweizer wieder.

Ich bin mir bewusst, dass mittlerweile ein Generationenwechsel stattgefunden hat. Wenn Junge das Plakat von «Oh läck du mir» sehen, wissen sie zunächst nicht, was es zu bedeuten hat. Sobald sie aber die Melodie hören, sind sie fasziniert. Mein Bauchgefühl sagt mir, dass es keine bessere Zeit gibt, um das Musical zu zeigen.

Mein Beruf besteht darin, andere Menschen glücklich zu machen.

Eigentlich wollten wir es schon im vergangenen Jahr spielen – aber Covid stand im Weg. Als Risikoverantwortlicher musste ich mich fragen, wie sich das Publikum verhält. Kommt es wieder in die Theater und an die Veranstaltungen? Oder nicht? Noch weiss man es nicht abschliessend, aber zumindest die Open Airs im Sommer liefen extrem gut. In Thun hatten wir mit einem konventionellen Musical, «Io senza te» von Peter, Sue & Marc, über acht Wochen eine Auslastung von 92 Prozent, bei 2500 Plätzen pro Abend.

Mein Beruf, den ich mittlerweile seit über fünfzig Jahren mit grosser Freude ausübe, besteht darin, andere Menschen glücklich zu machen. Und ich bin mir sicher, dass das Trio-Eugster-Musical eine willkommene Abwechslung zum Alltag bietet und dass die Besucher nach zweieinhalb Stunden das Theater lächelnd verlassen. Zu viel über die Handlung möchte ich nicht preisgeben, aber ich kann ein Happy End garantieren.

Das Stück ist übrigens die zweite Eigenproduktion meiner Karriere. 1977 führte ich

das Musical «Wilhelm Tell» mit Toni Vescoli in der Hauptrolle auf. Damals waren wir Freaks und machten ein Rock-'n'-Roll-Musical. Der Engländer Alexis Korner, der auch schon mit den späteren Rolling Stones Mick Jagger und Charlie Watts aufgetreten war, spielte Gessler. Wir hatten eine Topbesetzung. Aber die Medien verrissen uns in der Luft dafür, dass wir den Schweizer Nationalhelden verschandelten. Es endete damit, dass wir die Aufführungen im Albisgütli vorzeitig stoppen mussten – und mit einem grösseren Verlust dastanden. In der Planung des Trio-Eugster-Musicals hatte ich das im Hinterkopf – schliesslich werde ich Ende dieses Jahres 77.

Dass dies ein schlechtes Omen ist, glaube ich trotzdem nicht. Mit Wilhelm Tell machten wir ein Rock-Musical und waren der Zeit quasi voraus. Nun aber gehen wir *back to the roots* und nehmen das Publikum auf eine Reise in die eigene Jugend mit. Deshalb habe ich ein sehr gutes Gefühl.

Wohin die Reise des Musicals geht, bleibt offen. Fürs Erste schauen wir, wie das Publikum in Zürich reagiert. Je nachdem könnten wir später noch an anderen Orten spielen. Was ich persönlich vorhabe? Aus dem operativen Bereich habe ich mich schon seit einiger Zeit zurückgezogen. Aber die Arbeit bleibt mein Lebenselixier. Deshalb gilt: Ich bin noch voll im Geschäft und freue mich, in den nächsten Wochen wieder in die Anfänge meiner Berufszeit einzutauchen.

Freddy Burger ist ein Schweizer Unternehmer und Musikmanager.



Probleme mit der Bodenheizung? Eine Analyse schafft Klarheit.

Bodenheizungen, die bereits über 30 Jahre in Betrieb sind, sollten untersucht werden. Viele ältere Bodenheizungsrohre bestehen aus Kunststoff. Diese verspröden und verschlammten mit der Zeit. Wenn Sie nicht rechtzeitig reagieren, kann es teuer werden. Deshalb ist eine vorbeugende Analyse sehr ratsam.



BODENHEIZUNGSROHRE VERSPRÖDEN

Bodenheizungen sorgen für Komfort und sparen Platz. Doch die unsichtbare Wärmeverteilung altert. Versprödung und Verschlammung sind die Hauptgründe für ineffiziente Bodenheizungen. Werden Probleme nicht frühzeitig erkannt, sind die Schäden meist irreparabel. Betroffen sind insbesondere Systeme, die zwischen 1970 und 1990 verbaut wurden, weil in diesem Zeitraum hauptsächlich einfacher Kunststoff als Rohrmaterial zum Einsatz kam. Dieser versprödet mit der Zeit.

KALTE BÖDEN. WIE WEITER?

Wenn die Bodenheizung nicht die gewünschte Leistung bringt, gewisse Räume kalt bleiben und die Regulierung nicht richtig funktioniert, lohnt es sich, eine Fachperson hinzuzuziehen. Dabei ist es wichtig, dass die Anlage vor Ort genauestens untersucht wird.

KLARHEIT DURCH ANALYSE

Es müssen sämtliche Komponenten miteinbezogen und die Ergebnisse anhand von normierten SWKI-Richtwerten ausgewertet werden. Erst nach einer umfassenden Zustandsanalyse herrscht Klarheit darüber, wie es wirklich um eine Bodenheizung steht. Eine solche Analyse ist schon für wenige Hundert Franken zu realisieren und lässt eine klare Aussage über die Machbarkeit einer Sanierung zu.

SCHUTZSCHICHT GEGEN DIE ALTERUNG

Das Original zur Rohrrinnensanierung mittels Innenbeschichtung hat die Naef GROUP 1999 auf den Markt gebracht. Damit werden

bestehende Bodenheizungen ganz ohne Baustelle saniert. Die Innenbeschichtung dient dabei als Schutzmantel gegen weitere Versprödung.

NICHT SPÜLEN, SONDERN SANIEREN

Alternativ werden seit einigen Jahren von diversen Anbietern auch Spülungen und Reinigungsverfahren angeboten. Es ist wichtig zu wissen, dass damit das eigentliche Problem – die Versprödung des Rohrmaterials – nicht behoben wird. Mit dem HAT-System wird eine Bodenheizung hingegen tatsächlich saniert.

Bis zu 10 %
Energieeinsparungen
möglich dank unserer
Sanierung

10-JÄHRIGE GARANTIE MIT DEM ORIGINAL

Das HAT-System ist das einzige Rohr- innensanierungsverfahren, das Kunststoff-Bodenheizungen gemäss DIN-Norm 4726 sauerstoffdicht macht und damit die Alterung stoppt. So ist eine Erweiterung der Lebensdauer der Rohre garantiert und zudem werden auch gleich alle anderen wesentlichen Bodenheizungs-Komponenten gewartet oder ersetzt. Die Wertigkeit des Originals wird durch eine 10-jährige Garantie unterstrichen.

JETZT ZUSTANDSANALYSE BUCHEN

Die Zustandsanalyse wird von einem Spezialisten der Naef GROUP bei Ihnen vor Ort für nur **390.– CHF (inkl. MwSt.)** durchgeführt. Das Angebot gilt bis Ende 2022, für Objekte in der Deutschschweiz. Für Objekte im Engadin, im Wallis, im Tessin und in der Romandie gelten andere Preise. Die Analyse umfasst eine aktuelle Zustandserfassung nach geltenden Richtlinien und eine Beratung über weitere Schritte.

Ja, ich möchte mehr dazu erfahren.
Kontaktieren Sie mich unverbindlich.

Name

Vorname

Strasse

PLZ, Ort

Jahrgang Liegenschaft

Telefon

E-Mail

Datum

Unterschrift

Weltwoche 2022



Bitte Talon zurücksenden oder anrufen


Naef GROUP

Wolleraustrasse 15N, 8807 Freienbach

Tel.: 044 786 79 00, Fax: 044 786 79 10

E-Mail-Adresse: info@naef-group.com

www.naef-group.com

 **Naef** Rohrrinnensanierungen | Das Original
GROUP | Schweizweit führend seit 1985



VIP-Spezialreise «Rom und Vatikan» Und ewig lockt das alte Rom

Auf dem Höhepunkt seiner Macht reichte das römische Imperium von Britannien bis nach Nordafrika, von Spanien bis nach Syrien. Tauchen Sie ein in die wechselvolle Geschichte der Metropole am Tiber, in der sich Kunst und Geschichte in unermesslicher Schönheit vereinen. Uns erwarten sieben unvergessliche Tage.

Seit Menschengedenken gilt das alte Rom als Hochburg der schönen Künste und der feinen Lebensart. Auf unserer Leserreise erkunden wir Roms faszinierende Geschichte mit frischen Augen. Kennen Sie schon Roms neuestes Museum, das Centrale Montemartini? Haben Sie das Originalmodell des antiken Rom gesehen? Oder die grandiosen Reliefs der Trajanssäule? Das sind Eindrücke, die sich einem für immer einprägen.

Weiter erfahren wir, wie Kaiserin Livia und Johann Wolfgang von Goethe zu ihrer Zeit gewohnt haben. Einen lebendigen Eindruck von Roms Blütezeit vermittelt uns der Besuch des Museo della Civiltà Romana. Ganz in der Nähe befindet sich der Friedhof der Nichtkatholiken, einer der schönsten und stillsten Orte. Von dort begeben wir uns zum berühmten Piranesi-Schlüsselloch, durch das man einen einzigartigen Ausblick auf den Petersdom geniesst.

Als weiterer Höhepunkt werden wir von der Schweizergarde persönlich empfangen. Wir besichtigen die Waffenkammer, und nach einem Aperitif im Kasernenhof geht es zum gemeinsamen Abendessen mit einem Gardisten in eine Trattoria. Der Petersdom ist unser nächstes Ziel. Als Krönung sind die Vatikanischen Museen mit der Sixtinischen Kapelle ausserhalb der regulären Besuchszeiten am Abend exklusiv für uns geöffnet!

Auf dem Quirinal, einem der sieben Hügel des klassischen Rom, besichtigen wir im weiteren Verlauf der Exkursion die Kirche Sant' Andrea al Quirinale von Bernini sowie die kleine Kirche San Carlo alle Quattro Fontane von Borromini. Das Thermenmuseum im Palazzo Massimo, die Katakomben der heiligen Agnes, das Mausoleum der heiligen Costantia, die Villa Torlonia und das Etruskische Nationalmuseum in der Villa Giulia sind weitere Stationen aus unserem Programm.

Platin-Club-Spezialangebot

VIP-Spezialreise «Rom und Vatikan»

Reisedaten:

6. bis 12. November 2022

Leistungen:

- Swiss-Flug Zürich–Rom–Zürich
- Gebühren und Transfer
- 6 Übernachtungen mit Frühstück im 4-Sterne-Hotel «Della Conciliazione»
- 3 Abendessen in ausgewählten Restaurants
- Besuch und Apéro mit der Schweizergarde
- Abendessen mit einem Schweizergardisten
- Exklusive Abendführung Petersdom und Vatikanische Museen
- Kirchen Bernini, Borromini, «Discobolo»
- Katakomben und Etruskisches Nationalmuseum
- Qualifizierte, deutschsprachende Reiseleitung

Zusätzlich buchbar:

Ausflug «Auf den Spuren Caravaggios»: Fr. 65.–

Preis (p. Pers. im DZ):

Mit *Weltwoche*-Abo: Fr. 1980.–
Für Nichtabonnenten: Fr. 2280.–
Einzelzimmerzuschlag: Fr. 310.–
Ermässigung bei Eigenanreise: Fr. 250.–

Buchung:

Reservieren Sie Ihr Arrangement über Telefon 091 752 35 20 oder per E-Mail an: info@mondial-tours.ch.

Veranstalter:

Mondial Tours MT SA, 6600 Locarno

www.weltwoche.ch/platin-club

Geniestreiche und Jahrhundertversagen

Der einflussreiche Walliser Mitte-Ständerat Beat Rieder dominiert die Schweizer Klimapolitik. Nun erwächst ihm in SVP-Nationalrat Michael Graber lokale Konkurrenz.

Er ist erst seit anderthalb Jahren als Nationalrat in Bern, jetzt steht ihm die erste grosse Bewährungsprobe bevor: SVP-Nationalrat Michael Graber soll das Referendum gegen den indirekten Gegenvorschlag zur Gletscher-Initiative führen. Damit beweist die SVP-Spitze, dass sie grosse Hoffnungen in den 41-jährigen Oberwalliser setzt.

Graber rutschte in der Sommersession 2021 für Franz Ruppen nach, der im März 2021 für die SVP den Sitz in der Walliser Kantonsregierung zurückgewonnen hatte. Ruppen war in Bern eher ein Leisetreter, Graber kämpft dagegen mit weitaus härteren Bandagen und weiss sich bei Debatten auch wortreich in Szene zu setzen – wie vergangene Woche, als der Nationalrat die Differenzen zum indirekten Gegenvorschlag zur Gletscher-Initiative bereinigte.

Wolkige Pläne

Die Klimaschutzallianz aus SP, Grünen, Mitte und FDP sieht den Krieg in der Ukraine als günstige Gelegenheit, nach dem Atomausstieg auch den Verzicht von Öl und Gas durchzusetzen. Als Vehikel bietet sich ein indirekter Gegenvorschlag zur dogmatischen Gletscher-Initiative an. Das Parlament will damit kon-

Das Wallis müsse jetzt zur Rettung der links-grünen Energiepolitik seine schöne Landschaft verhandeln.

krete Verminderungs- und Etappenziele im Gesetz verankern, mit denen die Reduktion der Treibhausgasemissionen auf «netto null» im Jahr 2050 erreicht werden kann. Der Druck auf Hausbesitzer, fossile Heizungen zugunsten neuer Technologien (Wärmepumpen usw.) zu ersetzen, wird damit aber erhöht.

Graber legte den Finger auf den wunden Punkt, als er während der Debatte seine Ratskollegen ins Gebet nahm. «Sie wollen die verfehlte Energiestrategie fortsetzen», gab er zu verstehen. Und weiter: «Sie haben keinen Plan, wie Sie aus den fossilen Energieträgern aussteigen wollen. Sie würden das wieder-



«Sie haben keinen Plan»: Politiker Graber.

holen, was Sie bereits beim Kernenergieausstieg gemacht haben.»

Fakt ist: Es braucht Unmengen an Strom aus erneuerbaren Energiequellen (Wasserkraft, Sonne, Wind), um den Ausstieg aus der Atomkraft und den Verzicht auf fossile Energieträger umzusetzen. Gleichwertiger Ersatz existiert bisher aber nur in vagen und wolkigen Plänen links-grüner Solarlobbyisten.

Wäre es nicht angebracht gewesen, angesichts der aktuellen Stromversorgungsprobleme beim Ausstieg aus den fossilen Energieträgern einen Marschhalt einzulegen? Darüber aber wurde bei der Debatte über den indirekten Gegenvorschlag keine Diskussion geführt.

Vollgas gegen die Wand

Der Ständerat nutzt diese Vorlage stattdessen zu einer weiteren Solar-Offensive – auf Antrag des Oberwalliser Ständerats Beat Rieder (Mitte-Partei). Er überraschte alle damit, dass er plötzlich für hochalpine Solaranlagen trommelte, namentlich für ein fünf Quadratkilometer grosses Solaranlageprojekt «Grengiols Solar» im Saffischtal, das vom früheren SP-

Präsidenten Peter Bodenmann lanciert worden war.

Rieders zweiter Geniestreich war es, den Ständeräten einzureden, dieses Geschäft angesichts der drohenden Strommangellage in den kommenden Jahren dem indirekten Gegenvorschlag zur Gletscher-Initiative anzuhängen, um es noch in dieser Session abschliessen zu können. Das hatte zur Folge, dass sich nun alle über Solarpflicht auf Hausdächern, alpine Solarkraftwerke ausliessen und weniger über die Inhalte des indirekten Gegenvorschlags. Gehörte das ebenfalls zu Rieders Plan?

Auch mit einer Solarpflicht auf Hausdächern ab einer Grösse von 300 Quadratmetern oder mit hochalpinen Solarkraftwerken lassen sich in Zukunft Öl und Gas nicht einfach kompensieren. SVP-Nationalrat Graber spricht von einem Jahrhundertversagen. Das Wallis müsse jetzt seine schöne Landschaft verhandeln zur Rettung der links-grünen Energiepolitik. «Diese Projekte werden nicht ausreichen», warnt der SVP-Politiker. «Es wird bloss alles viel teurer werden. Aber irgendwo müssen wir anfangen, da sie beschlossen haben, mit Vollgas gegen eine Wand zu fahren.»

Grabers Vorteil

Diese Debatte über hochalpine Solarkraftwerke wird den Abstimmungskampf gegen den indirekten Gegenvorschlag nicht einfacher machen, weil in der Öffentlichkeit der Eindruck entstanden ist, man habe das Versorgungsproblem gelöst. Ob Rieder dabei als grosser Rivale gegen Graber antritt? Damit ist eher nicht zu rechnen. Rieder ist nicht der grosse Redner, mehr der Mann, der im Hintergrund die Fäden zieht. Graber ist rhetorisch besser beschlagen. Das hat er auch schon in der «Arena» des Schweizer Fernsehens gezeigt. Und er ist überzeugt, dass dieses Referendum zu gewinnen ist – weil nur schon der Titel «Gletscher-Initiative» ein Etikettenschwindel ist.

In der Tat: Gerettet ist mit dieser Vorlage kein einziger Eisriesen.

Was Selenskyj von Kissinger lernen kann

Dem US-Aussenminister gelang 1973 das Unmögliche: Israel und Ägypten zu versöhnen. Sein Erfolgsrezept: Er lehrte die Sieger die Kunst der Mässigung.

Pierre Heumann

Tel Aviv

Eskalation zeichnet sich ab im Ukraine-Krieg: Wladimir Putin warnt vor dem Einsatz «aller Möglichkeiten, die uns zur Verfügung stehen», also auch von Nuklearwaffen, und betont, das sei «kein Bluff». US-Sicherheitsberater Jake Sullivan kündigt eine «entschlossene Reaktion» an, sollte Russland Atomwaffen gegen die Ukraine einsetzen, was «katastrophale Konsequenzen» haben könnte.

Wie würde Henry Kissinger, der Zauber-künstler der Diplomatie, der vor fünfzig Jahren während des Jom-Kippur-Kriegs wahre Wunder vollbracht hat, heute die Krise lösen oder zumindest entschärfen?

Washington erhöhte die Alarmstufe

Der Schock kam am 6. Oktober 1973 – am heiligen jüdischen Festtag Jom Kippur und im heiligen muslimischen Monat Ramadan. Die ägyptischen Streitkräfte griffen die Israelis über den Suezkanal an, und von anderer Seite her durchbrachen syrische Panzer die israelischen Verteidigungsanlagen auf den Golanhöhen. Ein neunzehntägiger Krieg hatte begonnen. Die arabischen Ölproduzenten, allen voran Saudi-Arabien, verhängten ein Embargo gegen alle, die dem jüdischen Staat halfen, und lösten damit nicht nur in den USA, sondern weltweit eine Energiekrise aus.

Moskau drohte mit einer Intervention im Namen der arabischen Seite und verstärkte seine Präsenz im Mittelmeer. Der US-Geheimdienst meldete, dass sowjetische Schiffe auf dem Weg in den Nahen Osten über Atomwaffen verfügen könnten. Washington erhöhte die Alarmstufe.



«Niemand, der bei Verstand ist, zieht den Krieg dem Frieden vor; denn in diesem begraben die Söhne die Väter, in jenem die Väter die Söhne.»

Herodot (490/480–430/420 v. Chr.)



Zauberformel für den Frieden: Kissinger mit Präsident Nixon (M.) und Israels Premierministerin Golda Meir in Washington, 1973.

Zurück zur Aktualität: Der Oberbefehlshaber der ukrainischen Streitkräfte, General Walerij Saluschnyj, geht davon aus, dass der Krieg auch im nächsten Jahr und möglicherweise sogar 2024 noch andauern könnte. Weil die

Die Vereinbarung mit Syrien hält bis heute und hat sogar den Bürgerkrieg überlebt.

Ukraine auch Ziele auf dem Territorium der Russischen Föderation treffen wolle, wünsche er sich die Bereitstellung von hochpräzisen Langstreckenwaffen, schreibt Saluschnyj auf der staatlichen Internetseite Ukrinform. Damit wolle er der russischen Gesellschaft «die Kosten des Krieges» deutlich machen, «Tausende von Kilometern innerhalb Russlands». Derzeit könne die Ukraine lediglich Ziele treffen, die hundert Kilometer jenseits der Grenze sind. «Wir werden nicht zulassen, dass der Besatzer ungestraft davonkommt», warnt der ukrainische Präsident Wolodymyr Selenskyj auf Telegram.

Putin, Selenskyj, Sullivan, Saluschnyj et cetera: Was können sie von Kissinger lernen,

dem es in den 1970er Jahren gelang, zwischen den beiden Erzfeinden Israel und Ägypten Frieden zu stiften?

Eine ganze Menge, ist Martin Indyk, der frühere US-Botschafter in Tel Aviv, überzeugt. Vor einigen Wochen empfahl er in einem Interview: «Wendet Kissingers Nahost-Formel an, um den russisch-ukrainischen Krieg zu beenden.» Nach zahlreichen Gesprächen mit Kissinger hat der profunde Kenner des Nahen und Mittleren Ostens vor einem Jahr eine Biografie mit dem Titel «Master of the Game» verfasst, die im Untertitel Einblicke in Kissingers mittelöstliche Diplomatie verspricht.

Ehrlicher Makler

Trotz zahlreichen historischen und geopolitischen Unterschieden zwischen damals und heute lohne sich ein Studium der Methode, die Kissinger ab Oktober 1973 angewandt und mit deren Hilfe er eine israelisch-arabische Annäherung angestrebt habe, meint Indyk. Er hebt vier Punkte hervor, die unerlässlich waren für einen Erfolg.

Erstens: Kissinger trat als ehrlicher Makler auf, der von den Kriegsparteien akzeptiert wurde. Er hatte sowohl das Ansehen als

auch die Macht, um als Vermittler ernst genommen zu werden. Und war pausenlos im Einsatz. Er engagierte sich persönlich, war unermüdlich, und er sprach mit allen Beteiligten. Während Wochen pendelte er zwischen den Hauptstädten des Nahen Ostens, traf sich in Jerusalem, Kairo und in Damaskus mit den führenden Politikern, in den USA mit Diplomaten aller Beteiligten, und in Moskau mit Leonid Iljitsch Breschnew, dem damaligen Staatsoberhaupt der Sowjetunion.

Es gelang Kissinger zwar war nicht auf Anhieb, die Kriegsparteien gemeinsam an einen Verhandlungstisch zu bringen. Aber immerhin brachte er es zustande, dass Jerusalem und Kairo ein gemeinsames Dokument unterzeichneten, desgleichen auch Damaskus und Jerusalem. Darin erklärten sich die Kriegsparteien einverstanden, eine neue Waffenstillstandslinie zu akzeptieren. Das Abkommen mit Ägypten führte 1979 zum ägyptisch-israelischen Friedensvertrag. Die Vereinbarung mit Syrien hält bis heute und hat sogar den Bürgerkrieg überlebt.

Zweitens: Kissinger achtete darauf, Erniedrigungen Ägyptens zu vermeiden, um künftige Verhandlungen zu ermöglichen und ein Wiederaufflackern der Gewalt zu verhindern. Das schloss für ihn allerdings Waffenlieferungen an Amerikas Verbündeten Israel nicht aus.

Keine Demütigung

Der Jom-Kippur-Krieg von 1973, den Kissinger beenden wollte, war letztlich eine Folge des Sechstagekriegs von 1967. Damals hatten die israelischen Streitkräfte den ägyptischen, jordanischen und syrischen Armeen in wenigen Tagen verheerende Niederlagen zugefügt. Ägypten verlor die Sinai-Halbinsel, Syrien die Golanhöhen, Jordanien das Westjordanland. Der spektakuläre Sieg gab Israel ein «unverschämtes Gefühl der Unbesiegbarkeit», wie ein Analyst später schrieb, während sich Ägypten und Syrien auf die Rückeroberung der eroberten Gebiete vorbereiteten.

Im Oktober 1973 war es so weit, dass arabische Armeen die Israelis überraschten, indem sie einerseits über den Suezkanal vorstießen und sich andererseits vorübergehend die Golanhöhen zurückholten. An beiden Fronten konnten sie Israel erhebliche Verluste zufügen. Den Ägyptern gelang es zudem, ihre Truppen auf dem Ostufer des Kanals zu halten.

In den ersten Kriegstagen war die Lage äusserst prekär für Israel. Um das Land vor dem befürchteten Untergang zu retten, organisierte Kissinger eine Luftbrücke und lieferte unter anderem Transportflugzeuge, mehr als 22 Tonnen Kriegsmaterial, Panzer, F-4-Phantom-Kampflugzeuge und Skyhawks. Weil er aber gleichzeitig den Ägyptern ein Siegesgefühl geben wollte, sorgte Kissinger dafür, dass der Nachschub erst eintraf, nachdem ägyptische Truppen den Suezkanal überschritten hatten.



Später sagte Ägyptens Präsident Anwar as-Sadat zu Kissinger: Ein für alle Mal sei «der Mythos von der Unbesiegbarkeit Israels zerstört worden», und er bezog sich dabei auf die anfänglich erfolg-

Den Friedensprozess sah er lediglich als Instrument, um Stabilität zu erreichen.

reiche Attacke gegen den von Israel besetzten Sinai. Mit diesem «bewundernswürdigen Angriff» habe die ägyptische Armee wieder alles zurückerobert, was 1967 verloren ging, schrieb as-Sadat später in seinen Memoiren.

Wobei er etwas Wichtiges «vergass»: dass es für Ägypten damals nämlich beinahe katastrophal geendet hätte, nachdem israelische Truppen die dritte Armee Ägyptens in eine Falle gelockt hatten. Als die von den USA mit Waffen unterstützte israelische Armee im Begriff war, as-Sadats Triumph nach der Überquerung des Kanals zunichtezumachen, drang Kissinger bei Israels Politikern darauf, sie sollten die ägyptische dritte Armee nicht definitiv besiegen. Er wollte damit eine Demütigung as-Sadats verhindern.

Kissinger hatte die Geschichte vor Augen. Das Weltbild des gebürtigen Deutschen, der in den 1930er Jahren vor den Nazis in die USA geflüchtet war, ist von der Erniedrigung Deutschlands geprägt, die Frankreich und Grossbritannien nach dem Ersten Weltkrieg durchgesetzt hatten und die Historiker als einen der Gründe für den Zweiten Weltkrieg bezeichnen. Diese Einschätzung, so Indyk, habe auch Kissingers Haltung im Umgang mit Ägypten während des Jom-Kippur-Krieges beeinflusst.

Drittens: Kissinger wollte Konflikte grundsätzlich im Rahmen der Schaffung einer regionalen Ordnung angehen und lösen. Darin sah er eine Chance, um die Konfrontation zwischen den Kriegsparteien zu entschärfen. Die Kunst der Diplomatie sieht er nicht darin, zu bestrafen, sondern darin, zu integrieren.

Voraussetzung für den Frieden sei regionale Stabilität. Ohne diese Basis würden der Friede

zum Problem und Konflikte unlösbar. Kissinger sei kein Pazifist, so Indyk. Er misstrau dem Frieden, und er glaube nicht, dass sich Konflikte aus der Welt schaffen liessen. Kissinger halte Frieden vielmehr für einen Teil eines Prozesses, mit dem Konfliktsituationen entschärft, aber nicht zwangsläufig beendet werden.

Für amerikanische Politiker sei es schwierig, die Tatsache zu akzeptieren, dass in einigen Konflikten die Positionen der Gegner unvereinbar seien, schrieb Kissinger bereits in seinem Buch «White House Years». Seine Erfolge im Mittleren Osten erklärt Kissinger-Biograf Indyk mit dessen realistischer Einschätzung des Möglichen und Unmöglichen.

Viertens: Kleine Schritte erachtet Kissinger in der Friedenspolitik als sinnvoller und vielversprechender als einen grossen Wurf. Dies ermögliche es Feinden, zumindest teilweise Übereinstimmungen zu finden.

Gefährlicher Enthusiasmus

Seit Beginn der Konflikte im Nahen Osten habe sich jeder US-Präsident den Mantel des Friedensstifters umhängen wollen, fasst Indyk Kissingers Sicht zusammen. Das Streben nach Frieden mit zu viel Enthusiasmus führe aber zu dessen Gegenteil.

Als zum Beispiel Kairo und Damaskus sowie Jerusalem bereit waren, Frieden zu schliessen und einen grossen Schritt nach vorn zu machen, soll Kissinger gewarnt und davon abgeraten haben. Das sei «zu gefährlich und riskant», die Region sei noch nicht bereit dazu. Stattdessen ermunterte er zu kleinen Schritten, um sein Ziel zu erreichen: ein stabileres arabisch-israelisches Gleichgewicht. Den Friedensprozess sah er lediglich als Instrument, um dieses Ziel, die Stabilität, zu erreichen.

© LIECHTENSTEIN. The Princely Collections, Vaduz-Vienna

Vorausschauend für die nächste Generation investieren

Vorausschauend seit Generationen

Zwiespältigkeit des Sonderfriedens

Vielleicht gibt es doch Hoffnung, auch wenn das jetzt naiv klingen mag.



Ein Landstrich, der nie zur Ruhe zu kommen scheint.

Ich lag auf einer Hängematte unter diesem riesigen apulischen Olivenbaum, der älter schien als die Arche Noah, und blickte in den stahlblauen, aber trotzdem warmen Himmel. Eine Wolke zog vorbei, und ich dachte, ich hörte sie rauschen. Sie sah aus wie ein Pelikan, und mit der Wolke zogen die Erinnerungen der letzten Tage vorbei, und mir wurde klar, dass die Stunden in einem kleinen Paradies sich gerade auflösten wie der Pelikan in der Luft.

Freunde hatten geheiratet, drei Tage lang, und wir hatten getanzt, gegessen, gesungen, uns umarmt, gelacht und nie an das Morgen gedacht. In ein paar Stunden würde der Flieger in die Luft steigen, hoch über die Wolken steigen und mich absetzen in einem Landstrich, auf dem man keine Hängematte zwischen Olivenbäume spannen könnte, dessen Himmel nie ein solches Blau sich geben könnte, ein Landstrich, der nie zur Ruhe zu kommen scheint.

Ich lernte gerade etwas, was ich schon gewusst hatte, was mir aber im Sein ohne Hängematte entglitten war: dass ein Mensch sich hin und wieder einen Sonderfrieden mit allem schaffen muss. Und groteskerweise ist der Sonderfrieden ein bisschen wie ein Gefängnis, wenngleich er das beste Gefängnis der Welt ist, weil nichts hereindringen kann und kaum etwas hinaus. Man fühlt sich frei in diesem Sonderfrieden, diesen Momenten, in denen, wie man so sagt, Sorgen und Nöte ausgesperrt sind.

Die Tage des Sonderfriedens sind gekommen, man braucht ihn, um sich vor den

grassierenden Ängsten und Sorgen in Sicherheit zu bringen. Nicht einmal so sehr vor den eigenen, natürlich auch, vor allem aber vor den kollektiven, die immer mehr zur Bedrängung werden; die Angst vor einem einsamen, kalten Winter, die Angst, dass vieles unbezahlbar wird, die Sorge, nicht nur auf Luxus, sondern bald vielleicht auch auf einst fraglos Fundamentales verzichten zu müssen, Ferien etwa, ein zweites Auto, Rindsfilet, jederzeit Schuhe bestellen zu können.

Das ist die andere Seite des Kriegs, der gerissenen Lieferketten, der explodierenden Preise; sie schaffen eine Art Massenpsychose, Ängste und Sorgen eben, und es ist schwer zu sagen, was das aus einer Gesellschaft machen wird, die bis anhin nur *first world problems* kannte. Welche Entzugserscheinungen sie haben wird. Ob sie, nach dem Zorn und der Wut, wahrscheinlich auf «die da oben», mit einer Art Fatalismus reagieren wird, mit mit Stahlkappen verstärkten Ellbogen oder mit matter Verzweiflung.

Ob sie fähig sein wird, den individuellen und kollektiven Einbussen mit einer neuen Genügsamkeit zu begegnen, und wenn ja, wie lange es dauern wird, bis sie dazu in der Lage ist. Oder wird der Leim, der alles bisher doch zusammengehalten hat, Reich und Arm, die fetten und die mageren Jahre, seine Haftkraft ganz verlieren, und all die einst verhafteten Teile brechen auseinander? Es gäbe

dann, noch viel mehr als dieser Tage, keine eine Gesellschaft mehr, sondern nur noch Gesellschaften, die immer weiter auseinanderdriften, bis sie den Kontakt zueinander ganz verlore.

Dann würde es schwer werden für die Demokratie, weil keine Mehrheit mehr sich finden würde, keine tragfähige Vernunft. Eine Regierung würde nicht mehr den Volkswillen versuchen durchzusetzen, sondern sähe sich gezwungen, den Fliehkräften, die drohten, alles auseinanderzureissen, etwas entgegenzustellen. Nur was?

Der Himmel über der Hängematte ist immer noch von diesem überwältigenden Blau, da ist ein sanftes Schaukeln, im Hirn auch. Nicht dein Problem, sagt eine Stimme, du bist im Sonderfrieden. Und dann schaukelt man vor sich hin und überlegt, wie das wäre, wenn alle nur noch im Sonderfrieden wären, losgekoppelt von der Welt, uninteressiert an ihrem Lauf, taub und blind für die Diskurse unserer Epoche, offen nur noch für die Suche des eigenen Sinns.

Vielleicht gibt es doch Hoffnung, auch wenn das jetzt naiv klingen mag. Dass die Not, wie sie das in der Geschichte schon so oft getan hat, das Bessere im Menschen freisetzt, seine Fähigkeit zur Solidarität, sein Mitgefühl, seine Hilfsbereitschaft.

Ich schaukelte noch ein wenig hin und her, schälte mich dann aus der Hängematte und tappte dem Ungewissen entgegen.

PERSONENKONTROLLE

Sommaruga, Rösti, Gisin, De Aliprandini, Aadorf, Berben, Sina, Stern, Berg, Meghan, Harry, Schwarzenegger



Dolce Vita: Ski-Ass Gisin.

Simonetta Sommaruga, Verliererin, hat mit ihrem Postorganisationsgesetz zur Privatisierung von Postfinance eine Pleite erlitten. Weder im Ständerat noch im Nationalrat wollte sich jemand für diese Revision erwärmen. Das Geschäft wurde vergangene Woche in der grossen Kammer mit null Stimmen dafür fadengerade beerdigt. Eine grosse Frage bleibt im Raum: wie es Sommaruga fertiggebracht hat, eine von links bis rechts umstrittene Vorlage im Bundesrat durchzubringen. (*hmo*)

Albert Rösti, Energiebündel, hat in der Wandelhalle des Bundeshauses erlebt, wie die Solar-Lobbyisten immer unverschämter auftreten. Weil sich der Berner SVP-Nationalrat erlaubt, nicht alles zu bejubeln, was die Sonnenenergie-Interessenvertreter den Parlamentariern auf-tischen, fragte einer von ihnen ernsthaft, ob ihm «Putin denn schon gedankt» habe. Verständlicherweise wies der ehemalige Parteichef den Mann auf der Stelle zurecht. (*odm*)

Michelle Gisin, Gondoliera. Die zweifache Ski-Olympiasiegerin hat ein Faible für Italien. Zusammen mit ihrem Freund, dem italienischen Riesenslalom-spezialisten **Luca De Aliprandini**, wohnt sie am schönen Gardasee. Nun wird die 28-jährige Engelbergerin von ihrer Heimat-gemeinde auf besondere Weise gewürdigt. Gisin erhält ihre eigene Titlis-Gondel – was quasi der Vorstufe eines Denkmals entspricht. Diese Ehrung will sie als Startvorteil für den kommenden Winter nutzen: «Es ist eine zusätzliche Motivation, die Unterstützung und Wertschätzung meines eigenen Hausbergs in die Weltcup-saison mitnehmen zu dürfen», sagt Gisin. Für allfällige Flitterwochen in Venedig wird sie dann wohl aber auf eine alternative Gondel zurückgreifen. (*tre*)



Beherzt: Popstar Sina.

Mario Aadorf, Heimweh-schweizer, hat in der Zürcher Tonhalle den Europäischen Kulturpreis für sein Lebenswerk erhalten. «Es ehrt mich, diese Auszeichnung an meinem Geburtsort zu bekommen», sagte der 91-jährige deutsche Kinostar. «Ich wurde ja schon oft als Schweizer bezeichnet und liebe dieses Land. Es ist meine zweite Heimat», fügt der in Zürich geborene Schauspieler an. Aadorf begann seine Karriere 1953 als Statist und Regieassistent am Schauspielhaus Zürich. Laudatorin **Iris Berben**: «Ich hatte bei der Verleihung Gänsehaut!» (*ah*)

Sina, Musikerin, hat ihr neustes Album, «Ziit-sammläri», veröffentlicht. Es ist ein ganz spezielles Werk der 56-jährigen Walliserin: Zusammen mit Schweizer Autorinnen und Autoren sind fünfzehn von **Adrian Stern** produzierte Lieder entstanden, die «direkt ins Herz gehen», wie sie sagt. Und weiter: «Wir hatten viel Zeit während Corona, als auch in der Schweiz die Kultur still-stand.» Unter den Autorinnen ist auch Schriftstellerin **Sibylle Berg**, mit der Sina während sechs Jahren in einer WG wohnte. (*ah*)

Herzogin Meghan, Sparfüchsin, fühlt sich ausgebeutet. Wie ein neues Insider-Buch über die britischen Royals behauptet, soll die Ehefrau von **Prinz Harry** eine Entlohnung für ihre öffentlichen Auftritte erwartet haben. «Ich kann nicht glauben, dass ich dafür nicht bezahlt werde», wird sie von Ohrenzeugen zitiert. (*ky*)

Arnold Schwarzenegger, Pensionär, sieht das Denken in Gefahr – durch Smartphones und Tablets. «Ihr braucht Zeit zu denken, weg mit euren iPhones!», rief er Start-up-Unternehmern auf einer Messe in München zu. Zu seiner Zeit habe es das alles nicht gegeben, was ihm das Nachdenken erlaubte. (*ky*)

Murat Yakin hat es im Griff

In sechzig Tagen trifft die Schweizer Fussballnationalmannschaft an der Weltmeisterschaft in Katar im ersten Gruppenspiel auf Kamerun. Es dürfte in der Poule mit Rekordweltmeister Brasilien und den unberechenbaren Serben bereits das wegweisende Spiel sein.

In der drittletzten Vorbereitungspartie haben die Schweizer und ihr Trainer Murat Yakin bewiesen, dass sie auf Kurs sind und gegen Spitzennationen die besten Leistungen erbringen.

In Saragossa bezwangen sie die Spanier nach Toren von Manuel Akanji und Breel Embolo 2:1. Es ist ein Sieg fürs Gemüt, von dem diverse Schlüsselspieler viel Selbstvertrauen mitnehmen können. Allen voran Xherdan Shaqiri, der sich in Chicago im sportlichen Niemandsland befindet, aber für die Schweiz noch immer die zentrale Figur ist. Vor allem deutete er an, dass er auch am rechten Flügel (und nicht im Zen-



Schöne Zugabe: Trainer Yakin.

trum) seine Rolle spielen kann. Yann Sommer war im Tor die verlässliche Lebensversicherung. Und Ruben Vargas brachte mit seinen (Corner-)Flanken die Spanier immer wieder in Verlegenheit.

Damit haben die Schweizer in der Nations League das sportliche Schicksal wieder in den eigenen Händen. Am Dienstag untermauerten sie im Heimspiel gegen Tschechien mit einem Sieg, wiederum 2:1, ihre Fähigkeit, den Klassenerhalt sicherzustellen. Es ist eine schöne Zugabe der Dienstreise nach Spanien.

Viel wichtiger aber ist: Trainer Murat Yakin hat alles im Griff.

Und die Chancen stehen gut, dass im Vorfeld der WM vor allem über sportliche Tatsachen gesprochen wird – und nicht über Tattoo-Studios, Haarfärbemittel oder Frauenbesuche im Teamhotel.

Thomas Renggli

Standpauke statt Standpunkte

In der letzten Sendung «NZZ Standpunkte» war Chefredaktor Eric Gujer hin und weg ob seines weiblichen Gastes, den er als Jessica Berlin vorstellte. Die Tatsache, dass die Deutsch-Amerikanerin hübsch und jung ist, berechtigte sie offenbar, nichts als inhaltlichen Unsinn und seichten Meinungskitsch zum Ukraine-Krieg zu vertreten. Unvermittelt wechselte Gujer zu «SVP-Doyen» Christoph Blocher. Dieser habe «den Tod blutjunger russischer Soldaten beklagt». In Wahrheit hat Blocher die Doppelmoral des *Magazins des Tages-Anzeigers* aufgezeigt: Dort erzeugten seitenlange Porträts gefallener Russen bitteres Erbarmen. Wobei gleichzeitig tabuisiert wurde, dass diese von den Ukrainern und dank westlicher Waffenhilfe getötet worden sind.

Dazu meinte Jessica Berlin: «Dieser Herr von der SVP liegt genauso falsch wie sonst irgendwelche Stimmen der AfD in Deutschland oder des RN in Frankreich. Die Rechtsradikalen, die Russlands brutalen Krieg unterstützen, die schätzen das völlig falsch ein.» Moderator Gujer liess unkommentiert, dass die SVP angeblich «rechtsradikal» sei und Blocher angeblich Russlands Krieg unterstütze. Gleichzeitig offenbarte sein Gast aus Deutschland eine völlige Ahnungslosigkeit über die Parteienverhältnisse in der neutralen Schweiz.

Ob Blocher «zynisch» sei, hakte Gujer noch einmal nach. Nicht nur das, meinte Jessica Berlin – nebenbei bekennende Enkelin eines deutschen Wehrmachtangehörigen –, das sei sogar «menschenverachtend». In Wahrheit ist die vom NZZ-Chefredaktor angehimmelte «Expertin» Jessica Berlin ein absolutes Leichtgewicht. Eine einfältige, oberflächliche Selbstdarstellerin, die noch nicht einmal Wikipedia eine Erwähnung wert ist.

Schon in der letzten Sendung von «NZZ-Standpunkte» hat Eric Gujer unentwegt versucht, seinem Gast Michelle Calmy-Rey irgendeine Bösartigkeit über Christoph Blocher zu entlocken. Doch Gujer biss bei ihr auf Granit. All seine Mühen waren hier – im Gegensatz zu Jessica Berlin – vergeblich. Denn die ehemalige Bundesrätin ist nicht mehr so jung. Und schon gar nicht so dumm.

Christoph Mörgeli

Nebenverdienste

Korruption ist als Beamtenbestechung in der EU weitverbreitet. Schockierend, dass das schon fast als Selbstverständlichkeit gilt.

Hans Kaufmann

Die Erhebung Special Eurobarometer 253, die auf Umfragen von März bis April 2022 beruht, zeigt eine beängstigende Verbreitung der Beamtenbestechung. Immerhin 11 Prozent der Befragten kennen persönlich Leute, die Schmiergelder angenommen haben.

Selbstverständlich sind an solchen Schmiergeldgeschäften immer zwei Parteien beteiligt: jene, die Geld oder andere Gefälligkeiten für eine Sonderbehandlung fordern, und solche, die mit Schmiergeldern Vorteile für sich erkaufen wollen.

Was zeigt die Studie? 17 Prozent der EU-Befragten finden es selbstverständlich oder akzeptabel, für Dienstleistungen einer Behörde an die Beamten eine Sonderabgabe zu leisten. Dass man für eine Sonderbehandlung Extrageld an Beamte bezahlen muss, ist nicht nur im ehemaligen Ostblock Usanz, auch in Griechenland (32 Prozent der Befragten), in den Niederlanden (30), in Österreich (22) oder in Deutschland (20) wird dies als akzeptabel betrachtet.

EU-weit akzeptieren 5 Prozent der Befragten Korruption, weitere 32 Prozent tolerieren sie. In Irland halten hingegen 78 Prozent, in Portugal und Luxemburg 76 Prozent korruptes Verhalten für inakzeptabel. Fragt man die Leute, für wie verbreitet sie Korruption in ihrem eigenen Land halten, liegen Griechenland mit 50, Zypern mit 45 und Spanien mit 43 Prozent an der Spitze.

Wer kassiert?

Wo herrscht am meisten Korruption? Von den Befragten glauben 28 Prozent, dass die Polizei und die Zollbeamten abkassieren, 22 Prozent nennen die Steuerbehörden, 21 Prozent die Gerichte, 17 Prozent die Sozial- und die Strafverfolgungsbehörden. Schmiergelder sollen auch an einzelne Politiker (55 Prozent), politische Parteien (58) gehen, an Behörden, die für die Vergabe öffentlicher Aufträge und Baubewilligungen (45) oder die Inspektion (33) bezüglich Gesundheit, Lebensmittel, Arbeitsbedingungen et cetera zuständig sind. Auf der schwarzen Liste stehen auch Amtsstellen für Geschäftsbewilligungen (33 Prozent),

das Gesundheitswesen (29) und selbst das Bildungswesen (14).

Die Frage, wie viel Geld denn die Staatsdiener forderten, ergab folgendes Bild: 17 Prozent gaben sich mit Beträgen unter fünfzig Euro zufrieden, weitere 12 Prozent mit weniger als hundert Euro, 3 Prozent wollten bis zweihundert Euro, aber 19 Prozent forderten über zweihundert Euro.

Besonders bedenklich sind Schmiergelder im Gesundheitswesen, denn was nützt ein staatliches System, um Gleichbehandlung aller zu garantieren, wenn man dann mit einem saftigen Trinkgeld an den Arzt oder das Spitalpersonal doch eine Sonderbehandlung erkaufen kann? EU-weit mussten 4 Prozent der Patienten einen Spezialobolus für ihre Behandlung abliefern, besonders viel in Rumänien (18 Prozent), in Griechenland (13), in der Slowakei (9) und selbst in Österreich (8). In 17 Prozent der Fälle forderten die Ärzte oder das Personal solche Zahlungen.

liebe ist...



... wenn dir manchmal
nach Schreien zumute ist!

«Arena»: «Fascht e Familie»

Nun sind alle für die schnelle Realisierung von Grengiols Solar. Auch Gegnerinnen und Gegner.



Vor sieben Tagen glaubten viele, der Nationalrat werde den Solar-Express der Ständeräte Beat Rieder und Ruedi Noser zum Entgleisen bringen. Am letzten Freitag folgte die «Arena». Es flogen keine Fetzen. Das Ganze erinnerte an die Sitcom «Fascht e Familie». Neu sind alle für Grengiols Solar. Christian Imark war dank Albert Röstis Helikopter-Therapie sanft wie ein Schnurrkater. Die Höhepunkte der Erregung: Wer duscht alleine? Wer zu zweit – und wie lange? Wer stellt während des Einseifens das Wasser ab? Sexualdemokratische Harmonie als die neuen Sandro-Brotz-Glückskekse.

Am Montag gewann in der SVP-Fraktion Rösti gegen Aeschi mit 40:13 Stimmen. Sieger Rösti wird nächster SVP-Bundesrat, weil er sich nachweislich gegen Hardliner durchsetzen kann.

Noch hat selbst die Duschdebatte viel Luft nach oben. Denn die Technik machte in den letzten Jahren auch in Sachen Duschsparköpfe gewaltige Fortschritte. Heute verbrauchen die besten Spardüsen dank der raffinierten Mischung von Luft und Wasser nur halb so viel warmes Wasser wie der Durchschnitt der in der Schweiz derzeit installierten Duschköpfe. Ich weiss, wovon ich schreibe, da ich vor acht Monaten 400 Duschköpfe ersetzen liess. Mein Tipp: unbedingt die Dinger zum halben Preis online in Deutschland einkaufen.

Politisieren ist antizipieren. Wissen die in Bern, was sie dank Rieder und Noser ausgelöst haben? Spurensuche Richtung rosa Zukunft:

Rosa Zukunft 1 — Bisher war Solarenergie links, grün oder linksliberal. Jetzt ist Solar-

energie nicht mehr rechts und nicht mehr links. Sondern eine Möglichkeit, die Winterstromlücke zu stopfen. Schneller und kostengünstiger als alle anderen im Raum stehenden Ideen.

Rosa Zukunft 2 — Es kommt Bewegung ins Berggebiet. Bereits sind mehr als 25 Konzeptideen und Projekte in den Pipelines. Schneller als sie denken kann, wird Simonetta Sommaruga mit Bau- und Subventionsgesuchen eingedeckt werden. Auf den ersten Schritt werden weitere folgen.

Rosa Zukunft 3 — Es kann in der Schweiz eigentlich keine Strommangellage geben. Weil nach 2014 Tausende Notstromaggregate instal-

*Die Höhepunkte der Erregung:
Wer duscht alleine? Wer zu zweit –
und wie lange?*

liert wurden. Mit einer Leistung von vier grossen Schweizer Atomkraftwerken. Bleibt das Problem, dass der Strom aus Notstromaggregaten 4 Rappen pro Kilowattstunde kostet. Aber lieber teuren Strom als keinen Strom – bis die Solarkraftwerke in den Alpen anspringen.

Rosa Zukunft 4 — Jeden Monat gehen weltweit neue Solarfabriken ans Netz. Leider vor allem in China. Die Chinesen produzieren immer leistungsfähigere Solarpanels, die erst noch eine längere Lebensdauer als bisher aufweisen. Deshalb müssen sich alle, die schnell beliefert werden wollen, auch finanziell etwas anstrengen. Kein Problem: Um gleich viel Winterstrom zu produzieren, braucht man in Grengiols dreimal weniger Solarpanels als in

Zürich. Und der allzu starke Franken kompensiert den Preisaufschlag.

Rosa Zukunft 5 — Axpo, Alpiq, BKW und Co. verlangen absurd hohe Preise für ihren Strom. Obwohl ihre Produktionskosten eher sinken als steigen. Markus Söder forderte am Montag in München erstens einen Strompreisdeckel, zweitens einen Gaspreisdeckel und drittens einen Spritspardeckel. In der Schweiz forderte bisher niemand, dass der Preisüberwacher die parastaatlichen Kriegsgewinnler stoppt. Der Kollateralnutzen: Die viel zu hohen Energiepreise werden eine Effizienzrevolution auslösen. Nicht nur bei den Duschsparköpfen.

Rosa Zukunft 6 — Die Schweiz kann in ihren Speicherseen sieben bis acht Milliarden Kilowattstunden speichern. Dazu kommen mit Linth-Limmern und dem Nant de Drance zwei im europäischen Quervergleich megagrosse Pumpspeicherwerke. Mit diesen Standbeinen kann man den Tag- und Nachtausgleich sicherstellen und Dunkelflauten überwinden. Und nächstens werden Hochtemperaturspeicher mit heissem Sand aus Sommerstrom Winterstrom herstellen.

Rosa Zukunft 7 — Die traditionellen Landschaftsschützer haben Schiffbruch erlitten. Zusammen mit den Umweltorganisationen müssen sie sich neu positionieren: BLN-Gebiete und Moorschutzlandschaften in Ruhe lassen. Restwassermengen erhöhen. Kleinwasserkraftwerke abstellen. Auf Windenergie verzichten. Dies im Gegenzug zum Durchwinken von Solarkraftwerken in den Alpen.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

«Italien glaubt an die EU»

Nie sei die Gefahr eines Atomkrieges so gross gewesen wie heute, sagt Sergio Romano. Der Altmeister der italienischen Diplomatie über die Fehler der Nato, Putins fehlenden Willen zum Frieden und Italiens neue Premierministerin.

Urs Gehrig

Mailand
Die letzten bunten Vögel, die während der Modewoche Mailands Strassen verstopften, sind ausgeflogen. In einem klassizistischen Bau zwischen glitzernden Vitrinen im Einkaufsviertel Quadrilatero della moda schleicht ein Holzkabinenlift ins dritte Stockwerk hoch. «Benvenuto», wünscht der Hausherr und geleitet in den Salon. Sergio Romanos Wohnung, dekoriert mit Kupferstichen, noblen Vitrinen und ausladenden Bücherregalen, gleicht einer Zeitkapsel aus einer längst vergangenen Epoche. Hoch über der pulsierenden Modewelt und den schnelllebigen Trends residiert der Doyen der italienischen Politik, ein Zeitzeuge Mussolinis, der Ära der Brigade Rosse und des Kalten Kriegs.

Romano, 93, hat in seinem Leben viele Rollen gespielt. Er wirkte als Historiker, als Schriftsteller und als Journalist für *La Stampa* und den *Corriere della Sera*, wo er jahrelang täglich eine Leserfrage beantwortete. Er war Italiens Vertreter bei der Nato. Und er amtierte zur Sowjetzeit als Botschafter in Moskau und ist seither mit der russischen Seele eng vertraut.

Seine Frau, in Woldecken gebettet, schaut mit einem Lächeln aufmerksam zu, während ihr Gatte sich anschickt, die italienischen Wahlen und die fiebrige Weltpolitik mit der abgeklärten Ruhe eines weisen Gelehrten einzuordnen.

Weltwoche: Die Koalition der rechten Parteien hat gesiegt. Ein Viertel der italienischen Wähler hat für die postfaschistische Partei von Giorgia Meloni gestimmt, die voraussichtlich als erste Frau Italien regieren wird. Signor Romano, was ist Ihr erster Gedanke, wenn Sie das Wahlergebnis anschauen?

Sergio Romano: Eine mögliche Erklärung für den Sieg von Giorgia Meloni – und ich bin mir nicht ganz sicher, ob sie die Richtige ist – ist die wiederkehrende Nostalgie des Faschismus, die etwas verborgen im italienischen Gewissen schlummert. Es ist sehr merkwürdig, dass das Land diese Erfahrung noch immer nicht ganz überwunden hat. Zwei, drei Generationen sind

seit Mussolinis Tod im April 1945 vergangen. Aber es gibt einen Teil der italienischen Gesellschaft, der jedes Mal, wenn er von der herrschenden Regierung enttäuscht ist, denkt, dass der Faschismus es besser gemacht hätte.

Weltwoche: Worin besteht diese versteckte Nostalgie für den Faschismus, von der Sie sprechen?

Romano: In gewisser Weise ist dies eine Frage, die Psychologen und Philosophen besser erklären können als politische Beobachter. Ich habe mich einige Jahre lang mit dem Faschismus beschäftigt, und es besteht kein Zweifel,

«Ehrlich gesagt, halte ich Ursula von der Leyens Einmischung für unklug.»

dass Mussolini durchaus populär war und die Philosophie dieser besonderen Ideologie sich durchgesetzt hat. Das ist nicht ausschliesslich etwas Italienisches, denn der Faschismus überlebt auch anderswo in Form von Nostalgie. Aber in Italien wurde dieses Phänomen geschaffen, der Geburtsort des Faschismus ist hier. Und zwar genau hier, in Mailand. In gewisser Weise amüsiert mich diese Nostalgie, weil ich sie nicht wirklich ernst nehmen kann. Ich hoffe zumindest, dass sie nichts Ernstes in sich birgt.



«Putins Traum»: Chronist Romano.

Weltwoche: Giorgia Meloni hat im Wahlkampf grosse Anstrengungen unternommen, die Leute davon zu überzeugen, dass sie keine Faser Faschismus in sich trägt. Sehen Sie etwas Faschistisches in ihren Aussagen, in ihrem Verhalten, in ihren Taten?

Romano: Nein, nicht wirklich. Es ist sehr schwierig, einen Faschisten zu beschreiben. Faschisten hatten viele Gesichter. Einige der Wurzeln der Faschisten waren sehr sozialistisch. Faschisten haben sich immer dessen bedient, was zu ihrer Zeit nützlich war.

Weltwoche: Italien hat nach dem Zweiten Weltkrieg eine Rekordzahl von 69 Regierungen erlebt. Eine Regierung dauerte im Durchschnitt 1,1 Jahre. Warum ist Italiens Politik derart instabil?

Romano: Diese Frage haben wir uns alle schon gestellt. Ich bin versucht, auf die Nostalgie des Faschismus zurückzugreifen, um dies zu erklären. Man darf nicht vergessen, dass es vor dem Faschismus bei den Parlamentswahlen in Italien häufig zu Krisen gekommen war. Der Faschismus baute darauf auf, dass die parlamentarische Demokratie keine sehr stabilen Regierungen hervorbrachte.

Weltwoche: Beobachter der internationalen Presse sehen in Melonis Sieg «die Ablehnung der vom Brüsseler Establishment favorisierten Führer» – wie jüngst Premier Mario Draghi – durch das italienische Volk. Erwarteten Sie eine Konfrontation zwischen dem von Giorgia Meloni geführten Rechtsbündnis und Brüssel?

Romano: Meloni ist nicht dumm. Ich denke, sie wird nicht als jemand in die Geschichte eingehen, der eine unmögliche Beziehung zur europäischen Gemeinschaft geschaffen hat. In Italien mag es eine Nostalgie des Faschismus geben, aber dies ist ein Land, das an die Europäische Union glaubt.

Weltwoche: Kurz vor den Wahlen in Italien hat die Präsidentin der Europäischen Kommission, Ursula von der Leyen, eine Warnung ausgesprochen: «Wenn die Dinge in eine schwierige Richtung gehen, [...] dann haben wir Instrumente.»



«Etwas, das verborgen im italienischen Gewissen schlummert»: Wahlsiegerin Giorgia Meloni.

Romano: Wir können mit Ihnen machen, was wir mit Orbán machen – das hat sie gemeint.

Weltwoche: Es war ein unverhohlener Hinweis auf die Fähigkeit der Europäischen Kommission, Mitgliedsländern die Gelder zu kürzen, wenn sie der Meinung ist, dass diese Länder die Rechtsstaatlichkeit verletzen. Was halten Sie von von der Leyens Aussage, die italienische Politiker als Einmischung in die Wahlen bezeichneten?

Romano: Ehrlich gesagt, halte ich sie für unklug. Ich kann verstehen, dass man sich Sorgen macht über die Möglichkeit einer neuen Art von Faschismus innerhalb der EU. Aber in allen Ländern gibt es eine Art von Nationalismus, der wichtiger wird als alles andere, wenn man nicht aufpasst und Fehler macht, wie es von der Leyen getan hat. Das war nicht klug.

Weltwoche: Eine beträchtliche Zahl von Europäern ist verärgert über solche Drohrhetorik. Diese bestärkt den Eindruck, die

EU-Bürger würden von einer zentralistischen Brüsseler Macht regiert. Können Sie das verstehen?

Romano: Das ist sehr wahr und kommt häufig vor, aber wenn es um den Kern der italienischen Gesellschaft geht, ist dies ein Land, das an

«Putin wird sich niemals an den Tisch setzen, wenn die Lösung auf Zugeständnissen seinerseits basiert.»

die Europäische Union glaubt und dies über die Jahre bewiesen hat. Wenn ich mich umschaue, sind die italienische Mittelschicht und auch die Linke der Meinung, dass Europa für uns wichtig sei und wir uns nicht von Europa abwenden könnten.

Weltwoche: Laut nationalen Umfragen ist die Mehrheit der Italiener gegen eine Aufrüstung der Ukraine. Liegt es daran, dass die

meisten Italiener nicht in den Krieg verwickelt werden wollen? Oder dass sie Angst vor Gas-mangel haben? Oder stehen sie der ukrainischen Regierung schlicht skeptisch gegenüber?

Romano: Können wir der Ukraine vertrauen?

Weltwoche: Was meinen Sie?

Romano: Ich habe in Russland gelebt, und ich mag die Russen. Die Ukrainer waren noch nie sehr seriös.

Weltwoche: Wollen Sie damit sagen, dass die Ukrainer nicht vertrauenswürdig sind?

Romano: Wenn ich einen russischen Standpunkt einnehmen würde, würde ich sagen: «Nein, man kann ihnen nicht trauen.» (*Lacht*) Aber ich glaube nicht, dass ich das Recht habe, das zu sagen, weil ich ja nicht involviert bin.

Weltwoche: Seit Putin am 24. Februar seine Truppen in die Ukraine geschickt hat, bekundet fast ganz Europa seine Unterstützung für die Ukraine. Die ukrainische Flagge weht auf öffentlichen Gebäuden und privaten Bal-

Italiens Lebensversicherung

Italien, drittgrösste Volkswirtschaft der EU, darf nicht scheitern, weil die übrigen 26 EU-Länder es kaum retten könnten. Italien steht in der EU für 21 Prozent der Staatsschulden, aber für nur 12 Prozent der Wirtschaftsleistung. Die 153 Prozent Staatsschulden im Vergleich zum Bruttosozialprodukt übertreffen die Maastricht-Schuldenobergrenze von 60 Prozent markant. Die Siegerkoalition um Giorgia Meloni, in der Euro-Skeptiker die Oberhand haben, will die Verschuldung nun gar noch auf die Spitze treiben.

Die Absicht ist klar: Mit einem neuen Schuldenschub wollen sie so viel Geld wie möglich für Italien aus dem Euro-System herausquetschen, denn die übrigen Euro-Länder können es sich nicht leisten, Italien aus dem Euro oder der EU zu werfen.

Meloni hat im Wahlkampf Steuer-senkungen auf breiter Front, eine Steuer-amnestie und Rentenerhöhungen versprochen, ein Paket, das gut und gerne 80 Milliarden Euro kosten kann. Andere sprechen gar von 200 Milliarden.

Dazu kommt eine angekündigte Überprüfung des 209 Milliarden schweren, von der EU finanzierten Wiederaufbauplans, der Reformauflagen für den grünen Umbau vorsieht. Meloni möchte das Geld behalten, die Auflagen aber nicht erfüllen. In diesem Betrag sind 81,4 Milliarden nicht rückzahlbare Zuschüsse enthalten, die Italien nicht verspielen will. Es hat Macht.

Das Land würde bei einem Euro- und dem damit zwingend verbundenen EU-Austritt einen Schuldenberg hinterlassen, den die anderen Länder kaum verkraften könnten. Italien selbst würde wohl mit einer eigenen neuen Währung massiv abwerten und deshalb die auf Euro lautenden Staatsschulden nicht mehr bedienen, geschweige denn zurückzahlen können.

Würden diese ausstehenden Schulden in Form eines Befreiungsschlages in die «Neu-Lira» umgewandelt, käme es zu einer europaweiten Finanzkrise. Resteuropa wäre mit abgewerteten Schulden konfrontiert, insbesondere die EZB, die Italien via das Zahlungssystem Target 2 über 640 Milliarden Euro (Juli 2022) zur Verfügung gestellt hat. Aber auch viele Geschäftsbanken aus Nordeuropa, besonders aus Deutschland, Österreich und Frankreich, sind mit mehrstelligen Milliardenkrediten in Italien engagiert. Italien wird im Euro verbleiben müssen, koste es die anderen, was es wolle.

Hans Kaufmann

können. Können Sie sich diese enorme Unterstützungswelle der Europäer erklären?

Romano: Weil sie die Russen nicht mögen.

Weltwoche: Aversion gegen die Russen sei der Hauptgrund, sagen Sie, und nicht die Solidarität mit der Ukraine?

Romano: Russland hat nicht die Sympathie, das Verständnis, die Bewunderung gewonnen, die es gerne hätte, weil Russland immer noch als potenzieller Feind betrachtet wird.

Weltwoche: Glauben Sie, dass das gerechtfertigt ist?

Romano: Nein. Ich glaube nicht, dass es gerechtfertigt ist, aber das ist es, was mir auffällt.

Weltwoche: Was ist mit den Ländern, die früher zur sowjetischen Einfluss-sphäre gehörten, wie Polen, die Tschechische Republik, Ungarn? Was ist mit den baltischen Staaten, die im Sowjetimperium gefangen waren? Können Sie verstehen, dass sie Russland gegenüber sehr skeptisch sind?

Romano: Ja, sie waren über einen langen Zeitraum hinweg dessen Satelliten. Sie haben die Folgen des russischen Imperiums zu spüren bekommen. Russland war ein Imperium mit einem gewissen Anteil an hoher Intelligenz und vielen barbarischen Elementen. Deshalb wollen die genannten Länder ein gutes Verhältnis zu den Amerikanern haben. Sie betrachten die USA als ihren Beschützer. Und in gewisser Weise – es tut mir leid, das zu sagen, es ist böseartig – haben sie ein Interesse daran, einen Feind zu haben. Auf diese Weise hoffen sie, dass die USA ihr Verbündeter bleiben.

Weltwoche: In Ihrer diplomatischen Laufbahn waren Sie zuerst Ständiger Vertreter Italiens bei der Nato und dann während der Sowjetzeit Botschafter in Moskau. Als das Sowjetimperium zusammenbrach, erweiterte sich die Nato in mehreren Schritten nach Osten. War dies ein Fehler?

Romano: Ja, so denke ich, sehr sogar.

Weltwoche: Was hätte mit Staaten wie Polen, Tschechien, Ungarn geschehen sollen, die dringlich um die Aufnahme in die Nato baten? Hätte man ihnen eine Absage erteilen sollen?



Romano: Sie hätten nicht in die Nato aufgenommen werden sollen. Mit der Aufnahme in das westliche Militärbündnis signalisierte man Russland, dass es weiterhin unser Feind sei.

Weltwoche: Denken Sie, dass die Nato nach dem Kalten Krieg hätte aufgelöst werden sollen?

Romano: Das war meine Idee.

Weltwoche: Was hätte mit den ehemaligen sowjetischen Satellitenstaaten wie Polen, Tschechien, Ungarn und so weiter geschehen sollen? Hätte man sie weiterhin in der Einfluss-sphäre Russlands lassen sollen?

Romano: Ich persönlich dachte, dass die wachsende und stärker werdende Europäische Union ein Modell für diese Länder hätte sein können. Dass die Europäische Union nicht sofort, nicht zu schnell, aber doch ein Zuhause für diese Länder sein würde, weil dies in unserer Verantwortung und unserem Interesse ist.

Weltwoche: Die Beziehungen zwischen der Nato und der Ukraine reichen bis in die frühen 1990er Jahre zurück, als Kiew dem Nordatlantischen Kooperationsrat beitrug. Nach der militärischen Invasion und der Annexion der

«Denken Sie, dass die Nato nach dem Kalten Krieg hätte aufgelöst werden sollen?» – «Das war meine Idee.»

Krim durch Russland 2014 intensivierten sich die Beziehungen. Die Ukraine suchte Schutz bei der Nato. Derweil sehen Putin und viele Russen Kiew als Wiege des russischen Volkes und beanspruchen die Ukraine als Teil ihrer Einfluss-sphäre. Denken Sie, dass der Westen einen Fehler beging, als er der Ukraine Hoffnungen auf eine Nato-Mitgliedschaft machte?

Romano: Ich denke, es war ein Fehler, ja. Ich war überhaupt nicht erstaunt über den Aufstieg des russischen Nationalismus. Ich war davon überzeugt, dass dieser früher oder später sichtbar und sozusagen greifbar werden würde. Ich bin nicht allzu überrascht, dass Männer wie Putin versuchen, ihre eigene politische Karriere darauf aufzubauen, denn das Land war allzu lange ein Imperium, und alles zu verlieren, würde bei einem grösseren Teil der russischen Gesellschaft nicht gut ankommen. Das war meine Befürchtung.

Weltwoche: Der Krieg in der Ukraine läuft nicht nach Putins Plan. Sein erklärtes Ziel war es, die ukrainische Armee zu neutralisieren und die Regierung in Kiew zu enthaupten. Stattdessen sitzen die russischen Truppen in der Ostukraine fest. Putin hat eine Teil-mobilisierung angekündigt, er will weitere 300 000 Reservisten auf das Schlachtfeld schicken. Wird er dadurch in der Bevölkerung an Rückhalt verlieren und die Opposition stärken?



«Ich hoffe, dass diese Melancholie nichts Ernstes in sich birgt»: Meloni mit Salvini (l.) und Berlusconi.

Romano: Das ist durchaus möglich. Aber ich weiss es nicht.

Weltwoche: Haben Sie noch Kontakt zu Ihren russischen Bekannten?

Romano: Ja.

Weltwoche: Was erzählen sie Ihnen?

Romano: Viele der Russen, die ich kenne, mögen Putin nicht. Sie empfinden ihn als vulgär. Aber sie reden nicht darüber. Wenn man versucht, ein Gespräch zu führen, versuchen sie, vom Thema abzulenken.

Weltwoche: Es ist dieser Tage wieder viel von einem Atomkrieg die Rede. Mit seiner Rede letzte Woche, als er mit «Massenvernichtungswaffen» drohte, hat Putin im Westen Ängste geschürt. Glauben Sie, dass er ernsthaft bereit ist, Atomwaffen einzusetzen?

Romano: Lassen Sie mich Ihnen eines sagen: Lange Zeit dachte ich, dass der Einsatz von Atomwaffen sehr unwahrscheinlich wäre, sehr, sehr, sehr unwahrscheinlich, weil Atomwaffen inzwischen über eine bestimmte Anzahl von Ländern verbreitet sind. Wenn man sie einsetzt, kann es zu einer unkontrollierbaren Kette von unvorhersehbaren Ereignissen kommen. Jetzt bin ich überrascht, weil es Leute gibt, die wirklich glauben, dass man sie einsetzen muss.

Weltwoche: Wer sind diese Leute?

Romano: Ich versuche, mich präziser auszudrücken. Putin ist wahrscheinlich sehr verückt.

Weltwoche: Wie kommen Sie darauf?

Romano: Er ist sehr wütend, weil er versagt. Das grosse Russland, das er schaffen wollte, ist nicht entstanden und wird wohl auch nicht entstehen. Er ist ein sehr egoistischer und ehr-

geiziger Mensch und deshalb sehr wütend. Wenn jemand wütend ist, verhält er sich bisweilen nicht rational. Ehrlich gesagt, habe ich heute mehr Angst vor dem Einsatz von Atomwaffen als noch vor drei oder vier Jahren.

Weltwoche: Was kann man tun, um diesen Krieg zu beenden? Was kann getan werden, um Frieden in dieser Region zu schaffen?

Romano: Nun, zunächst einmal ist der Mann, der den Frieden nicht will, Putin.

Weltwoche: Warum denken Sie, dass er keinen Frieden will?

Romano: Frieden kann nur sofort erreicht werden, wenn Putin Zugeständnisse macht. Wenn er die Idee eines grösseren Russland mit der Ukraine als Cousine aufgibt. Diese Idee hat er nicht aufgegeben. Sie ist immer noch in seinem Kopf. Er wird sich niemals an den Verhandlungstisch setzen, wenn die Lösung auf Zugeständnissen seinerseits basiert. Das kann man von Putin nicht erwarten, fürchte ich.

Weltwoche: Das heisst, der Krieg wird weitergehen?

Romano: Es bedeutet: Wenn es in der Geschichte einen Moment gab, in dem der Einsatz von Atomwaffen möglich war, dann jetzt.

Weltwoche: Was könnte Putin mit dem Einsatz einer Atomwaffe erreichen? Wenn er sie in der Region einsetzt, wird seine «russische»

Erde, als welche er die Ukraine betrachtet, für lange Zeit zerstört sein.

Romano: Ja. Ihre Frage ist richtig. Meine Antwort wäre eine rationale, aber wir sprechen hier nicht von einem rationalen Menschen. Ein Mann, der überzeugt war, ein russisches Imperium wiederzuerrichten, ist kein Mann, der Zugeständnisse macht.

Weltwoche: Gibt es jemanden mit Zugang zu Putin, der eine Brücke zu einer friedlichen Lösung bauen könnte?

Romano: Ich weiss es nicht. Es müsste jemanden geben, aber ich kenne niemanden.

Weltwoche: Es gibt eine Reihe von Staaten, die keine Sanktionen gegen Putin verhängt haben. Aber die Geduld dieser Länder scheint

«Putin ist ein sehr egoistischer und ehrgeiziger Mensch und deshalb sehr wütend.»

zu schwinden. Auf dem Gipfel der Shanghai Cooperation Organisation sagte Indiens Premierminister Narendra Modi kürzlich zu Putin: «Die heutige Zeit ist keine Zeit des Krieges.» Auch bei den Chinesen scheint die Frustration über die Störung der Weltwirtschaft durch den Ukraine-Krieg zu wachsen. Könnte Peking bei der Suche nach einer friedlichen Lösung behilflich sein?

Romano: China gewinnt immer mehr an Bedeutung. Die Chinesen können sehr weise und sehr nützlich sein, aber niemand hört auf sie. Das Problem ist, dass Putin nur an sich selbst denkt, er träumt davon, ein imperiales Russland wiederherzustellen, und er will diesen Traum nicht aufgeben, denn es geht um sein Leben und seine Persönlichkeit. Ich kann mir einen rationalen Putin nicht vorstellen.

Weltwoche: Es gibt harte Sanktionen, junge Russen werden in den Kampf gegen ihren brüderlichen Nachbarn geschickt. Glauben Sie, dass es einen Punkt gibt, an dem das Volk sagt: «Genug von Putin?»

Romano: Ja. Auf jeden Fall. Das ist es, was ich mir erhoffe.

Weltwoche: Wer könnte sich gegen ihn erheben?

Romano: Wenn es in Russland einen Gegenspieler zu Putin gäbe, würden wir ihn kennen. Sehen Sie ein solche Figur?

Weltwoche: Nein.

Romano: So ist es. Ich sehe keine Kraft heranwachsen, die Putin wirklich aufhalten könnte.

«Ich hoffe, dass der Frieden dauern wird und dass die Menschheit auf die Dauer, da sie sich vernünftige Wesen nennen, Vernunft und gesunden Menschenverstand genug haben wird, um ihre Differenzen beizulegen, ohne sich die Kehlen abzuschneiden; denn nach meiner Ansicht gab es noch niemals einen guten Krieg oder einen schlechten Frieden.» Benjamin Franklin (1706–1790)



Verhindern wir den dritten Krimkrieg

Lässt sich eine sinnlose Schlacht und Morderei auf der Halbinsel Krim noch abwenden? Ja, wenn wir die Menschen auf der Krim fragen, zu welchem Land sie gehören wollen.

Andreas Gross

«Mogilisazija» ist die Wortschöpfung einer jungen Moskauerin von vergangener Woche. Abgeleitet vom russischen Wort für Grab (*mogila*) stellte sie die «Mogilisazija» Putins *mobilisazija*, der Teilmobilisierung für den Krieg, entgegen. Sie will keine *mobilisazija*, die zur «Mogilisazija» führt. Nach meinen langjährigen Erfahrungen in der Region beschäftigt mich die Frage, wie man verhindern kann, dass der dritte Krimkrieg entsteht und aus der Krim eine «Mogilisazija» wird, ein Massengrab.

Gewalt ist die Antithese der Freiheit. Der Krieg, das System der Gewalt, ist der Antipode der Demokratie, des Systems, das Freiheit ebenso ermöglicht wie die friedliche Austragung der damit notwendigerweise verbundenen Konflikte.

Die Demokratie ermöglicht die Selbstbestimmung der einzelnen Bürger, einer Region oder eines Staates. Zur Selbstbestimmung gehört auch die Beantwortung der Frage, welchem Staat man angehören oder ob man einen eigenen Staat bilden will. Je mehr die Demokratie die Gesellschaft durchdringt, desto mehr vermag sie die Gewalt zurückzudrängen, die potenzielle Gewaltbarkeit abzubauen und die Eskalation zur gewaltsamen Austragung der Konflikte zu verhindern.

Fast eine Million Tote

Die Halbinsel Krim im nördlichen Bereich des Schwarzen Meeres ist neben Moldawien an der südwestlichen Grenze der Ukraine wohl diejenige Region Europas, in der die Menschen die grösste Kriegsgefahr fürchten müssen. Denn die ukrainische Regierung wird ihre neugewonnene militärische Stärke nicht an ihrer alten Ostgrenze abbremsen. Sie wird auch die völkerrechtswidrige Annexion der Halbinsel Krim durch Putin von 2014 korrigieren wollen. Was wiederum der Kreml in keiner Weise akzeptieren wird. Die Russen würden um die Krim und deren grösste Stadt Sewastopol, ihre wichtigste Flottenbasis, ebenso kämpfen wie die Ukrainer, denen die Russen die Halbinsel 1992 abgetreten haben.



Eintausend Jahre Fremdherrschaft: Spätsommer auf der Krim.

Von den heute noch nicht ganz zwei Millionen Menschen, die auf der Krim leben, wären, wie im Mittelalter die Eidgenossen, gewiss Kämpfer auf beiden Seiten der Front zu finden. So treiben wir dem «dritten Krimkrieg» in den letzten 300 Jahren entgegen wie der Rhein west- und nordwestwärts ins Meer. Dem letzten Krimkrieg fielen zwischen 1853 und 1856 fast eine Million Menschen zum Opfer; davon etwa 750 000 russische, ukrainische, türkische, britische und französische Soldaten und Offiziere. 2023, 2024, 2025 würden es wenige weniger sein.

Können wir zur Verhinderung einer solch sinnlosen Schlacht und Morderei doch noch etwas tun? Wir können einen solchen Krieg durchaus verhindern. Indem wir die Menschen auf der Krim selber fragen, zu welchem Land sie gehören wollen. Zu Russland, wie meist seit 1783, als Zarin Katharina die Grosse die Krim «ein für alle Mal» für das Zarenreich beanspruchte. Oder zur Ukraine, der sie 1955 anlässlich des 300. Jahrestages der Russisch-Ukrainischen Vereinigung übergeben wurde – wohl im Versuch Chruschtschows, die stalinschen Grausamkeiten an Zehntausenden von Tataren, den Ureinwohnern der Krim, und Ukrainern zu kompensieren.

Statt die beiden militärisch hochdotierten Grossstaaten, die Ukraine und Russland, die Herrschaft über die Krim mit Waffengewalt ausfechten zu lassen, sollte man in einem sorgfältig ausgestalteten Referendumszyklus die Bürgerinnen und Bürger der Krim selber entscheiden lassen, in welchen Staat sie sich inte-

grieren wollen oder ob sie gar selber einen eigenen kleinen Staat schaffen wollen.

Alternative zu Gewalt

Letzteres wäre nach den vielen Fremdherrschaften, welche die Krim während der vergangenen tausend Jahre erlitten hat – von der mongolischen zur osmanischen, von der venezianischen zur hunnischen, von der russischen zur nazigermanischen –, nicht überraschend. Es wäre das erste Mal, dass die Menschen selber gefragt würden.

Dieser Referendumszyklus hätte nichts gemeinsam mit den Plebisziten, mit denen derzeit die Donbass-Regionen vergewaltigt werden, so wie dies 2014 schon mit der Krim geschah, völlig illegal, illegitim und undemokratisch. Dem gewaltverhindernden Referendumszyklus zur Selbstbestimmung ginge ein kontroverser Verständigungsprozess voraus. In einem ersten Referendum würden die Menschen in den 25 Regionen auf der Krim entscheiden, welchem Staat sie sich als «autonomes Gebiet» anschliessen möchten: der Ukraine oder Russland. In einem zweiten Referendum, einige Wochen später, würden sie sagen, ob sie den Mehrheitswillen des ersten Referendums einer völligen Selbständigkeit, einem eigenen Staat Krim, vorzögen oder nicht. Und in einem dritten Referendum, wiederum einige Wochen später, würden die 25 Regionen dann beschliessen, welcher der an den beiden ersten Referenden beschlossenen Optionen sie sich anschliessen möchten.

Ein echter Selbstbestimmungsprozess als Alternative zu Gewalt und Krieg. Kompliziert, gewiss, wie oft in einer echten Demokratie. Doch der Gewalt mit den Zehntausenden von Toten immer noch vorzuziehen.

Andreas Gross ist Demokratiespezialist, Pazifist und war jahrelang SP-National- und Europarat. Er war in Strassburg für das Monitoring von Russland verantwortlich und beobachtete viermal ukrainische Präsidentschafts- und Parlamentswahlen auf der damals noch ukrainischen Halbinsel Krim.

Zitate der Eskalation

Politiker im Atomkriegs-Modus.

«Das ist eine wichtige Pflicht eines Premiers. Ich bin bereit, das zu tun.»

Die Antwort von Liz Truss im Wahlkampf auf die Frage, ob sie die Nuklearwaffe einsetzen würde

«Wenn die territoriale Integrität unseres Landes bedroht ist, werden wir natürlich alle uns zur Verfügung stehenden Mittel einsetzen, um Russland und unser Volk zu schützen.»

Wladimir Putin, Präsident Russlands

«Um Himmels willen, dieser Mann kann nicht an der Macht bleiben.»

US-Präsident Joe Biden über Wladimir Putin

«Wir haben es hier mit einer eiskalten, gnadenlosen und vorsätzlichen Erpressung der schwächsten Länder und Menschen der Welt durch Putin zu tun. Lebensmittel sind zum Faustpfand des Kreml-Terrors geworden.»

Ursula von der Leyen, Präsidentin der EU-Kommission

«Wir wollen Russland bis zu einem Grad schwächen, an dem es nicht mehr diese Dinge tun kann, die es bei der Invasion der Ukraine getan hat.»

Lloyd Austin, US-Verteidigungsminister

«Wir haben keinen Zweifel daran, dass sich die Ukraine endgültig in einen totalitären im Nazi-Stil verwandelt hat.»

Sergei Lawrow, Aussenminister Russlands



«Ich bin bereit, die Atombombe einzusetzen»: Premier Truss (l.) mit First Lady Zelenska.

«Der Westen muss alles auf die militärische Karte setzen.»

Andrij Melnyk, Botschafter der Ukraine in Deutschland

«Ich bin sicher, es wird in dem Russland unter Putin keine Rückkehr zur Normalität, zum Status quo ante geben.»

Frank-Walter Steinmeier, deutscher Bundespräsident

«In diesem Krieg gibt es keinen Notausgang, keinen Verhandlungsfrieden. Einer wird gewinnen, und einer wird verlieren, und ich hoffe und bete und tue alles in meiner Macht Stehende, um sicherzustellen, dass die Ukraine gewinnt.»

Lindsey Graham, US-Senator

«Wladimir Putin ist ein Massenmörder, er ist kriminell, und mit so einem sitzt man nicht am Tisch.»

Marie-Agnes Strack-Zimmermann, Vorsitzende des Verteidigungsausschusses des Deutschen Bundestages

«Wir haben den Russen direkt und unter vier Augen auf höchster Ebene mitgeteilt, dass es für Russland katastrophale Folgen haben wird, wenn es in der Ukraine Atomwaffen einsetzt.»

Jake Sullivan, Nationaler Sicherheitsberater von Joe Biden

Cassis stolpert ins Fadenkreuz

Der Bundespräsident ringt mit der Neutralität. Sein Auftritt bei der Uno war unglücklich. Die Linken und Gerhard Pfister wetzen schon die Messer.

Marcel Odermatt

Russlands Präsident Wladimir Putin droht mit dem Einsatz von Atom-bomben: «Wenn die territoriale Integrität unseres Landes bedroht ist, werden wir natürlich alle uns zur Verfügung stehenden Mittel einsetzen, um Russland und unser Volk zu schützen.» Die Amerikaner antworten umgehend. Der nationale Sicherheitsberater von Präsident Joe Biden, Jake Sullivan, erklärt, seine Regierung habe den Russen «direkt und unter vier Augen auf höchster Ebene» mitgeteilt, dass jeder Einsatz von Atomwaffen schlimmste Folgen für Russland haben werde.

Die Welt steht am Rande einer Katastrophe. Die USA und Russland verfügen über die grössten Atomwaffenarsenale aller Staaten. Nichts weniger als der Fortbestand der Menschheit stünde auf dem Spiel, wenn die beiden Gross-

«Das können wir nur verurteilen, auf das schärfste, und den Russen sagen: <So nicht!>»

mächte einen Krieg austragen würden. Aus dem Tritt geraten ist in dieser brandgefährlichen Situation die offizielle Schweiz. Nichts illustriert das besser als der Auftritt von Bundespräsident Ignazio Cassis an der Uno-Generalversammlung in New York. Der Aussenminister nutzte den Anlass, um den Russen die Leviten zu lesen.

Stadelhofers Meisterstück

Er sei «schockiert» über die militärische Aggression von Russland, erklärte der Tessiner. Der Angriff auf die Ukraine verstosse gegen die grundlegendsten Prinzipien der Charta, die nach dem Zweiten Weltkrieg mit dem Ziel angenommen worden sei, Kriege und das unermessliche Leid, das sie verursachen, zu verhindern. «Die Schweiz fordert Russland erneut auf, den Krieg und die Gewalt in der Ukraine unverzüglich zu beenden», fügte er mahnend im Plenum des Uno-Hauptquartiers am East River in Manhattan an. Angesprochen auf die jüngsten Entwicklungen – Atomdrohungen,

Mobilisierung von Soldaten –, ging er gegenüber SRF noch einen Schritt weiter: «Das können wir nur verurteilen, auf das schärfste, und den Russen sagen: <So nicht!>»

Abgesehen von dieser Anprangerung der Russen zeigte sich der FDP-Magistrat wenig kreativ. Er unterliess beispielsweise jeden Aufruf zu Verhandlungen an die Adresse beider Parteien. Cassis forderte namens der Schweiz angesichts des sinnlosen Massensterbens von jungen Männern im Europa des 21. Jahrhunderts keinen sofortigen Waffenstillstand. Auch verpasste er die Gelegenheit zu einer entschiedenen Positionierung, dass die Schweiz jede Drohung verurteile, die Völkerfamilie mit Massenvernichtungswaffen auszulöschen.

Noch unverständlicher: Der Vertreter der Eidgenossenschaft verlor in seiner Rede vor der Weltgemeinschaft keine Silbe darüber, dass die Schweiz jederzeit bereit wäre, zwischen den verfeindeten Ländern zu vermitteln, dass unser Land jede noch so kleine Möglichkeit nutzen würde, um zu einem Frieden beizutragen. Stattdessen erwähnte Cassis in seiner Ansprache stolz die Ukraine-Aufbaukonferenz in Lugano von diesem Sommer. Doch bis heute ist unklar, was das Treffen an zählbaren Resultaten gebracht hat. Zudem blieben die Russen der Veranstaltung im Tessin fern.

Dabei spielte die Schweiz beim letzten vergleichbaren weltpolitischen Drama vor sechzig Jahren, als die beiden Supermächte ebenfalls am Rand eines nuklearen Schlagabtauschs standen, eine positive Rolle. An diese hätte Cassis anknüpfen können. Die neutrale Schweiz sorgte damals mit ihren guten Beziehungen auf allen Seiten dafür, dass der Schweizer Botschafter in Havanna, Emil A. Stadelhofer, während der Kubakrise mit Machthaber Fidel Castro kom-

«Wer zwei Kühe hat, soll die eine darum geben, nur dass der Friede erhalten werde. Es ist besser, eine in gutem Frieden als zwei im Krieg zu besitzen.» Martin Luther (1483–1546)



Weltpolitisches Drama: Cassis, Lawrow (l.).

munizieren konnte. Er überzeugte Castro, dass wengleich die USA nächtliche Aufklärungsflüge über dem kommunistischen Inselstaat durchführten, diese keine Bombardements beabsichtigten. Dies war ein wichtiger Beitrag, um die Spannungen abzubauen. Offensichtlich haben sich Cassis und seine Entourage damit abgefunden, dass die Schweiz im Ukraine-Konflikt als Vermittlerin nicht mehr akzeptiert wird.

Mosers Mäkeln

Genauso interessant wie der Auftritt von Cassis vor dem Staatenbund waren die Reaktionen während der Herbstsession im Bundeshaus. Von links bis rechts störte sich fast niemand an den inhaltlichen Aussagen des Regierungsmitglieds. Die Devise scheint zu lauten: Hauptsache, gegen Russland – Mission erfüllt. Nur wenige sehen es als verpasste Chance, dass die Strippenzieher im Departement des Äusseren (EDA) eine Rede ausgearbeitet haben, die jedes beliebige westliche Land auch hätte halten können.

Das Einzige, was zu reden gab, war ein Bild von Cassis mit Sergei Lawrow. Am Rand der Vollversammlung traf sich der Bundespräsident mit dem russischen Aussenminister zu einem bilateralen Austausch. Die Kritiker traten augenblicklich auf den Plan. Sie fragte sich, «zu welchem Dialog Russland überhaupt bereit ist», meinte SRF-Osteuropa-Korrespondentin Luzia Tschirky auf Twitter rhetorisch. Die grünliberale Fraktionspräsidentin Tiana Moser mäkelt: «Der Bundespräsident hat eine Grenze überschritten.» Und die NZZ, welche die Uno-Rede von Cassis mit keinem Satz kritisch durchleuchtete, ätzte in ihrer Bildbesprechung, der FDP-Bundesrat lächle «wie ein Provinzpolitiker bei der Werkhof-Eröffnung».



Reaktionen erhalten – und dies nicht nur von westlichen Staaten.

Die Menschheit steckt in einer existenzbedrohenden Krise. Die beiden Mächte mit dem grössten Arsenal an Massenvernichtungswaffen schaukeln sich gegenseitig hoch und treiben sich in die Enge, bis es kein Zurück mehr gibt. Über-

«Die Schweiz kann sich kein instabiles Bundesratskollegium leisten in diesen instabilen Zeiten.»

lässt es der Schweizer Bundespräsident in dieser äusserst ernsten Lage seinen Angestellten, was er als Repräsentant seines Landes der Welt mitteilen will? Es scheint, als habe unsere Aussenpolitik im historisch dümmsten Moment vollständig ihren Kompass verloren.

Pfisters Beschwichtigung

Dies benützen die zahlreichen Gegner von Ignazio Cassis zu allerhand Intrigen. Im vertraulichen Gespräch beklagt sich sein Umfeld, es liefen handfeste Bestrebungen, den Aussenminister bei den nächsten Wahlen loszuwerden. Tatsächlich schielen SP, Grüne und teilweise auch Grünliberale auf einen FDP-Sitz. Und im Gegensatz zur damaligen CVP-Bundesrätin Ruth Metzler sitzt diesmal Karin Keller-Sutter (FDP) bei der Verteidigung des Ostschweizer Sitzes besser im Sattel.

Auch dem Mitte-Präsidenten Gerhard Pfister wird zugetraut, mit der Linken gemeinsame Sache zu machen. Es geht ihm darum, die Wiederwahl von Viola Amherd abzusichern. Der Sitz der Mitte-Partei ist aufgrund des schwindenden Wähleranteils stark gefährdet. Pfister, so heisst es im Bundeshaus, würde den Grünen einen Bundesratsitz auf Kosten der FDP zuschanzen, sofern der Mitte-Anspruch unangetastet bliebe. Pfister hält solche Theorien für absurd: «Die Schweiz kann sich kein instabiles Bundesratskollegium leisten in diesen instabilen Zeiten.» Doch die Ablehnung des EDA-Neutralitätsberichts im Bundesrat war ein Alarmzeichen und zeigt, dass zurzeit so gut wie alles gegen Ignazio Cassis ausgelegt wird.

Nur wäre eine Abwahl des Tessiner Freisinnigen nicht einfach ein taktisches Manöver unter vielen. Es handelte sich um einen staatspolitischen Affront, eine schwer heilbare Kränkung der italienischsprachigen Minderheit, die man dem Zusammenhalt des Landes mit ihren verschiedenen Kulturen nicht wünschen mag.

Auch steckt hinter den Sabotageversuchen von Politik und Medien gegen Cassis viel Doppelzüngigkeit: Jene Kreise, die die Schweiz in den Uno-Sicherheitsrat gedrängt haben, lärmen jetzt am lautesten, wenn Cassis in seiner Funktion als Aussenminister seinem russischen Amtskollegen in New York die Hand schüttelt.

Jetzt nimmt die Eidgenossenschaft ab Januar als nichtständiges Mitglied Einsitz im Uno-Führungsgremium. Die EDA-Diplomaten werden sich die nächsten beiden Jahre wohl oder übel mit den Russen – die einen permanenten Sitz innehaben – austauschen und deren Ansichten zur Welt anhören müssen. Wer gewollt hätte, dass sich die Schweiz möglichst aus der Weltpolitik heraushält und sich nur engagiert, wenn ihre Dienste gefragt sind, hätte das Mitmachen im Uno-Sicherheitsrat nicht gutheissen und forcieren dürfen.

Baeriswyls Handschrift

Die *Weltwoche* wollte vom EDA wissen, wer die Rede des Aussenministers geschrieben habe. War sie mit dem für die Aussenpolitik zuständigen Gesamtbundesrat abgesprochen? Wer hat aus welchen Gründen entschieden, dass sich der Kleinstaat Schweiz erstmals offensiv gegen eine Atommacht äussert?

Das Aussendepartement reagiert auf die Anfrage mit einer allgemeinen Aussage, die aufhorchen lässt: «Die Rede von Bundespräsident Ignazio Cassis vor der Uno-Generalversammlung wurde – wie bei solchen Reden üblich – von seinen Mitarbeitenden in Bern verfasst und von den zuständigen Stellen konsultiert.» Sie liege inhaltlich auf der Linie der Schweizer Aussenpolitik. «Die Missionschefin in New York wurde über den Inhalt informiert», so der Sprecher von Cassis.

Tatsächlich trägt der Auftritt deutlich die Handschrift der Sozialdemokratin Pascale Baeriswyl, die als Schweizer Uno-Botschafterin in New York amtiert. Nach der Übernahme der US- und EU-Sanktionen durch die Schweiz jubelte die Diplomatin, sie habe vor allem positive

Ist der Bürger unbequem ...

Rechtsstaat kommt von Recht und nicht von rechts. Es wird ungemütlich, wenn der Rechtsstaat seine Bürger anlasslos zu Rechten erklärt und Grundrechte in Frage stellt, nach dem Motto: «Ist der Bürger unbequem, gilt er rasch als rechtsextrem».

So bringt es die deutsche Bundesinnenministerin Nancy Faeser (SPD) fertig, Demonstrationen, die sie lediglich erwartet, präventiv als illegitim und rechtsextremistisch vorzuverurteilen: «Natürlich besteht die Gefahr, dass diejenigen, die schon in der Corona-Zeit ihre Verachtung gegen die Demokratie herausgebrüllt haben und dabei oftmals Seite an Seite mit Rechtsextremisten unterwegs waren, die stark steigenden Preise als neues



Nazikeule: Innenministerin Faeser.

Mobilisierungsthema zu missbrauchen versuchen», sagte sie, um gleichzeitig zur Distanzierung von vermeintlich verwerflichen Mitdemonstranten aufzurufen: «Demokratiefeinde warten nur darauf, Krisen zu missbrauchen, um Untergangsfantasien, Angst und Verunsicherung zu verbreiten.» Es sei verantwortungslos, «die Ängste der Menschen zu befeuern, die von den stark steigenden Preisen besonders hart getroffen werden».

Raffiniert: mündige Bürger erst kollektiv in ein fiktives Nazi-Boot setzen, damit sie gar nicht erst einsteigen und besser den Mund halten. Die ewige Nazikeule führt aber eher dazu, dass Demonstranten sich schon aus Trotz nicht von der vermeintlichen Glatze nebenan distanzieren. Und das politische Vorsortieren in akzeptable Proteste und andere ist völlig inakzeptabel.

Wer sich hauptamtlich über Klima-Kleber-Kinder freut, sollte beim Gegenwind aus anderen Richtungen nicht zimperlich sein. Oder die Bürger einfach ernst nehmen. Aber das ist offensichtlich keine Option. Offiziell zu Protesten im Herbst aufgerufen hat übrigens die Linkspartei.

Ralf Schuler

Endstation Sehnsucht

Eve Jobs versucht, aus dem Schatten ihres Übervaters Steve Jobs zu treten. Die ersten öffentlichen Proben der 24-Jährigen wirken vielversprechend.

Sylvie-Sophie Schindler

Wer wagt es, sich öffentlich zum warmen Schaumbad zu bekennen? Heikle Sache, fast schon Shitstormverdächtig. Jetzt, da wir auf Waschlappen und Blitzdusche eingeschworen werden. Im Dezember 2020 hingegen konnte man sich noch völlig unverdächtig in opulenten Schaumbergen räkeln. Und Eve Jobs tat es. Viel Lipgloss, knallroter Nagellack, ein bisschen nackte Haut. So posierte sie als Testimonial für die trendige Beauty-Marke Glossier. Das Debüt einer 24-Jährigen in der Modelbranche, Studentin an der Eliteuniversität Stanford. Sie ist sehr hübsch, also folgte Auftrag um Auftrag. Und sonst? Muss man noch mehr wissen? Will man es überhaupt? Und wenn ja, können einem Klischees erspart bleiben?

Im Jahr 2005 hielt ein sehr berühmter Mann, der gerade eine Krebsbehandlung erfolgreich überstanden hatte, seinen inzwischen legendären Stanford-Vortrag. Darin sagte er Sätze wie: «Eure Zeit ist beschränkt, also verschwendet sie nicht damit, das Leben anderer Menschen zu leben.» Oder: «Der Tod ist sehr wahrscheinlich die beste Erfindung des Lebens. Er räumt das Alte aus, um Platz für das Neue zu schaffen.» Dieser Mann, im Oktober 2011 verstorben, war der Mitbegründer von Apple – und der Vater von Eve Jobs. Die übrigens erblickte im selben Jahr das Licht der Welt wie der erste iMac: 1998.

Wie viel Distanz, wie viel Nähe

Nun also könnte man erzählen, was es bedeutet, die Tochter von Tech-Guru Steve Jobs zu sein. Allein: Nächste Klischees könnten lauern. Gesucht wird deshalb nach einer Eve Jobs, die mehr ist und deshalb vielleicht ganz anders als alle ihr leichtfertig verpassten Zuschreibungen. Die Vermutung liegt nahe, dass sie selbst gerade dabei ist, diese Eve Jobs zu entdecken. Ein Instagram-Post, abgegeben vor wenigen Tagen, nachdem Apple sein iPhone 14 vorgestellt hatte, lässt sich als Emanzipationsversuch deuten. Darin ist das Bild eines Mannes zu sehen, der aus einer Schachtel ein weinrot gestreiftes Hemd auspackt, das identisch ist mit dem Hemd, das er gerade trägt. Dar-

unter der Kommentar: «Ich beim Upgrade von iPhone 13 auf das iPhone 14.» Soll heißen: Ihr wollt mir doch nicht im Ernst das Alte für das Neue verkaufen? Denn: Im Vergleich zum Vorgängermodell hat sich zwar an der Ausstattung etwas, aber an der Optik überhaupt nichts geändert.

Nun also doch. Man entkommt dem Vater nicht, wenn man über Eve Jobs sprechen will; wohl, weil sie ihm selbst nicht entkommt. Wie viel Distanz brauchte sie einst zu ihrem Vater?

Mit zwei Jahren setzte man sie auf ein Pony, inzwischen gehört sie im Springreiten weltweit zu den Besten.

Und wie viel Nähe war möglich? Sie war dreizehn Jahre alt, als er starb. An einer speziellen Form von Bauchspeicheldrüsenkrebs. Sein Kampf gegen die Krankheit dauerte sieben Jahre. Eve erlebte, wie ihr Vater an Gewicht ver-



Führungsfigur bei Apple?
Milliardenerbin Jobs.

lor, wie er langsam verschwand. Erkrankt jemand in der Familie, sind alle betroffen. Mit Eve auch ihre beiden älteren Schwestern, ihre Mutter Laurene – und Halbschwester Lisa, die in ihrer Biografie *Interna* über die extrem belastete Beziehung zu ihrem Vater veröffentlichte.

Lehren aus dem Sterben

In Steve Jobs letzten Tagen soll ein buddhistischer Mönch anwesend gewesen sein. Welche Lehren hat Tochter Eve daraus mitgenommen? Was hat das Sterben des Menschen, dem sie ihr Leben verdankt, in ihr verändert? Frei zitiert heisst es in Tennessee Williams' Theaterstück «Endstation Sehnsucht», dass derjenige, der kein Leid kenne, ein oberflächlicher Mensch sei. Davon abgeleitet, liesse sich fragen, wie viel Schmerz braucht es für wie viel Tiefe?

Das Reiten soll Eve, wie sie in einem ihrer wenigen Interviews sagte, zu einem besseren Menschen gemacht haben. Das klingt wie aus dem Drehbuch einer amerikanischen Netflix-Serie. Was es nicht weniger wahr machen muss. Mit zwei Jahren setzte man sie erstmals auf ein Pony, mit sechs Jahren entwickelte sie bereits ernsthaftes Interesse am Reitsport, inzwischen gehört sie im Springreiten zu den weltweit Besten. Ebenso wie die Töchter anderer berühmter Väter, darunter Jennifer Gates, Destrý Spielberg und Jessica Springsteen. Sicher muss man, um mit einem Übervater annähernd mithalten zu können, ohnehin auf ein, man entschuldige das naheliegende Bild, anderes Pferd setzen. Gleichwohl Steve Jobs zu Lebzeiten auf seine jüngste setzte – als künftige Führungsfigur bei Apple.

Auch Athina Onassis, schwerreiche Enkelin des Reiders Aristoteles Onassis, war lange bei hochklassigen Reitturnieren dabei. Sie verkörpert die tragische Version einer Milliardenerbin. «Das Geld hat nur Unglück über meine Familie gebracht», sagte sie einmal. Auf Fotos wirkt sie meist melancholisch, anders als Eve, die den Eindruck macht, als seien die Zeiten der «poor rich girls» endgültig vorbei. Andererseits: Das Publikum liebt gebrochene Figuren. Aber auch davon muss man sich emanzipieren.

Eine Konkurrenz, die nicht schläft

Das Schweizer Radio und Fernsehen hat nur einen privaten Gegner – und kommt dabei schlecht weg.



Dem «Regionaljournal Innerschweiz» des Schweizer Radios war die News immerhin zweieinhalb Minuten an Sendezeit wert. Das Medienhaus CH Media kaufte letzte Woche die zwei Innerschweizer Regionalsender Radio Central und Radio Sunshine sowie den Volksmusikkanal Radio Eviva.

Das Schweizer Radio beleuchtete damit eine bemerkenswerte Neuentwicklung in unserer Medienbranche. Erstmals in seiner 91-jährigen Geschichte steht das Deutschschweizer Radio und Fernsehen, gekürzt SRF, einem ernsthaften Konkurrenten gegenüber.

Der private Konkurrent ist die CH Media aus Aarau. Sie ist das einzige Medienhaus des Landes, das unbeirrt in Radio und TV investiert, weil es an diesen Markt glaubt und hier die gottgegebene Herrschaft der SRG in Frage stellt.

Beim Publikum zahlt sich das zunehmend besser aus. Der private Konkurrent CH Media kommt dem öffentlichen Radio und Fernsehen bei den Hörer- und Zuschauerzahlen inzwischen erstaunlich nahe.

Vergleichen wir mal. Mit der Übernahme der drei Innerschweizer Sender hält CH Media inzwischen zwölf Radiostationen, darunter mit Radio Pilatus, Radio 24 und Radio Argovia die drei grössten Regionalsender des Landes.

Insgesamt kommt CH Media nun täglich auf etwas mehr als 1,5 Millionen Radiohörer. Bei den neun Radiokanälen von SRF sind es etwas mehr als 2,2 Millionen. Das ist nun wirklich kein gewaltiger Unterschied mehr.

Im Fernsehmarkt holt CH Media gegenüber dem öffentlichen Anbieter ebenfalls zügig auf.

CH Media betreibt mittlerweile über ein Dutzend Fernsehkanäle, alle im Free-TV. Auf nationaler Ebene sind es die beiden Zugpferde 3+ und TV24, die auf Unterhaltung und Sport setzen. Auf regionaler Ebene deckt man mit den fünf Sendern Telezürli, Telebärn, TVO in St. Gallen, Tele 1 in Luzern und TeleM1 in Aarau fast die gesamte Deutschschweiz ab.

Mit ihren TV-Kanälen erreicht CH Media täglich 1,1 Millionen Zuschauer. Bei den SRF-Kanälen sind es 2,3 Millionen.

Rechnen wir das entscheidende Total zusammen: Das Publikum des Schweizer Radio und Fernsehens ist pro Tag 4,5 Millionen Köpfe stark.

Die Kosten für die Information machen beim Schweizer Radio und Fernsehen nur 40 Prozent aus.

Das Publikum von Radio und Fernsehen bei CH Media ist pro Tag 2,6 Millionen Köpfe stark.

Im direkten Vergleich mit seinem einzigen Gegenspieler präsentiert sich der öffentliche Rundfunk also nicht sehr dominant. Er erreicht nicht einmal doppelt so viele Zuhörer und Zuschauer wie sein privater Gegner im Markt.

SRF kommt noch schwächer daher, wenn man die Finanzlage der beiden Widersacher betrachtet. Beim Schweizer Radio und Fernsehen kosten Programm und Verwaltung, dank Gebührengeldern, 760 Millionen Franken im Jahr. Radio und Fernsehen von CH Media kosten 130 Millionen im Jahr.

Der öffentliche Kanal hat also sechsmal so viel Budget wie sein privater Kontrahent. Dennoch

schafft er damit nicht einmal das Doppelte an Zuhörern und Zuschauern. Jeder Ökonostudent im ersten Semester weiss, was dieser Benchmark bedeutet. SRF ist ein schönes Beispiel von Ineffizienz und Geldverschwendung.

Der Abgleich zwischen SRF und CH Media ist natürlich ein gutes Argument für die SRG-Skeptiker. Mit ihrer Volksinitiative «200 Franken sind genug» wollen sie die Gebühren um gut einen Drittel senken und dadurch das Budget der SRG von heute 1,5 Milliarden auf rund 900 Millionen verkleinern. Das scheint durchaus sinnvoll, wenn man die schlechte Kosten-Nutzen-Rechnung der Öffentlichen dem privaten Konkurrenten von CH Media gegenüberstellt.

Nun kann man einwenden, dass der Service public in der Information, von «Tageschau» bis «Schweiz aktuell», nun mal teuer ist und hier der private Konkurrent deutlich weniger bietet. Das ist nur teilweise richtig. Die Kosten für die Information machen beim Schweizer Radio und Fernsehen nur 40 Prozent des Budgets aus. Der deutlich grössere Teil des Geldes fliesst in die leichten Gefässe Unterhaltung, Gesellschaft und Sport.

Auch bei einem Ja zur 200-Franken-Initiative könnte darum der öffentliche Rundfunk seinen Informationsauftrag problemlos erfüllen. Sparen hingegen müsste er bei Unterhaltung und Sport.

Ein Schweizer Radio und Fernsehen, das vor allem Information bietet. Ein privater Konkurrent, der vor allem Unterhaltung und Sport bietet. Was spricht dagegen? Es wäre der ideale Medienmix.

Oliver Stones Erlebnisse mit Wladimir Putin

Der amerikanische Regisseur hat Russlands Präsidenten mehrfach für einen Film interviewt. Mit seiner neuen Doku wirbt er für Kernenergie. Im Gespräch mit der *Weltwoche* warnt er davor, mit Putin «herumzuspielen».

Urs Gehriger

Oliver Stone erregt seit dreissig Jahren Aufsehen, indem er sich kontroverser Themen annahm, etablierte Ansichten angriff und mit cinematografischem Furor gefestigte Bilder zerstörte. Jetzt bringt der meisterhafte Dramaturg der Provokation mit einem flammenden Plädoyer für die Kernkraft die Generation Greta auf die Palme und mit ihr die Regierungen, die sich der «grünen» Politik verschrieben haben. In seinem neuen Dokumentarfilm «Nuclear»* wirbt der dreifache Oscar-Preisträger für die Kernenergie als Lösung für die Klimakrise. Nur eine massive Aufstockung von Atomkraftwerken könne den Planeten retten.

«Sicherer als fossile Brennstoffe»

«Herr Stone, spielen Sie die Gefahren bewusst herunter, die seit den 1950er Jahren zu Dutzenden Zwischenfällen in Atomreaktoren und zu den drei Grosskatastrophen in Three Mile Island (1979), Tschernobyl (1986) und Fukushima (2011) geführt haben?»

Stone schüttelt den Kopf, ehe die Frage formuliert ist. «Atomkraft ist die sicherste Energiequelle der Welt», sagt er, per Zoom aus Los Angeles zugeschaltet. In seinem Film würden genaue Statistiken mit Todesfällen in Bezug auf Energiequellen präsentiert. Kohle, Öl und Gas würden viel mehr Tote fordern als Atomstrom. «Atomkraft ist sicherer als fossile Brennstoffe.»

Deutschland und die Schweiz, die beschlossen haben, aus der Atomkraft auszustiegen, seien auf dem Holzweg. Gerade grüne Politiker, die eine treibende Kraft hinter dem Atomausstieg sind, müssten es besser wissen. Denn Atomenergie sei «nicht nur sicherer, sondern auch sauberer» als fossile Energieträger.

«Ich bin nicht sicher, mit welchen Waffen der dritte Weltkrieg ausgetragen wird, aber im vierten Weltkrieg werden sie mit Stöcken und Steinen kämpfen.» Albert Einstein (1879–1955)



Mit solchen Aussagen erntet Stone geharnischten Protest der Umweltaktivisten. Der Star-Regisseur fühlt sich missverstanden. Auch er wolle den Planeten retten. «Ich bin 76 Jahre alt. Für den Rest meines Lebens möchte ich etwas tun, das den Menschen hilft.»

Doch wie steht es mit dem nuklearen Abfall, den verbrauchten Brennstäben aus den AKW, bürden wir damit der Menschheit und der Natur nicht auf Jahrhunderte enorme Hypotheken auf? «Es ist die sauberste Energie, die wir haben», insistiert Stone: «Atomkraftwerke laufen jahrelang, ohne die Umwelt zu verschmutzen, ohne dass Kohlenmonoxid in die Atmosphäre geblasen wird.»

Kernenergie sei aber nicht der einzige Ausweg. Das habe er nie behauptet.

Erneuerbare Energien seien wichtig, aber sie würden nicht ausreichen, um den Bedarf einer wachsenden Weltbevölkerung zu decken. Menschen in Indien, China, Afrika, Lateinamerika würden immer mehr Energie benötigen, «weil sie das wollen, was wir im Westen haben». Gemäss Schätzungen werde der Strombedarf in den nächsten Jahrzehnten um das Zwei- bis Vierfache ansteigen. «Das ist enorm.»

Angst vor Atom

Umso wichtiger seien moderne Kernkraftwerke, die kleiner, effizienter und sicherer sind. In Amerika gebe es fünfzig Start-up-Unternehmen, die sogenannte kleine modulare Reaktoren bauen, Kernspaltungsreaktoren, die eine höhere Sicherheit der verwendeten Kernmaterialien ermöglichen. «Es gibt zahlreiche vielversprechende neue Techniken. Das ist es, was die Leute nicht verstehen. Sie denken an die 1970er Jahre. Sie denken an diese drei grossen Unfälle», von denen bloss einer – in Tschernobyl – wirklich gefährlich gewesen sei.

Ein wichtiger Grund für die Verteufelung von Kernenergie sei Furcht. «Unbegründete Furcht», fügt Stone hinzu. «Alle haben Angst vor der Kernenergie, weil sie auf alte Zeiten fixiert sind. Sie denken zurück an den Zweiten Weltkrieg. Sie denken an Hiroshima und Nagasaki.»



«Sie wollen die Russen in Verlegenheit bringen»:

Viele Leute würden Atomwaffen mit Atomkraft verwechseln. «Die Menschen haben nicht verstanden, dass die Bombe mit angereichertem Plutonium hergestellt wird und dass Atomenergie ohne Anreicherung von Plutonium in einem völlig anderen Verfahren gewonnen wird, das sicher ist.»

Mit dem Begriff «Atom» werde Angst gemacht. Besonders jetzt, angesichts des Krieges in der Ukraine. Doch zeigt nicht gerade



Oliver Stone über die Falken in Washington.

dieser Krieg, wie verwundbar Kernkraftwerke sind und welche Gefahr sie für die Menschen bergen können? Nach Angaben der Internationalen Atomenergie-Organisation (IAEO) ist die Wahrscheinlichkeit einer nuklearen Katastrophe nach dem Einmarsch der Russen in der Ukraine gestiegen, wie das Beispiel von Saporischschja zeige, wo das lokale Kernkraftwerk offenbar von russischer Seite unter Beschuss geraten ist.

Stone erachtet diese Befürchtungen als ungerechtfertigt. «Die Anlage ist sehr gut gebaut, gut geschützt mit einem Containersystem. Man könnte sogar ein Düsenflugzeug in die Anlage lenken, und sie würde sich nicht entzünden», so sicher sei das Kraftwerk gebaut.

Natürlich würden die Gefahren von der Presse hochgespielt, die versuche, die Stimmung gegen Russland anzuheizen. «Sie wollen die Russen auf jede erdenkliche Art und Weise in Verlegenheit bringen und betonen daher immer wieder, die damit [mit der Nuklearkraft] verbundenen

«Die Uno hat deutlich gemacht, dass nicht die Russen das AKW bedrohen, sondern die Ukrainer.»

Gefahren. Es wird sogar behauptet, dass die Russen darauf [auf das Atomkraftwerk] schiessen, aber das tun sie nicht. Wir wissen, dass das ukrainische Militär die Anlage unter Beschuss nimmt. Die Vereinten Nationen waren vor Ort und haben deutlich gemacht, dass nicht die Russen die Anlage bedrohen, sondern die Ukrainer.»

Zweifel an Ferndiagnosen

So sehr man Atomkraft nicht mit Atomwaffen vermischen sollte, so sehr hat Putin doch jüngst dazu beigetragen, dass die Angst vor dem Nuklearen steigt, indem er unverhohlen mit einem Atomwaffeneinsatz drohte. Kann sich Stone vorstellen, dass Putin einen solchen Schritt tun würde?

«Putin wird nicht ...», Stone hält inne und formuliert neu. Man solle «keine voreiligen Schlüsse ziehen», warnt er. «Er sagte, dass er Atomwaffen einsetzen würde, um Russland zu schützen. Er wird Atomwaffen nur einsetzen, wenn wir Russland bedrohen. Das ist es, was er gesagt hat, und das ist erlaubt.»

Stone zählt zu jenen wenigen Menschen aus dem Westen, die Putin näher kennengelernt haben. Er hat 2015 bis 2017 einen Dokumentarfilm mit dem russischen Präsidenten gedreht, «The Putin Interviews», eine vierstündige TV-Serie. Der Slogan der Doku lautet «Kenne deinen Feind». Seit Monaten wird im Westen immer wieder gemutmasst, ob Putin verrückt sei.

Stone hegt starke Zweifel an diesen Ferndiagnosen. «Als ich ihn das letzte Mal 2018 oder 2019 gesehen habe, war er ein sehr gesunder Mann, sehr ausgeglichen, sehr ruhig.» Seither habe er keinen Kontakt mehr mit Putin gehabt. Aber er glaube nicht, dass er sich verändert habe. «Er ist kein Mann, der die Beherrschung verliert, der einen Ego-Anfall hat. «Ich denke, wenn man einen Krieg führt, sagt man die schlimmsten Dinge über den Feind. Aber man muss den eigenen, gesunden Menschenverstand benutzen.» Laut Stones Einschätzung ist Putin «ein sehr ausgeglichener Mann, ein sehr guter Schachspieler».

Stone empfiehlt, seinen Dok-Film wieder anzuschauen. «Darin erklärt Putin die Situation in der Ukraine.» Die Leute würden heute stets ausklammern, was damals geschehen sei. «Die Vereinigten Staaten haben 2014 einen Staatsstreich in der Ukraine durchgeführt und eine antirussische, prowestliche Regierung eingesetzt.»

Er hege grosse Sorgen wegen der Weltlage. «Ich bin besorgt, weil die Vereinigten Staaten immer weiter Druck machen und provozieren.» Das berge grosse Gefahren. «Sie [die Amerikaner] wollen, dass er [Putin] eine Atomwaffe einsetzt, denn dann haben sie einen guten Grund, ihn in vollem Umfang zu bekämpfen.» Natürlich sei sich Putin des westlichen Spiels bewusst. «Glauben Sie mir, er weiss das alles, aber ich würde nicht mit Putin herumspielen, denn er hat gefährliche Waffen», in einigen Fällen sei ihre Wirkung nicht bekannt.

Antirussische USA

Es sei eine «neue Art von Neokonservativen», die das Kriegszepter in Washington schwingen würden, «und auch die linken Demokraten sind auf den Zug aufgesprungen». Die Neokonservativen seien sehr gefährlich. «Sie haben uns den Krieg im Irak eingebracht. Vergessen Sie das nicht. Den Krieg in Afghanistan. Diese Leute übernehmen nie die Verantwortung. Sie entschuldigen sich nie für ihre Fehler. Sie machen einfach weiter.»

Das gesamte politische System der Vereinigten Staaten, beide Seiten (Demokraten und Republikaner) seien antirussisch. «Das ist die Politik, die bis ins Jahr 1917 zurückreicht. Roosevelt und Kennedy waren die Einzigen, die eine Art Bresche zu schlagen schienen. Aber diese Art von Staatsmännern haben wir in Amerika nicht mehr.»

Oliver Stones Film «Nuclear» wird am 18. Zürcher Filmfestival gezeigt.



Freiheit und Imperialismus

Der republikanische Rechtsstaat ist auf dem Rückzug.
Auch der Westen huldigt heute kollektivistischen Staatsideologien.

Michael Esfeld

Gemäss den westlichen Mainstream-Darstellungen geht es bei der Reaktion auf den Angriff Russlands auf die Ukraine um den Gegensatz zwischen Freiheit und Imperialismus. Wir sollen für die Freiheit im kommenden Winter frieren und generell eine Einschränkung unserer Lebensqualität und unserer Möglichkeiten, ein selbstbestimmtes Leben zu führen, hinnehmen – als ob Freiheit mit wirtschaftlichem und sozialem Rückschritt statt Fortschritt verbunden wäre.

Nach der Darstellung in den russischen Staatsmedien besteht der Imperialismus auf der Seite des Westens. Gemäss dem Tübinger Psychologieprofessor und Exilrussen Boris Kotchoubey verfolgen beide, der Westen und die russische Regierung, einen globalen Imperialismus.

Das stimmt: Der Westen steht heute nicht mehr für Freiheit und Rechtsstaat wie zur Zeit des Kalten Krieges. Mit dem Corona-, Klima- und Cancel-Culture-Regime zieht ein postmoderner, postfaktischer Totalitarismus auf, der auf einen «Great Reset» der einstigen Werte des Westens hinausläuft: Es geht um eine Neuausrichtung, hin zu einer umfassenden Steuerung des wirtschaftlichen und sozialen Lebens bis in die Privatsphäre hinein, und das auf globaler Ebene. Putins panslawistische Ideologie ebenso wie die postkommunistische Ideologie Chinas sind andere Formen eines globalen Imperialismus.

Regulierung des Privatlebens

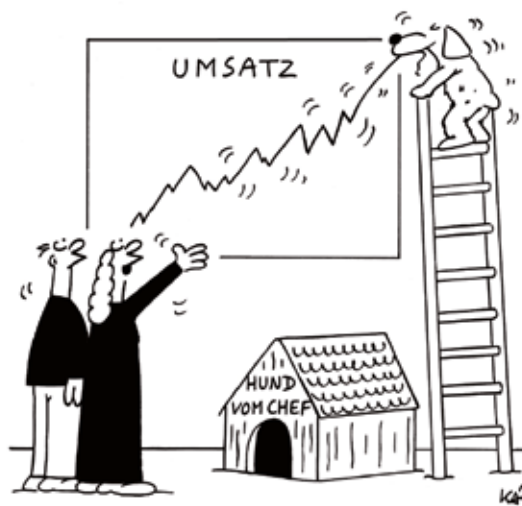
Der ideengeschichtliche Gegensatz verläuft aber nicht, wie Kotchoubey meint, zwischen globalem Imperialismus welcher Prägung auch immer und dem Nationalismus, implementiert in souveränen Nationalstaaten, wofür die Ukraine und generell die osteuropäischen Staaten stehen. Globaler Imperialismus und Nationalismus sind beides Kollektivismen. Auch Nationalstaaten sind nach innen repressiv: Sie halten das Kollektiv bestenfalls nur mit Brot und Spielen zusammen – wie der Fürsorgestaat, finanziert durch

unbegrenztes Gelddrucken und dessen mediale Inszenierung; schlimmstenfalls erfolgt eine Regulierung auch des Privatlebens für den nationalen Zusammenhalt. Und sie sind nach aussen aggressiv, wie die vielfältigen Kriege zwischen Nationalstaaten zeigen.

Der ideengeschichtliche Gegensatz verläuft zwischen dem republikanischen Rechtsstaat der Aufklärung auf der einen und den kollektivistischen Staatsideologien auf der anderen Seite, unter die Nationalismus und globaler

Die Hoffnung geht allein von dem aus, was von Aufklärung und Rechtsstaat noch übrig ist.

Imperialismus beide fallen. Der republikanische Rechtsstaat ist föderalistisch aufgebaut und auf den Schutz der Freiheit jeder Person ausgerichtet, selbst über ihre Lebensweise zu bestimmen. Er macht seinen Bürgern keine Vorschriften darüber, was sie denken und tun sollen. Er setzt den Rahmen, in dem verschiedene soziale Gemeinschaften friedlich



„In unserem Unternehmen haben wir alle individuellen Fähigkeiten voll ausgeschöpft...“

zusammenleben und sich durch Austausch und Arbeitsteilung wechselseitig befördern. Das ist die offene Gesellschaft im Sinne Karl Poppers. Diese Staatsform ist auf ihre Weise auch globalistisch mit der Idee einer Weltgemeinschaft republikanischer Rechtsstaaten, wie sie Immanuel Kant in der Schrift «Zum ewigen Frieden» darlegt.

Gefahr des «Great Reset»-Globalismus

Es ist kein Zufall, dass die beiden Staaten, die in der Geschichte am ehesten dem Ideal eines republikanischen Rechtsstaates nahekommen, keine Nationalstaaten sind: die Schweiz und die USA. Das ist auch heute noch so, wenn man vom Imperialismus der Neocons in beiden Parteien in der Washingtoner Elite absieht; und wenn man von der Kurzsichtigkeit unseres Bundesrates und der ihn tragenden Parteien – mit Ausnahme der SVP – absieht, sich dem postmodernen Globalismus mit einem «Great Reset» unserer Werte anzuschliessen.

Der ideengeschichtliche Gegensatz verläuft heute genauso wie immer in den letzten beiden Jahrhunderten zwischen Aufklärung und Gegenklärung, unter welchem Namen diese auch immer auftreten mag: Er besteht zwischen föderalen, republikanischen Rechtsstaaten und ihrer friedlichen, auf wechselseitigem Austausch beruhenden Gemeinschaft, die nach innen wie nach aussen Raum für Vielfalt lässt, und den Kollektivismen nationalistischer oder globalistischer Prägung, die allen eine einheitliche Lebensweise und ein einheitliches Denken aufzwingen wollen.

Die Hoffnung auf eine bessere Zukunft geht allein von dem aus, was von Aufklärung und Rechtsstaat bei uns in der Schweiz, in den USA und mancherorts in Europa noch übrig ist.

Michael Esfeld ist Professor für Philosophie an der Universität Lausanne und Mitglied im Stiftungsrat des Liberalen Instituts der Schweiz.

Alexander Grau über Immanuel Kants «Zum ewigen Frieden»: Seite 59–63

Rückkehr des Amurtigers

Die grösste Wildkatzenart der Welt findet im kalten Fernen Osten wieder mehr Lebensraum.

Veronika Straass

Hin und wieder kommen aus Russland auch gute Nachrichten – zum Beispiel, wenn es um den Amurtiger geht. Die grösste aller wilden Katzen schleicht sich seit einiger Zeit Pfote für Pfote weg vom Rand der Ausrottung.

Vor etwa dreissig Jahren sah es noch so aus, als wären die Tage des Amurtigers gezählt. Grosse Waldgebiete – Tigerlebensraum – wurden abgeholzt, gleichzeitig blühte die Wilderei wie nie zuvor. Die Beutetiere wurden dezimiert, die Tiger endeten als Bestandteil angeblich wundertätiger Pulver und Tinkturen auf dem chinesischen Markt. Viele Artenschützer hätten wohl Anfang des Jahrhunderts keinen Pfifferling mehr auf das Überleben der grossen Katzen gewettet.

Russland, Korea, China

Doch manchmal ist es schön, wenn man nicht recht behält. Im Jahr 2010 – nach der chinesischen Astrologie das Jahr des Tigers – kündigte sich für den Amurtiger und die anderen fünf Unterarten die Wende an: In St. Petersburg hatten sich alle dreizehn Tigerländer zum «*Global Tiger Summit*» versammelt. Sie erarbeiteten Schutzstrategien und setzten sich ein ehrgeiziges Ziel: Bis 2022 – das nächste Jahr des Tigers – sollte sich die Zahl aller freilebenden Tiger verdoppelt haben.

Ob Russland, Korea und China, die Heimatländer des Amurtigers, ihr Ziel ganz erreicht haben, ist noch nicht geklärt. Noch ist der Tigerzensus nicht abgeschlossen, aber erste Ergebnisse machen Mut. Durch die menschenleeren Wälder im fernen Osten Russlands ziehen wieder etwa 580 Sibirische Tiger, und etwa zehn Tiere sind ins nordöstliche China eingewandert.

Apropos Zensus: Wie zählt man Amurtiger überhaupt? Immerhin durchstreift ein Tiger männchen bis zu 1300 Quadratkilometer Wald, und auch die weniger mobilen Weibchen bringen es bis auf 400 Quadratkilometer. Des Artenschützers Lösung: Man arbeitet bei geschlossener Schneedecke. Anhand der Spuren lässt sich immerhin sagen, wo Tiger unterwegs waren, und die Grösse der Abdrücke verrät, ob da



Ein Biss ins Genick beendet den kurzen Kampf: Sibirischer Tiger, auch Amurtiger genannt.

ein Weibchen entlangelaufen ist, ein Jungtier oder ein Männchen, dessen Prankenabdrücke die respekteinflössende Grösse von Untertassen haben können.

An erfolgversprechenden Stellen, dort, wo die grossen Katzen mittels Urinspritzern, Duftsekret und Krallenspuren eine Art Nachrichtenbörse für Artgenossen unterhalten, werden

Etwa sechzig bis siebzig Beutetiere braucht ein Amurtiger pro Jahr – 600 bis 700 Jagdversuche.

ausserdem Wildkameras aufgestellt. Im Idealfall lässt sich später aus den Aufnahmen ein regelrechtes Who's who der Tiger-Society erstellen, denn das Streifenmuster sieht bei jedem Tier ein wenig anders aus und ist so unverwechselbar wie der Fingerabdruck beim Menschen.

Dieses markante Tigermuster ist im Wald, wo Licht und Schatten ständig wechseln, übrigens alles andere als auffällig: Es wird zur perfekten Tarnung. Ein Tiger auf der Jagd ist nicht zuletzt dank seines Outfits fast unsichtbar. Lautlos und überlegt setzt er die Pranken auf, unent-

wegt überprüft er die Umgebung. Alle Sinne sind hellwach, bei jedem Geräusch hält er in der Bewegung inne, lauscht, späht, versucht Witterung aufzunehmen. Hat er die Beute im Blick, werden die zuvor schon bedächtigen Bewegungen zeitlupenhaft langsam, der Körper sinkt unmerklich tiefer, bis der Bauch fast die Schneedecke berührt. Unaufhaltsam schiebt er sich vorwärts, die Augen fest auf die Hirschkuh, das Reh oder Wildschwein gerichtet. Ist er nahe genug herangekommen und ist alles «richtig», explodiert er urplötzlich in einen rasanten Sprint. Sein Gewicht – Männchen werden über 300 Kilogramm schwer – bringt die Beute sofort aus dem Tritt, ein Biss ins Genick beendet den kurzen Kampf.

Temperaturen bis minus 45 Grad

Doch eine Jagd kann auch ganz anders aussehen. Beutetiere haben ebenfalls scharfe Sinne, sind jederzeit auf alles gefasst und reagieren blitzschnell. In neun von zehn Fällen bemerken Hirsch oder Schwein den Tiger noch rechtzeitig und machen sich unbehelligt davon. Etwa sechzig bis siebzig Beutetiere braucht ein Amurtiger pro Jahr. Das bedeutet 600 bis 700 Jagdversuche – in tiefem Schnee und bei Temperaturen von bis zu minus 45 Grad. Nur wo die Beutedichte genügend hoch und die arteigene Konkurrenz hinreichend wenig ist, können Amurtiger langfristig leben.

Man kann ein ganzes Menschenleben im Tigerland verbringen, ohne ein einziges Mal einen Tiger zu Gesicht zu bekommen – und das ist gut so. Wenn aber Tiger in mageren Jahren oder Jungtiere auf Reviersuche gegen ihre Natur die Nähe des Menschen aufsuchen, wenn sie womöglich die Erfahrung machen, dass «Hund-an-der-Kette» auch nicht schlecht schmeckt und zudem leichter zu erbeuten ist als wachsame, schnelle Hirsche, ist schnelles Eingreifen gefragt. Tiger und Menschen müssen getrennte Wege gehen. Nur dann werden die faszinierenden Katzen eines hoffentlich nicht zu fernem Tages verschwinden – von der Roten Liste der gefährdeten Tierarten.

Helden der Neutralität

Sechs Persönlichkeiten haben die Schweizer Staatsmaxime besonders markant geprägt. Und das Land vom Unruheherd Europas zur Friedensinsel gemacht.

Christoph Mörgeli

Niklaus von Flüe – Alle Bestrebungen, die Schweiz zu vereinheitlichen und zu zentralisieren, waren im ausgehenden Mittelalter zum Scheitern verurteilt. Die föderalistische Struktur der Eidgenossenschaft bildete zugleich den Garanten ihrer Freiheit. Dies verunmöglichte dem Kleinstaat glücklicherweise selbst nach den siegreichen Burgunderkriegen eine kraftvolle Aussenpolitik. Als die Entlebucher Bruder Klaus von Flüe um Unterstützung für einen Aufstand gegen Luzern ersuchten, gab er die «neutrale» Antwort, er wolle für sie beten, soweit sie es gut meinten. Der Eremit war damals mit Abstand der angesehenste Eidgenosse und vermittelte 1481 im Streit zwischen den Stadt- und Landkantonen, wobei er zum «Stillesitzen» mahnte: «Also muget ir schauen, dass ihr einander gehorsam seid.» Erst die Botschaft von Bruder Klaus soll zum Stanser Verkommnis und damit zur Erweiterung der achtörtigen zur dreizehnörtigen Schweiz geführt haben. Der Chronist Hans Salat fasste den Ratschlag von Bruder Klaus so zusammen: «Oh liebe Freunde, macht den Zaun nicht zu weit, damit ihr umso mehr in Frieden, Ruhe, Einigkeit und

immer bei den überlieferten Freiheiten bleiben mögt. Beladet euch nicht mit fremden Sachen, bindet euch nicht an fremde Herrschaft, hütet euch vor Entzweiung und Eigennutz, hütet euer Vaterland, bleibt dabei und nehmt euch nicht vor, Krieg zu führen.»

Huldrych Zwingli – Als junger Leutpriester erlebte Huldrych Zwingli mit seinen Glarner Truppen die Katastrophe von Marignano. Er war fortan ein entschiedener Gegner des

«Hütet euer Vaterland, bleibt dabei und nehmt euch nicht vor, Krieg zu führen.»

Solddienstes und verurteilte die Abhängigkeit von auswärtigen Zahlungen. Seit 1519 Pfarrer am Zürcher Grossmünster, wetterte Zwingli sofort gegen die Reisläuferei. Zürich verweigerte zwei Jahre später den Beitritt zum französischen Soldbündnis. Zwingli war weniger Pazifist als umsichtiger Realpolitiker: Der Eidgenossenschaft drohe Gefahr, wenn sie mit fremden Mächten gemeinsame Sache mache.

Er befürchtete andernfalls Gottes Zorn, die Verderbnis von Sitten und Gesetzen, dazu Neid, Treulosigkeit und Unzufriedenheit. Auch nachdem Zwingli 1531 auf dem Schlachtfeld in Kappel gefallen war, blieb Zürich in der Ablehnung der Reisläuferei fest und erlebte dadurch eine Blüte von Handel, Handwerk und Landwirtschaft. Die Reformierten in der Eidgenossenschaft hielten sich aus allen konfessionellen Händeln heraus. Als der Landgraf Philipp von Hessen Zürich um Hilfe gegen seine katholischen Gegner ersuchte, lautete die Antwort von Zwinglis Nachfolger Heinrich Bullinger ablehnend. Er brachte die Neutralität auf folgende Formel: «Wenn wir euch nun offen zuziehen, wird die Gegenseite, deren Macht nicht klein und auch nicht zu unterschätzen ist, ohne Zweifel euren Gegnern zu Hilfe eilen.»

Charles Pictet de Rochemont – Der überaus gewandt auftretende, zuverlässige Genfer erreichte am Wiener Kongress 1814/15 nicht nur beachtliche territoriale Abrundungen für die Schweiz. Er erzielte am 20. November 1815 mit der internationalen Anerkennung der immer-



«Macht den Zaun nicht zu weit»:
Niklaus von Flüe.



Furcht vor Gottes Zorn: Huldrych Zwingli.



Glückliche Fügung der Geschichte:
Charles Pictet de Rochemont.

währenden Neutralität und Unverletzlichkeit der Schweiz einen weiteren Erfolg. Geschickt spielte der Diplomat dabei die traditionellen Kontrahenten Frankreich und Österreich gegeneinander aus. Es bedeutete eine äusserst glückliche Fügung der Geschichte, dass Pictet de Rochemont selber die Anerkennung der immerwährenden Neutralität der Schweiz redigieren durfte und sie den Grossmächten gewissermassen in den Mund legen konnte. Die Unabhängigkeit und Unversehrtheit der Eidgenossenschaft liege im wahren Interesse ganz Europas. Der Bevollmächtigte Russlands, Ioannis Kapodistrias, gab das Dokument als das seine aus, worauf Österreich, Frankreich, Grossbritannien, Preussen und das Zarenreich Unterschrift und Siegel darunter setzten. Es handelte sich um die erste völkerrechtliche Anerkennung der immerwährenden Neutralität, wobei Pictet de Rochemont darauf achtete, dass die Grossmächte daraus kein Interventionsrecht ableiten konnten.

Alfred Escher – Die herausragendste wirtschaftspolitische Persönlichkeit der Schweiz prägte im 19. Jahrhundert wie niemand sonst die bis in die Gegenwart gültigen Maximen der Neutralitätspolitik. Energisch widersetzte sich Escher der Forderung, dass die Schweiz eine aktive Rolle im europäischen Kampf gegen absolutistische Monarchien übernahm – so umstritten dieses Gebot der Nichteinmischung unter seinen liberal-radikalen Parteikollegen sein mochte. Im Konflikt mit Preussen wegen des Fürstentums Neuenburg wie im Savoyehandel gegen Frankreich bewährte sich Escher als pragmatischer Aussenpolitiker. Immer die wirtschaftlichen Interessen des gesamten Landes im Blick, hielt er die radikalen Feuerköpfe zurück, die im jungen Bundesstaat einen Waffengang gegen andere Staaten wagen wollten. Auch in der Flüchtlingspolitik bewahrte

«Ich dachte immer, jeder Mensch sei gegen den Krieg, bis ich herausfand, dass es welche gibt, die dafür sind. Besonders die, die nicht hingehen müssen.» Erich Maria Remarque (1898–1970)



der Zürcher Mass, indem er das politische Asyl verteidigte, ohne ausländische Regierungen allzu schroff herauszufordern. Escher bezeichnete die Neutralität als «Talisman», doch solle sie «aufrichtig» ebenso wie «vollständig» sein. Das Grundprinzip der schweizerischen Neutralität müsse in der eigenen Stärke liegen, das Vaterland unter allen Umständen und um jeden Preis zu behaupten. Als Präsident und Mitglied unzähliger Kommissionen setzte der Gründer von Gotthardbahn, Kreditanstalt und ETH weniger auf militärische als auf wirtschaftliche Stärke.

Carl Spitteler – Viele Werke des Literaturnobelpreisträgers von 1919 sind heute vergessen. Unvergessen aber bleibt Spittelers Rede vom 14. Dezember 1914 mit dem Titel «Unser Schweizer Standpunkt». Im Rahmen der Neuen Helvetischen Gesellschaft setzte sich der Basellandschäftler, dessen Vater noch an der ersten Bundesverfassung mitgeschrieben hatte, staatsmännisch zugunsten der Einheit der neutralen Schweiz ein. Er erreichte damit, dass der Graben zwischen Deutschschweiz und Romandie zu Beginn des Ersten Weltkriegs zumindest als Gefahr erkannt wurde («man hat sich einfach gehen lassen»). Der Miteidgenosse stehe uns als Bruder näher als der ausländische Stammes- und Sprachverwandte. Darum sei es notwendig, «näher als bisher um die eidgenössische Fahne zusammenzurücken». Carl Spitteler bezahlte seine neutralitätspolitische Überzeugung mit einem Popularitätsschwund bei der deutschen

Leserschaft. Dabei bezeugte er in seiner einflussreichen Rede allen kriegführenden Ländern sein Mitgefühl: «Wohlan, füllen wir angesichts dieser Unsumme von internationalem Leid unsere Herzen mit schweigender Ergriffenheit und unsere Seelen mit Andacht. Und vor allem nehmen wir den Hut ab. Dann stehen wir auf dem richtigen neutralen, dem Schweizer Standpunkt.»

Christoph Blocher – Erstmals als Befürworter der «dauernden bewaffneten Neutralität» trat der junge Zürcher Nationalrat Anfang November 1982 an einem Staatsbürgerkurs in Affoltern am Albis auf. Er befürchtete für den Fall eines Uno-Beitritts vermehrte aussenpolitische Schwierigkeiten, nicht nur für die Schweiz, sondern auch für deren Internationales Komitee vom Roten Kreuz (IKRK). Das von Blocher präsierte Aktionskomitee gegen einen Uno-Beitritt errang 1986 einen Erdrutschsieg an der Urne, worauf der Unternehmer die Aktion für eine unabhängige und neutrale Schweiz (Auns) mitbegründete. An der ersten Mitgliederversammlung rief Präsident Blocher dazu auf, zu verhindern, «dass unsere Unabhängigkeit und Neutralität durch eine schwammige, internationalistische Aussenpolitik unterlaufen wird». Der frühere Bundesrat sah seinen Kampf gegen die Übernahme von EU-Recht und «fremde Richter» immer auch im Zusammenhang mit dem Erhalt der Neutralität, die er nicht durch eine «kollektive Sicherheit» internationaler Organisationen ersetzen wollte. In neuester Zeit will Christoph Blocher den neutralitätspolitischen Paradigmenwechsel des Bundesrats im Ukraine-Krieg durch die Übernahme aller EU-Sanktionen verhindern. Er hat mit «Pro Schweiz» eine neue Kampforganisation gegründet und eine entsprechende Neutralitätsinitiative angekündigt.



Bis in die Gegenwart gültige Maximen:
Alfred Escher.



Zusammenrücken: Carl Spitteler.



Kampf gegen «fremde Richter»:
Christoph Blocher.

Wenn das Gehirn überhitzt

Migräne gehört zu den am meisten beeinträchtigenden Krankheiten der Welt. Was löst die Attacken aus? Wie kann man dem Phänomen vorbeugen?

Hartmut Göbel

Migräne ist eine Erkrankung des Nerven- und Gefäßsystems. Rund 15 Prozent der Bevölkerung sind jährlich betroffen. Sie steht weltweit an zweiter Stelle der am meisten beeinträchtigenden Krankheiten, bei jungen Frauen sogar auf Platz eins. Migräne ist ein chronisches Leiden, das über Dekaden des Lebens bestehen kann. Studien besagen, dass zwischen 40 und 60 Prozent der klinischen Symptomatik der Migräne durch genetische Faktoren bedingt sind. Weitere Faktoren sind u. a.: Verhalten, Alter, Ernährung, Hormone, Schlaf oder Tagesplanung.

Bei einigen Patienten kann Migräne progressiv ablaufen. Sowohl Häufigkeit der Attacken als auch Intensität und Dauer können zunehmen. Die Folge ist, dass episodisch auftretende Migräneattacken in eine chronische Verlaufsform übergehen können. Ein bis 2 Prozent der Bevölkerung leiden darunter. Dann können fünfzehn und mehr Kopfschmerzstage monatlich bestehen.

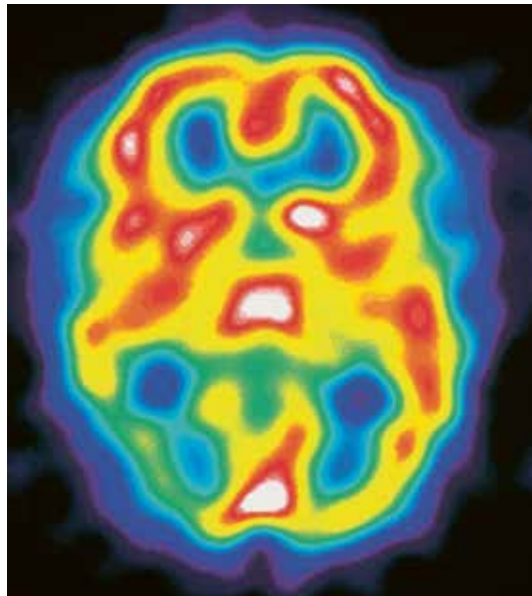
Energiedefizit in den Nervenzellen

Am stärksten sind Vierzig- bis Fünfzigjährige belastet. Klinische Beobachtungen zeigen, dass dies auch schwere psychische und körperliche Auswirkungen haben kann. Das Risiko von Depressionen, Angsterkrankungen und Suizid ist dreibis siebenmal höher als bei Gesunden. Rund doppelt so anfällig sind chronische Migränepatienten für Kreislauferkrankungen, Herzinfarkte und Schlaganfall – besonders Frauen unter 45 Jahren.

Auch die Wahrscheinlichkeit für Arbeitsunfähigkeit oder vorzeitige Berentung ist erhöht. Es wird geschätzt, dass die deutsche Bevölkerung 32 Millionen Arbeitstage oder 3,1 Milliarden Euro im Jahr durch Migräne verliert. Migräne und chronische Kopfschmerzen sind der zweithäufigste Grund für kurzfristige Arbeitsunfähigkeit.

Verbreitet ist die Annahme, Migräneattacken würden durch spezielle Faktoren ausgelöst. Eine eindeutige Evidenz dafür ist jedoch nicht vorhanden. Es wird davon ausgegangen, dass gene-

tisch bedingt das Gehirn von Migränepatienten besonders aktiv ist. Reize werden permanent und intensiv wahrgenommen. Aufgrund steter Aktivierung des zentralen Nervensystems kann nach einer Phase der erhöhten Arbeitsanforderung des Gehirns ein Energiedefizit in den Nervenzellen bedingt werden, die Steuerung des Gehirns läuft aus dem Ruder. Dies führt zu einer Schutzreaktion des Nervensystems mit Aktivie-



Schutzreaktion des Nervensystems.

rung von Heißhunger zur Aufnahme von Energie in Form von hochkalorischen Speisen sowie mit Gähnen zur Sauerstoffaufnahme. Unter anderem Müdigkeit, Schläfrigkeit, Reizbarkeit und erhöhte sensorische Empfindlichkeit treten auf.

Dann, in der sogenannten Auraphase, können neurologische Störungen auftreten. Die Symptome breiten sich kontinuierlich über eine Dauer von fünf bis sechzig Minuten aus, in Einzelfällen halten sie Stunden bis Tage an, im Extremfall können sie in einen migränösen Hirninfarkt übergehen. Am häufigsten werden visuelle Störungen mit Zickzacklinien im Gesichtsfeld bemerkt. Anschliessend folgt die Kopfschmerz-

phase von vier bis 72 Stunden. Diese wird durch einseitigen, pulsierenden und pochenden Schmerz von schwerer Intensität charakterisiert. Sie verstärkt sich durch körperliche Tätigkeiten wie Laufen, Bücken oder Treppensteigen. An Begleitsymptomen können Übelkeit, Erbrechen sowie Licht- und Lärmüberempfindlichkeit bestehen. Danach können bei rund 30 Prozent der Betroffenen Nachhallsymptome auftreten. Hier verspüren die Patienten bis zu 48 Stunden Müdigkeit, Schwäche, Reizbarkeit oder eine Reduktion der Denkvorgänge.

Es besteht Hoffnung

In den letzten Jahren wurden faszinierende Fortschritte im Verständnis von Ablauf und Entstehung erzielt. Migräne kann heute präzise diagnostiziert und von den anderen über 300 Kopfschmerzformen abgegrenzt werden. Dies hat zur Entwicklung hochwirksamer Behandlungsmassnahmen mit effektiven Eingriffen in das Krankheitsgeschehen geführt. Vielen kann geholfen werden.

Selbstbeobachtung, Beratung, Edukation und Entspannung spielen eine zentrale Rolle in der Migränetherapie. Bei Patienten mit ausgeprägter migränebedingter Behinderung und/oder psychischer Komorbidität sind Massnahmen der psychologischen Schmerztherapie als «First Line»-Behandlung indiziert. Am effektivsten ist ein multimodaler Ansatz, bei dem sowohl

medikamentöse als auch psychologische Prophylaxen durchgeführt werden. Dennoch gibt es Patienten, denen die verfügbaren präventiven und Attackentherapien noch nicht befriedigend helfen können.

Es gibt jedoch Hoffnung: Die Forschungs-Pipeline ist gefüllt mit neuen Targets, Medikamenten und Therapieoptionen.

Prof. Dr. Hartmut Göbel ist Facharzt für Neurologie und Schmerztherapeut an der Schmerzklinik Kiel. 2020 erschienen: «Erfolgreich gegen Kopfschmerzen und Migräne: Ursachen beseitigen, gezielt vorbeugen, Strategien zur Selbsthilfe». Springer. 558 S., Fr. 31,90

BRIEF AUS MOSKAU

Peter Hänseler



Wie sieht es aus in Russland nach sechs Monaten militärischem Konflikt in der Ukraine und einem Wirtschaftskrieg des Westens gegen Russland? Das Leben hat sich trotz der Wirtschaftssanktionen nicht gross verändert. Ich kann für Moskau sprechen, und ich spreche mit Menschen, die ich kenne, in Tula, Sankt Petersburg und Sibirien.

Die Regale in den Läden sind voll. Ich kaufe pro Woche zweimal selber ein, dies in Läden, wo der Durchschnittsbürger einkauft. Westliche Produkte wurden teurer, sind jedoch aufgrund von Parallelimporten praktisch alle problemlos erhältlich; nicht nur in Moskau, sondern überall, da in Russland fast alles über das Internet bestellt werden kann.

Jüngere sind pro Putin

Die Preise in den Läden geben langsam wieder nach. Vorletzte Woche senkte die russische Zentralbank den Leitzins um weitere 0,5 Prozent auf 7,5 Prozent. Dies aufgrund der rückläufigen Inflation, die heute bei knapp 12 Prozent liegt. Laut Aussagen der russischen Zentralbankpräsidentin Elvira Nabiullina von vergangener Woche soll sich die Inflation 2023 in Richtung 6 Prozent bewegen.

Die Notenbankpräsidentin führte aus, dass sich die wirtschaftliche Situation besser entwickelt habe, als von ihr angenommen. Die Import-Export-Situation passe sich den neuen Realitäten an, was langsam, aber stetig voranschreite. Weiter hat sich der Rubel nicht nur von den anfänglichen Turbulenzen erholt, sondern liegt – etwa gegenüber dem Euro – auf dem Höchststand seit acht Jahren. Gegenüber dem Euro ist der Rubel deutlich stärker als am Tag vor dem Einmarsch in die Ukraine. Da sich Russlands Währung

im Handel mit asiatischen Ländern immer stärker etabliert, ist diese Entwicklung nachhaltig.

Die Menschen, mit denen ich zu tun habe, gehören zur Mittelschicht, sind meist bestens gebildet, mehrsprachig, und sie verfolgen die westlichen Medien. Das ist übrigens problemlos möglich, während im sogenannten freien Westen russische Quellen blockiert werden. Die Russophobie, die sich in westlichen Medien breitgemacht hat, bleibt hier nicht unbemerkt, führt jedoch nicht zu Hassgefühlen bei den Russen, sondern eher zu Sprachlosigkeit, weil sie nicht verstehen, dass im Westen nicht zwischen Politik und Menschen unterschieden

Die Russophobie führt nicht zu Hassgefühlen bei den Russen, sondern eher zu Sprachlosigkeit.

werden kann. Die Visarestriktionen der EU sind der beste Beweis für dieses Sanktionsfieber mit Blick auf alles Russische, und selbstverständlich übernimmt die Schweiz auch das tel quel.

Meine Freunde, Bekannten und Verwandten sind zwischen dreissig und 95 Jahre alt. Die Jüngeren, die Präsident Putin am kritischsten gegenübergestanden sind, betrachten den Westen nun mit mehr Argwohn als zuvor, als für sie alles Westliche gut und cool war. Jene Generation, welche die äusserst positive Entwicklung Russlands unter Präsident Putin bewusst im eigenen Leben mitbekommen hat, ist in der grossen Mehrheit pro Putin – das ist der Hauptharst der arbeitenden Bevölkerung. Die Alten und die ganz Alten, die den Zweiten Weltkrieg miterlebt oder sogar mitgemacht haben, sind Felsen in der Brandung dieser Gesellschaft und haben einen grossen Einfluss in ihren Familien.

Vergleicht man die jetzt durch die Sanktionen verursachten negativen Einflüsse mit dem Kollaps von 1998, als die gesamten Finanz- und Sozialstrukturen einbrachen und ein Sturm durchs Land fegte, muss man die heutige Situation eher als milde Brise bezeichnen. Hinzu kommt die Widerstandsfähigkeit der russischen Seele. Insgesamt steht die Mehrheit der Russen hinter Präsident Putin: Das westliche Sanktionsfieber hat diese Tendenz eher verstärkt.

Russische Energie als Trumpf

Zudem bringen jene Länder, die Russland sanktionieren, lediglich 15 Prozent der Weltbevölkerung auf die Waage. Somit machen die Regierungen von 85 Prozent der Weltbevölkerung nicht Front gegen Russland und sind unter anderem rege Abnehmer der russischen Energie.

Die Ankündigung der Referenden in vier Regionen und die Teilmobilmachung werden die Stimmung nicht nachhaltig verändern. Am Tag der Anordnung der Teilmobilmachung gab es Verunsicherung, und einige Reservisten versuchten, sich in Ausland abzusetzen. Das war schon immer so; auch in den USA, als sich selbst spätere Präsidenten ihrer Dienstpflicht während des Vietnamkriegs entzogen.

Die Referenden werden im Westen als Scheinreferenden bezeichnet. Das sehe ich anders, da für Putin Gebiete problematisch sind, deren Menschen nicht zu Russland gehören wollen.

Peter Hänseler ist ein Schweizer Unternehmer, der in Moskau lebt.



Botschaften, die wir anderen zu vermitteln versuchen.

Europa verrät seine Werte

Friede, Demokratie, Menschenrechte, Umweltschutz:
Im Kampf gegen Russland opfern wir alles, was uns heilig ist.

Guy Mettan

Timothy Snyder, Professor für Geschichte an der Universität Yale, einer der prominentesten akademischen Vertreter des westlichen Establishments, beschreibt in der September-Ausgabe der amerikanischen Zeitschrift *Foreign Affairs*, worum es beim Krieg in der Ukraine seiner Meinung nach geht. Die Einschätzung ist interessant, denn sie steht beispielhaft für den Diskurs, den uns die westlichen Politiker und Medien seit dem 24. Februar servieren. Es lohnt sich deshalb, einen längeren Abschnitt zu zitieren.

Snyder schreibt: «Russland, diese alternde Tyrannei, versucht, die impertinente ukrainische Demokratie zu zerstören. Ein ukrainischer Sieg würde das Prinzip der freien Regierung, der Integration in Europa und der Fähigkeit von Menschen guten Willens, sich den globalen Herausforderungen zu stellen, bestätigen. Ein Sieg Russlands hingegen würde die völkermörderische Politik in der Ukrai-

ne verstärken, die Europäer versklaven, den Kampf gegen die Bedrohung durch das Klima unmöglich machen und Faschisten, Tyrannen und Nihilisten stärken, die Politik als Spektakel betrachten, das die Menschen von der Zerstörung der Welt ablenken soll. Dieser Krieg entscheidet darüber, welche Prinzipien im 21. Jahrhundert vorherrschen werden, eine Politik des Massenmords oder eine Politik, die die Menschenwürde verteidigt. Es steht die Zukunft der Demokratie auf dem Spiel.»

Völkerrechtswidrige Kriege

Das sind die Frontlinien, die Snyder zieht: Verteidigung europäischer Werte gegen Barbarei; Demokratie gegen Diktatur; heroische Tugenden gegen Kriegsverbrechen. Doch woher wissen wir, dass diese Sicht der Dinge der Wahrheit zumindest nahekommt? Dass es sich bei diesem Krieg um einen Kampf der Guten gegen die Bösen handelt? Dass Europas vielzitierte

Werte den Test der Wirklichkeit bestehen? Eine Bestandsaufnahme ist dringend erforderlich. Ich komme dabei zu anderen Ergebnissen als Timothy Snyder. Aus meiner Sicht erleben wir einen Zusammenbruch der europäischen Werte, und ich glaube, viele Menschen ausserhalb Europas sehen es ähnlich.

Beginnen wir mit dem «Frieden», dem eigentlichen Gründungswert der Europäischen Union. Wer dieser Tage Zeitungen

Wer Zeitungen liest und Politikern zuhört, wird dem Begriff «Frieden» kaum mehr begegnen.

liest und Politikern zuhört, wird dem vielbeschworenen Begriff kaum mehr begegnen. Die Forderungen lauten stattdessen: mehr Waffenlieferungen, mehr Sanktionen, mehr Energiesparmassnahmen, kurz, mehr Eskalation.

lation. Allen voran geht die Präsidentin der Europäischen Kommission, Ursula von der Leyen («Jetzt ist es Zeit für Entschlossenheit, nicht für Beschwichtigung»). Diese klaffende Lücke zwischen Anspruch und Wirklichkeit untergräbt den gesamten Diskurs über europäische Werte.

Zwar hat das schöne Friedensideal schon länger an Glanz eingebüsst, vor allem durch die allmähliche Umwandlung der Nato in ein Angriffsbündnis nach dem Zusammenbruch der Sowjetunion. Ab den späten neunziger Jahren begannen europäische Staaten, auf der halben Welt militärisch einzugreifen (Serbien, Irak, Libyen, Syrien, Afghanistan), und das meist unter Verletzung des Völkerrechts. Trotzdem blieb der Friede, zumindest rhetorisch, ein Grundwert europäischer Politik.

Noch Ende März schien eine Verständigung zwischen den Kriegsparteien im Bereich des Möglichen und seitens der europäischen Regierungen auch erwünscht. Die aufgepeitschte Berichterstattung über Butscha und der Besuch des damaligen britischen Premiers Boris Johnson in Kiew beendeten dann alle Verhandlungsbemühungen auf westlicher Seite. Seitdem ist das Wort «Friede» aus dem Vokabular europäischer Politiker und Journalisten praktisch verschwunden.

Dafür werden die Meinungsführer nicht müde, den erstarkten Nationalismus als Gefahr für den Frieden in Europa zu bezeichnen, sei es in Deutschland, Frankreich, Österreich, Serbien oder, ganz aktuell, in Italien, wo die rechte Politikerin Giorgia Meloni neue Premierministerin werden dürfte. Diese Mahner und Warner wären allerdings glaubwürdiger, würden sie nicht die Augen vor den blutigen Taten der ukrainischen Nationalisten verschliessen. Ausserdem waren viele von ihnen 2008 sofort bereit, die Unabhängigkeit des Kosovo zu akzeptieren, während sie nun den Separatismus in der Ostukraine als Verbrechen geisseln. Wie geht das zusammen?

Politiker missachten Volkswillen

Ein anderer Wert, der in unseren Zeitungen oft bemüht wird, ist «Demokratie». Tag für Tag lesen wir, in der Ukraine würden Europas demokratische Traditionen verteidigt. Aber stimmt das wirklich? Auch in diesem Punkt sind die Widersprüche offensichtlich.

So hat die ukrainische Regierung alle Oppositionsparteien verboten, alle nichtstaatlichen Nachrichtenkanäle geschlossen, alle Minderheitensprachen verbannt (im Osten des Landes mit dem Russischen sogar die Mehrheitssprache), Dutzende von Journalisten und Oppositionellen ermorden lassen, einer galoppierende Korruption freien Auslauf gewährt, siebzehn Millionen Hektar gutes Agrarland trotz Widerstand in der Bevölkerung an drei amerikanische Konzerne verscherbelt,

Weltwoche Nr. 39.22

«Wir können das Arsenal der Waffen nicht aus der Welt schreiben, aber wir können das Arsenal der Phrasen, die man hüben und drüben zur Kriegführung braucht, durcheinanderbringen.» Max Frisch (1911–1991)



die männliche Bevölkerung zwangsrekrutiert, Kriegsgefangene hingerichtet, die eigene Zivilbevölkerung als Schutzschild missbraucht, Armee und Verwaltung mit notorischen Neonazis gespickt, um hier nur ein paar Beispiele zu nennen. Ist das wirklich die Demokratie, die wir verteidigen wollen?

Und wenn wir schon bei doppelten Standards sind: Wortreich verdammen westliche Journalisten angebliche Einmischungen Russlands in die Angelegenheiten demokratischer Länder. Aber was berichten sie, wenn zwei amerikanische Sonderstaatsanwälte (Robert Mueller und John Durham) im Fall der USA keine solche Beeinflussung feststellen? Wenig bis nichts. Gleichzeitig billigen die meisten von ihnen die Einmischungen des Westens in die Politik anderer Länder. Wenn zum Beispiel in der Ukraine eine demokratisch legitimierte prorussische Regierung gestürzt wird wie 2014, und das unter tatkräftiger Mithilfe der Amerikaner, dann sehen darin die wenigsten ein Problem. >>>

maike.pencil.BESTOFCHD/190522EU

Offene
Architektur

Auswahl der
weltweit besten
Aktien

Made
in
Switzerland



Die Performance wird von der Realwirtschaft und ihren Unternehmen erzielt.



Erstklassige
Vermögensverwaltung

GENÈVE ZÜRICH LAUSANNE BASEL LYON ANNECY PARIS DUBAI HONGKONG

Best of ist eine Marke der "Banque Cantonale de Genève"-Gruppe.
Diese Anzeige wird ausschliesslich zu Informationszwecken veröffentlicht und stellt weder ein Angebot noch eine Empfehlung zum Kauf von Finanzprodukten oder zur Erbringung von Finanzdienstleistungen dar. Sie kann nicht als Grundlage für eine Anlageentscheidung dienen, die auf einer spezifischen und persönlichen Beratung beruhen muss. Transaktionen mit Anlagenswerten unterliegen Steuergesetzen und -vorschriften in verschiedenen Rechtsordnungen. Es liegt in der persönlichen Verantwortung des Anlegers, sich darüber zu informieren und diese einzuhalten.

bcge.ch/de/best-of

Und was ist schliesslich von unserer eigenen Demokratie zu halten, wenn europäische Regierungen einen Krieg unterstützen, ohne ihre Bürger zu befragen? Erinnert sei an die in Deutschland durchgeführte Umfrage, die am 30. August vom Magazin *Stern* veröffentlicht worden ist. Die Zahlen sprechen für sich: 87 Prozent der befragten Deutschen finden, man solle mit Putin reden; 77 Prozent von ihnen sind für Friedensverhandlungen; 62 Prozent lehnen die Lieferung schwerer Waffen an die Ukraine ab. Eine Umfrage in Österreich kam zu ähnlichen Ergebnissen. Sollte uns das nicht zu denken geben?

Unterdrückung der Meinungsfreiheit

Die dritte Kategorie von Werten, die wir in der Ukraine angeblich verteidigen, sind die Grundrechte. Dazu gehört die Meinungsfreiheit. Europa stellt sich in diesem Punkt gerne als Vorbild dar, verglichen mit einem Russland,

Was wir sonst nur aus Diktaturen kennen, passiert nun auch in der angeblich werteorientierten EU.

das die Meinungsfreiheit schamlos missachtet. Wie ist es dann aber zu erklären, dass unsere Medien alle Kriterien für eine objektive Berichterstattung mit Füßen treten, indem sie einstimmig Partei für die Ukraine ergreifen, ohne die Argumente der anderen Seite auch nur zur Kenntnis zu nehmen? *Altera pars audiatur* – man höre auch die andere Seite –, heisst es in den Journalismus-Lehrbüchern. Dieser wichtige Merksatz scheint nicht mehr zu gelten.

Die Politik steht den Medien in nichts nach. Was wir sonst nur aus Diktaturen kennen – die Schliessung missliebiger Redaktionen –, ist nun auch das politische Mittel der Wahl in der angeblich werteorientierten EU. Die Europäische Kommission verbot im Frühling kurzerhand die russischen Medien *RT* und *Sputnik*. Ist das nicht ein krasser Angriff auf die Meinungsfreiheit, selbst wenn man ihn mit dem Vorwand zu rechtfertigen versucht, der «russischen Propaganda» entgegenzuwirken? Seit wann ist Zensur demokratisch und repräsentativ für die Meinungsfreiheit?

Man könnte diese Liste der Grundrechtsverletzungen durch die EU und westliche Staaten um viele Punkte ergänzen. Es sei hier nur auf ein weiteres, besonders beunruhigendes Beispiel hingewiesen: die eklatante Verletzung des Rechts auf Privateigentum. So haben westliche



Staaten die Guthaben der russischen Zentralbank und den Privatbesitz von Oligarchen beschlagnahmt. Rechtliches Gehör wurde den Betroffenen verweigert. Was hat das mit der Verteidigung von Menschenrechten zu tun? Europa verspielt gerade, was es über Jahrhunderte stark gemacht hat: die Glaubwürdigkeit seines Rechtsstaats.

Kohlekraftwerke gegen Putin

Die vierte und letzte Kategorie von Werten, die im Ukraine-Krieg verraten wird, sind die Ökologie und der Kampf gegen den Klimawandel. Seit dem Gipfel von Rio 1992 hat sich der Westen – nicht ohne Schwierigkeiten und mit heftigen internen Debatten – als Champion im Kampf für die «Erhaltung des Planeten» und die Entwicklung grüner Technologien aufgespielt. Vor allem den CO₂-Emissionen hat man den Krieg erklärt.

Und heute? Kohlekraftwerke, die noch vor zwölf Monaten als «Skandal» galten, werden in Europa mit dem Segen von Umweltministern wiedereröffnet. Europäische Politiker hofieren Autokraten und Diktatoren auf der ganzen Welt, in der Hoffnung, ein bisschen Gas oder Öl kaufen zu dürfen, das dann unter Einsatz umweltschädlicher Öltanker und Massengutfrachter nach Europa transportiert wird. Schiefergas und Schieferöl, eben noch des Teufels, sind gross in Mode. Und all das, um Wladimir Putin zu boykottieren, der als Präsident Russlands immer bereit war, uns für wenig Geld umweltfreundlicheres Gas und Öl zu liefern?

Ich begann diesen Artikel mit einem Zitat von Timothy Snyder, dem Stichwortgeber dieser falschen Politik. Das Schlusswort gebührt George F. Kennan, dem grossen Diplomaten und Theoretiker des Kalten Krieges. Er schrieb 1951: «Die Botschaft, die wir anderen zu vermitteln versuchen, wie auch immer sie aussehen mag, wird nur dann wirksam sein, wenn sie mit unserem eigenen Verhalten übereinstimmt.»

Guy Mettan ist ehemaliger Chefredaktor der *Tribune de Genève* und Grossrat des Kantons Genf (früher CVP, heute parteilos).

Wie läuft das mit dem Benzinpreis?

Wüsste ich zuverlässig, wie sich der Benzinpreis entwickeln wird, könnte ich mit wenig Geld innerhalb kurzer Zeit Millionen verdienen. Ich weiss es, wie alle anderen Leute auch, natürlich nicht.

Und trotzdem lohnt es sich, Überlegungen zur Benzin- und Dieselpreisentwicklung anzustellen und Erwartungen zu bilden.

Der Benzinpreis hängt, das ist trivial, von Nachfrage und Angebot ab: Millionen von Autofahrern, Hunderte von Ölanbietern, Raffinerien, Transportunternehmer, Tankstellen und der Staat bestimmen miteinander den Preis an der Tanksäule. In der Schweiz belastet der Bund unverbleites Benzin mit rund 77, Dieselöl mit knapp 80 und Heizöl mit 0,3 Rappen pro Liter.

Mineralölprodukte – Benzin, Diesel, Heizöl, Kerosin, Schmierstoffe, Medizin- und Kosmetikprodukte, Asphalt et cetera – lassen sich nur in bestimmten Relationen aus Rohöl herstellen.

Steigt beispielsweise die Nachfrage nach Heizöl, wird Diesel, der im gleichen Produktionsprozess wie Heizöl hergestellt



Nachfrage und Angebot.

wird, relativ zum Benzinpreis billiger. (So entstehen keine ungeplanten Diesellager.)

Die Sache wird noch komplizierter, weil die Produkte untereinander und teilweise auch zu Erdgas, das im Moment besonders knapp ist, Substitute sind, die einander vor allem auch in Abhängigkeit der relativen Preise ersetzen.

Insgesamt dürften die Mineralölpreise im Verlauf des Winters bei Fortführung der Sanktionen deutlich höher liegen als im letzten Winter; auch eine rasche Erhöhung um 50 Prozent ist nicht auszuschliessen. Benzin hingegen dürfte im Verhältnis zu Diesel deutlich billiger bleiben als vor einem Jahr.

Martin Janssen

«Lieber 100 Stunden umsonst verhandeln, als eine Minute schiessen.» Helmut Schmidt (1918–2015)



Regierungsrat Ratlos

Der Zürcher Baudirektor Martin Neukom vertritt 37 Prozent der Axpo-Eigner. Sobald der Kanton Zürich zahlen muss, wird's für den Grünen ungemütlich.

Christoph Mörgeli

Das Jahr 2019 war sein Glücksjahr: Zuerst wählte das Zürchervolk den erst 32-Jährigen als Vertreter der Grünen Partei in die Kantonsregierung. Dann machten ihn seine Kollegen zum Baudirektor, wo er seither seine ökologischen Träume verwirklicht. Ein paar Monate später durfte der Winterthurer Mechatroniker einen Dokortitel der traditionsreichen Universität Augsburg (gegründet 1970) für seine Dissertation über Solarzellen entgegennehmen. Und obendrein ging fast gleichzeitig das Kernkraftwerk Mühleberg vom Netz – im Gegensatz zu seinem atomfreundlichen Vorgänger Markus Kägi (SVP) kann Neukom dieser Energieform nichts abgewinnen. Er weiss vielmehr, dass sich die «gesamte Energieversorgung zu hundert Prozent aus Erneuerbaren» organisieren liesse.

Vier-Milliarden-Rettungsschirm

Grünenfreundliche Medien und der Greta-Zeitgeist machten Martin Neukom das Leben leicht. In der Baudirektion schaut der nerdige Politiker lieber in den Bildschirm seines Laptops als in die Augen seiner Amtsvorsteher, die seine Väter sein könnten. Das Führen hat der Chef von fast 2000 Mitarbeitern an siebzig Standorten nie gelernt. Wo früher über handfesten Hoch- und Tiefbau informiert wurde, lesen wir heute folgende Mitteilungen: «Geändertes Energiegesetz für mehr Klimaschutz», «Gelungener zweiter Zürcher Klimadialog», «Klimaschutz: Kanton setzt auf CO₂-freie Fahrzeuge». In einer Kolumne in der «Zürcher Umweltpraxis» (ZUP) nimmt Neukom «regelmässige Stellung zu aktuellen Umweltthemen».

Spätestens seit dem Knall auf Fall verlangten staatlichen Rettungsschirm von vier Milliarden Franken zugunsten des Stromkonzerns Axpo ist das geruhige Leben von Baudirektor Neukom vorbei. Er steht nämlich für die fast 37 Prozent in der Verantwortung, die sein Kanton an der Axpo hält. Ab dem Moment, in dem auch Zürich als grösster Eigner eine Milliarden-Liquiditätsunterstützung leisten müsste, geriet Martin Neukom plötzlich mitten ins Auge des Sturms. Auch fürs Eintreffen eines Strom-Blackouts



«Das ist nicht ganz so einfach»: Regierungsrat Neukom.

würde der Grüne vom abrupt verdunkelten Publikum verantwortlich gemacht. Das käme ihm ausgesprochen ungelegen, finden doch bereits im kommenden Februar wieder Regierungsratswahlen statt.

Vor dem Zürcher Kantonsrat verstieg sich Martin Neukom zur Behauptung, die drohende Strommangellage habe nichts mit der Energiestrategie 2050 zu tun. In Wahrheit wurde das Kernkraftwerk Mühleberg exakt wegen dieser Strategie vom Netz genommen, womit ein entscheidender Anteil an der Stromproduktion wegfiel. Im «Doppelpunkt» von Radio 1 behauptete der Regierungsrat gegenüber Roger Schawinski, die Energielage habe sich seit dem

Grünenfreundliche Medien und der Greta-Zeitgeist machten Neukom das Leben leicht.

Ukraine-Krieg und dem letzten Zusammenreffen der beiden Herren vom November «extrem verändert». Seit dem Ukraine-Krieg? Offenbar ist dem obersten Zürcher Energieverantwortlichen entgangen, dass Wirtschaftsminister Guy Parmelin (SVP) bereits im Oktober in einer eindringlichen Videobotschaft die Politiker und Unternehmen vor einer baldigen Strommangellage gewarnt hat. Doch Neukoms Antworten bei Schawinski lauteten so: «Ich hätte es nicht für möglich gehalten.» – «Das habe ich

wirklich nicht vorausgesehen.» – «Das ist nicht ganz so einfach.» – «Es ist rechtlich schwierig.» – «Es ist ein europäisches Problem.»

Hochriskante Handelsaktivitäten

Dabei müsste der oberste Zürcher Energieverantwortliche spätestens jetzt unangenehme Fragen stellen: Spielte die Axpo tatsächlich Glencore, und mit welchen Rohstoffen handelte sie? Waren es neben Gas und Kohle auch Lithium und Kobalt? Wenn ja, wie steht es um die Kriterien von Menschenrechten und Umwelt? Gehört die Axpo gar zu den Gewinnlern des Ukraine-Kriegs? Neukom müsste verlangen, dass ihm und den übrigen Eigner-Vertretern alle privaten Börsengeschäfte der Axpo-Spitze der letzten zwei Jahre offengelegt werden.

An warnenden Stimmen vor dem ausufernden Derivatehandel der Axpo hat es nicht gefehlt. Und der damalige kantonale Parlamentarier Martin Neukom hat diese Kassandrarufer durchaus mitgehört. SVP-Kantonsrat Hans-Peter Amrein prangerte seit 2015 in zahlreichen Vorstössen die hochriskanten Handelsaktivitäten der Axpo an. So verlangte er Auskunft, warum die Axpo Trading «europa-, osteuropaweit oder sogar weltweit führend oder mitführend mit Strom, mit Heizöl, mit Erdgas, Erdöl, Kohle, mit Frachtraten, Biomasse-, Emissions-, Grünen und mit Energie-Effizienz-Zertifikaten sowie generell mit Derivaten handeln und spekulieren muss».

Im Oktober 2021 verhinderten SVP und SP, nicht aber die Grünen, dass Teile der Axpo, namentlich die Wasserkraft, privatisiert und damit ins Ausland verkauft wurden. Die Stromversorgung – so die Begründung – sei systemrelevant und müsse in öffentlicher Schweizer Hand bleiben. Die NZZ spottete hierauf über die «unheilige Allianz» von «Heimatschützern und Privatisierungsphobikern» und bedauerte, dass der Axpo wie den Eignern nicht noch mehr Freiheiten gewährt wurden. Der grüne Regierungsrat Martin Neukom stand auf der Seite der schimpfenden NZZ. Zuerst kam er in den Kantonsrat. Dann kam er in den Regierungsrat. Und jetzt kommt er auf die Welt.

Verliebt in Schaffhausen

Warum ich Schaffhausen liebe? Es sind nicht so sehr der Munot oder der Rheinfall. Es ist der Swing dieser Stadt, die Lässigkeit, die Schaffhausen belebt.

Thomas Wördehoff

Es müssen etwa sechs, sieben Monate gewesen sein, dann hatte ich es endlich begriffen: Ich war verliebt. Das Objekt meiner Begierde war weder weiblich noch männlich, sicherlich aber divers. Unwiderstehlich divers. Natürlich sind die meisten Städte von Belang irgendwie immer divers – von Schaffhausen aber, der Stadt, die ich allmählich ins Herz geschlossen habe, hätte ich diese Buntheit nicht erwartet. Da scheine ich nicht alleine zu sein. Wem auch immer ich Schaffhausen als Treffpunkt vorschlage, dem entfäht ein geradezu entsetztes «In Schaffhausen???».

Ich erinnere mich noch genau, an welchem Ort mich dieses plötzliche Wohlgefühl gepackt hat. Ich hatte das Parkhaus Stricki verlassen, um mich irgendwie in Richtung Altstadt zu orientieren, ohne festen Plan. Für ein paar Minuten musste man ein Stück entlang der Bachstrasse gehen, einer jener lärmigen und vielbefahrenen Verkehrsadern ohne besondere Merkmale, doch da bot sich alsbald eine Chance zur Überquerung und Flucht an. Schaffhausen sei eine «graue» Stadt, hatte mir ein Freund in Zürich zugerant, und die Bachstrasse schien die Vorwarnung erst einmal zu bestätigen.

Wiener Leidenschaft

Lügen gestraft wurde die Rede von der angeblichen Tristesse dieses Juwels schon fünfzig Meter weiter. Es wurde zum immer wiederkehrenden Ritual: Nach dem Blick auf das Programm des Scala (längst mein Lieblingskino) in der Unterstadt erfolgt die Strassenüberquerung, dann noch besagte fünfzig Meter durch die Brunnengasse – und die ganze Pracht der Schaffhausener Altstadt breitet sich vor einem aus. Wobei «Pracht» jetzt nicht das stolze Präsentieren barocken Reichtums bedeutet; es scheint einfach, als begrüße die Vordergasse die Ankömmlinge mit offenen Armen. Der Platz, der sich zu Beginn der Vordergasse auftut, ist zwar weniger geräumig, als ich mir das von zu Hause aus einbilde, aber er vermittelt ein angenehmes erstes Gefühl von Grosszügigkeit.

Das alte Schaffhausen hatte ein Faible für Plätze und grossräumige Strassen. Hinter der Pfarrkirche breitet sich der Kirchhofplatz aus, und auch der Fronwagplatz (eigentlich eine breite Gasse) eignet sich fabelhaft zum Promenieren. Eine echte Promenade gibt es übrigens unten am Rhein zwischen der alten Rhybadi über die

Es fällt auf, wie oft Menschen stehenbleiben, um zu tratschen, anderen Leuten hinterherzuschauen.

Schiffände und das Lindli bis nach Büsingen. Aber das wäre eine gesonderte Liebeserklärung.

Die Altstadt von Schaffhausen ist ein Paradies für Fussgänger. Doch die Altstadt ist keine Fussgängerzone, sondern ein Wohnzimmer. Auf dem Fronwagplatz stehen allein vierzehn Parkbänke, auf denen man tatsächlich Literaturfreaks mit echten Büchern (sechs Buchhändler habe ich in der Nachbarschaft gezählt) erleben kann. Parkbänke und Strassencafés: In Schaffhausen kann ich mich einer Leidenschaft widmen, der ich sonst vornehmlich in Wiener Kaffeehäusern nachgehe: Leute begucken.

Es gibt diese schöne Bemerkung von Peter Bichsel: «Wenn man beobachtet, weiss man

immer, was passieren sollte. Schauen ist was anderes, es ist passiver.» In Schaffhausen schaut man. Nicht so sehr prüfend oder gar misstrauisch, man schaut die Vorübergehenden an, wie man eine Geschichte liest – der Ausgang bleibt offen, und das hilft der Fantasie. Man kann sich dem Schauen so genüsslich hingeben, weil die Schaffhauser ihre Stadt vornehmlich durchschlendern. Tatsächlich scheinen die Bewohner sich Zeit zu nehmen, oft sogar Musse. Man nimmt sich Zeit zum Schlendern und auch zum Plaudern. Es fällt auf, wie oft Menschen auf der Strasse stehenbleiben, um miteinander zu sprechen, zu tratschen, anderen Leuten hinterherzuschauen. Über dieser Stadt liegt eine freundliche Gelassenheit, von der auch die Kellner, die Buchhändlerin und der Antiquitätenhändler erfasst werden.

Das schärfste Lokal

Den besten Humus, die besten Torten kriegt man übrigens im «Café Vordergasse», und der Kuchen im Café «Noordlicht» ist auch nicht von der Hand zu weisen. Beizen gibt's zuhauf: die «Fassbeiz» mit junger Schweizer Küche oder das «Africana», «das schärfste Lokal der Stadt» (Werbeslogan), mit herrlichen Spezialitäten aus Eritrea und Äthiopien. Und selbstverständlich die «Wirtschaft zum Frieden» am Herrenacker, das älteste Gasthaus der Stadt, wo die Saucen noch an das tiefe Goldbraun von Rembrandt erinnern. Überhaupt: In Schaffhausen isst man gern.

Warum ich Schaffhausen liebe? Es sind nicht so sehr die geschichtsträchtigen Schätze wie der Munot oder die touristischen Attraktionen wie der Rheinfall – es ist der Swing dieser Stadt, die Lässigkeit, die Schaffhausen belebt. Eine Lässigkeit und Aufgeschlossenheit, die nicht nur im historischen Gemäuer der Altstadt wirkt, sondern auch in den Wohnquartieren, unten am Ufer des Rheins oder auch um die Stahlgesserei im Mühlental, wo sich ein neuer Stadtteil abzeichnet. Aber davon ein andermal.



Dieses plötzliche Wohlgefühl: Schaffhausen.

Wann ist genug?

Bereits jetzt sind mehr Menschen nach Deutschland eingewandert als im Jahr 2015.



In den letzten Wochen mehrten sich die Stimmen in den deutschen Medien, die vor einer zweiten Flüchtlingswelle auf dem Niveau von 2015 warnten. Bereits jetzt verzeichne man an den deutschen Grenzen ähnlich hohe Zahlen wie 2015, und es sei absehbar, dass diese Zahlen im Winter noch weiter steigen würden.

Wie hoch die Zahl der Asylbewerber tatsächlich ist, war lange unklar. Nun wird bekannt: Es sind bereits jetzt 1,1 Millionen und somit jetzt schon mehr als 2015, als zirka 890 000 Menschen nach Deutschland kamen. Und nun sollen neben Ukrainern, Afghanen, Syrern und Co. auch noch Russen kommen. Zumindest zeigte sich Bundesinnenministerin Nancy Faeser (SPD) offen für die Aufnahme russischer Deserteure, und auch Bundesjustizminister Marco Buschmann (FDP) betonte: «Wer Putins Weg hasst und die liberale Demokratie liebt, ist uns in Deutschland herzlich willkommen.» Zugleich ist es gemäss der Innenministerin wichtig, die illegale Migration einzudämmen, «damit wir weiter den Menschen helfen können, die dringend unsere Unterstützung brauchen».

Es sind die üblichen Floskeln von Politikern, die immer noch nicht begriffen haben, dass ihre Einstellung zu gewissen Themen von Prämissen abhängt, die in Deutschland zu keinem Zeitpunkt gegeben waren. In einem Land, in dem sich die Polizei bereits dem Vorwurf des Rassismus ausgesetzt sehen muss, wenn sie die entsprechende Klientel anhand äusserlicher Merkmale an den Bahnhöfen kontrolliert, gibt es keine effektive Eindämmung illegaler Migration.

2018 scheiterte jede zweite Abschiebung in Deutschland. Im vergangenen Jahr wurden gerade einmal 11 982 Menschen abgeschoben. Zum Vergleich: Allein in der zweiten Septemberwoche zählte die Bundespolizei an allen deutschen Grenzen 3156 illegale Grenzübertritte. Knapp 300 000 Menschen sind momentan in Deutschland ausreisepflichtig. Rechnet man die Zahl der geduldeten und abgelehnten Asylbewerber dazu, die aufgrund eines Abschiebe-

Natürlich wird den Menschen etwas weggenommen. Vor allem jenen am unteren Ende der Nahrungskette.

stopps nicht ausreisepflichtig sind, steigt die Zahl weiter an. Die AfD spricht allein von 800 000 abgelehnten Asylbewerbern.

Insgesamt wurden in Deutschland in den letzten Jahren mehr als drei Millionen Erstanträge für Asyl gestellt. Ich betone das deshalb, weil der Familiennachzug hier noch nicht einberechnet ist. Wahrscheinlicher ist also eher eine Zahl von über 3,5 Millionen Menschen. Sie alle benötigen Wohnraum mitsamt Strom und Gas, Verpflegung sowie Kita- und Schulplätze. Und das in einem Land, in dem von all dem schon vor 2015 nicht genug vorhanden war.

«Niemandem wird etwas weggenommen, weil Flüchtlingen geholfen wird», sagte der ehemalige Unions-Fraktionschef Volker Kauder einmal im Hinblick auf die Aufnahme von Flüchtlingen in Deutschland. Es sollte sich, wie so viele Sätze, die in dieser Zeit gefallen sind, als Lüge herausstellen. Denn natürlich wird den

Menschen etwas weggenommen. Vor allem am unteren Ende der Nahrungskette. Jeder Euro kann nur einmal ausgegeben, jede bezahlbare Wohnung nur einmal vermietet werden. Es sind die sozial Schwachen, die, anders als die grüne Bourgeoisie, nicht die Möglichkeit haben, ihr Kind auf eine andere Schule in einem Stadtteil mit weniger Migrantenkindern zu schicken. Sie sind es, die an vorderster Front die Entscheidungen einer politischen Kaste ausbaden, die sich bis heute weigert, zu akzeptieren, dass Kapazitäten auch in der Bundesrepublik endlich sind.

Ja, eigentlich kann man nur hoffen, dass es dieses Mal auch die anderen treffen wird, wenn der Hauptgeschäftsführer des Städte- und Gemeindebundes Gerd Landsberg gegenüber der *Bild am Sonntag* davon spricht, dass Schulklassen und Kitagruppen noch grösser werden müssten als ohnehin schon, um der Lage Herr zu werden. Denn offenbar reicht es nicht aus, dass gefühlt jede deutsche Stadt mittlerweile aussieht wie Klein-Kabul. 12 von 16 Bundesländern haben bereits Anfang September die Erstaufnahme gestoppt, und dennoch rufen Politiker und Flüchtlingsorganisationen immer noch: «Willkommen!»

«Eine Situation wie die des Sommers 2015 kann, soll und darf sich nicht wiederholen», verkündete die Kanzlerin Ende 2016. Und doch wiederholt es sich. Genau jetzt, sieben Jahre nach der ersten Flüchtlingskrise. Die Regierenden sind mittlerweile andere. Eine Antwort auf die Frage «Wann ist es genug?» erscheint jedoch dringender denn je.

Putin bringt Xi in die Zwickmühle

China ist Russland formell in Freundschaft verbunden.
Aber der Ukraine-Krieg birgt für Peking enorme Risiken.

Brian G. Carlson

Während Russlands Krieg in der Ukraine in eine neue und noch gefährlichere Phase eintritt, befindet sich China in einer zunehmend schwierigen Lage. China und Russland gaben am 4. Februar eine gemeinsame Erklärung ab, in der sie darlegten, dass ihre Freundschaft «keine Grenzen» habe, was zeigt, welchen Wert China Russland als Partner beimisst, wenn es darum geht, die globale Führungsrolle der USA herauszufordern. China würde eine vollständige Niederlage Russlands in der Ukraine als strategische Katastrophe betrachten, da ein geschwächtes Russland als Partner an Wert verlore. Gleichzeitig hätte der Krieg für China negative Folgen in Form wirtschaftlicher Turbulenzen, einer Schädigung des internationalen Ansehens Chinas und der Wiederbelebung der transatlantischen Partnerschaft.

Chinas Besorgnis über den Krieg trat jüngst während des Gipfeltreffens der Shanghaier Organisation für Zusammenarbeit (SOZ) in Samarkand (Usbekistan) am 15. September zutage, als der russische Präsident Wladimir Putin Chinas «Fragen und Bedenken» bezüglich des Krieges öffentlich anerkannte.

Rhetorische Unterstützung

Chinas Präsident Xi Jinping verzichtete darauf, Russlands Krieg öffentlich zu unterstützen, und erwähnte die Ukraine während des Gipfels nicht. Im Anschluss an das Treffen gab China eine Erklärung ab, in der es mitteilte, es sei «bereit, mit Russland zusammenzuarbeiten, um die Verantwortung eines grossen Landes zu demonstrieren, eine führende Rolle zu spielen und Stabilität in eine turbulente Welt zu bringen». Vielen Beobachtern erschien diese Erklärung als implizite Kritik an Russlands Verhalten.

Die Besorgnis Chinas dürfte noch zunehmen, nachdem Putin in einer Rede am 21. September eine Reihe neuer politischer Massnahmen angekündigt hat. Als Reaktion auf die erfolgreiche Gegenoffensive der Ukraine in der Region Charkiw weniger als zwei Wochen zuvor, bei der mehr als 3000 Quadratkilometer ukrainischen Territoriums zurückgewonnen wurden, kündigte Putin eine Teilmobilisierung an, welche die Ein-



«Fragen und Bedenken»: Präsident Xi.

berufung von 300 000 neuen Soldaten vorsieht. Ausserdem kündigte er die Absicht Russlands an, besetzte Gebiete in der Ukraine nach Scheinreferenden in diesen Regionen zu annektieren.

Am beunruhigendsten ist, dass er seine Drohung mit dem Einsatz von Atomwaffen wiederholte. Die Kombination aus Annexionen und nu-

Die USA halten sich bedeckt, wie sie auf den Einsatz von Atomwaffen durch Russland reagieren würden.

klaren Drohungen führte zur Befürchtung, dass Russland ukrainische Gegenoffensiven gegen diese Gebiete als Angriffe auf sein eigenes Territorium betrachten und damit eine nukleare Reaktion auslösen könnte.

Diese Schritte und ihr Eskalationspotenzial unterstreichen in dramatischer Weise die Risiken, die der Krieg für China birgt. Als Reaktion auf Putins Rede gab der Sprecher des chinesischen Aussenministeriums, Wang Wenbin,

folgende Erklärung ab: «Chinas Position zur Ukraine-Krise ist konsequent und klar. Wir rufen die betroffenen Parteien auf, das Problem durch Dialog und Verhandlungen zu lösen und eine Lösung zu finden, die den legitimen Sicherheitsinteressen aller Parteien Rechnung trägt. Wir hoffen auch, dass die internationale Gemeinschaft die Bedingungen und den Raum dafür schaffen wird.»

Wie Wangs Äusserungen andeuten, wäre mit einer raschen Beendigung des Krieges den Interessen seines Landes am besten gedient. Eine Eskalation des Krieges hingegen würde Chinas Bemühungen um einen ausgewogenen Ansatz, den es seit dem russischen Einmarsch am 24. Februar verfolgt, zunehmend belasten.

Auf der einen Seite hat China Russland regelmässig rhetorische Unterstützung angeboten. Peking hat sich der Auffassung Moskaus angeschlossen, dass die Vereinigten Staaten und ihre Nato-Verbündeten den Konflikt provoziert haben, indem sie die legitimen Sicherheitsinteressen Russlands nicht anerkannten,

insbesondere durch die Erweiterung des Bündnisses. China hat davon abgesehen, Russland für sein Vorgehen in der Ukraine zu kritisieren, und hat sich im Uno-Sicherheitsrat und in der Generalversammlung der Stimme enthalten, als es um die Verurteilung der russischen Invasion ging. China hat sich auch gegen die Verhängung von Sanktionen gegen Russland ausgesprochen.

Andererseits hat China Russland nur wenig materielle Unterstützung zukommen lassen. Chinesische Unternehmen hüten sich davor, Russland bei der Umgehung von Sanktionen zu helfen, da sie sich dadurch Sekundärsanktionen der Vereinigten Staaten und ihrer Verbündeten aussetzen könnten.

China war auch nicht bereit, Russland mit Waffen zu versorgen, so dass Putin gezwungen war, sich an Nordkorea und den Iran zu wenden, um Artillerie, Raketen, Drohnen und andere militärische Ausrüstung zu beschaffen. Trotz der er-

Das Unbehagen bietet die Gelegenheit, Peking um Unterstützung zu bitten, eine Katastrophe abzuwenden.

klärten «grenzenlosen» Freundschaft hat China der Unterstützung, die es Russland anzubieten bereit ist, klare Grenzen gesetzt. Laut Berichten hat Russland gegenüber chinesischen Beamten im Geheimen seine Frustration über diese Beschränkung zum Ausdruck gebracht.

Alles in allem hat sich China also bei der Unterstützung Russlands zurückgehalten, war aber auch nicht bereit, auf die Forderungen der USA einzugehen, Russland zu zügeln. Angesichts der sich verschärfenden Rivalität mit den Vereinigten Staaten ist die chinesische Führung der Ansicht, sie müsse die Unterstützung Russlands aufrechterhalten, denn sonst wäre sie allein dem Druck der USA und ihres Netzwerks von Verbündeten und Partnern ausgesetzt.

Gemeinsame Luftpatrouillen

China hat seine Verteidigungszusammenarbeit mit Russland fortgesetzt. So flogen beispielsweise chinesische und russische Bomber im Mai eine gemeinsame Luftpatrouille in der Nähe von Japan – dies während des Besuchs von US-Präsident Joe Biden in Tokio, wo er mit anderen Staatsoberhäuptern der Quad-Gruppe, zu der auch Japan, Indien und Australien gehören, zusammentraf. Anfang September nahmen chinesische Streitkräfte an den russischen «Wostok 2022»-Übungen im Osten Russlands teil. Russland seinerseits bekräftigte seine Unterstützung für Chinas Position zu Taiwan.

Die jüngsten politischen Ankündigungen Putins und die Vorgehensweise, die er in den kommenden Wochen und Monaten wählen wird, dürften China jedoch grosse Sorgen bereiten. Die Mobilisierung, die Annexionen und die nuklearen Drohungen sind verzweifelte Ver-

suche Putins, den Verlauf eines Krieges zu wenden, der sich nicht nach seinen Vorstellungen entwickelt. Sollte Russland eine klare Niederlage in der Ukraine erleiden, könnte Putins Regime stürzen. Angesichts einer möglichen Niederlage könnte Putin auf eine Variante der als «Eskalation zur Deeskalation» bekannten Doktrin zurückgreifen, bei der Russland die Androhung oder den tatsächlichen Ersteinsatz von taktischen Atomwaffen nutzen würde, um den Krieg schnell und zu für Russland günstigen Bedingungen zu beenden.

Bei einem solchen Ansatz würde Putin wahrscheinlich eine Kombination aus Annexion und nuklearer Erpressung bevorzugen, um eine Abschreckung der Ukraine und der sie unterstützenden westlichen Länder zu erreichen. Mit anderen Worten: Putin hofft, dass die Aussicht, Russland könnte Atomwaffen zur Verteidigung der annektierten Gebiete einsetzen, die USA und Europa dazu veranlassen wird, ihre Unterstützung für die Ukraine einzuschränken und Druck auf die ukrainische Führung auszuüben, von Gegenoffensiven zur Rückeroberung dieser Gebiete abzusehen. Sollte dieser beabsichtigte Abschreckungseffekt jedoch ausbleiben, könnte Putin vor die Wahl gestellt werden, ob er tatsächlich auf taktische Atomwaffen zurückgreift.

Mehrere Faktoren können zu einem solchen Ergebnis führen. Der Westen könnte der Ukraine grössere Mengen an Waffensystemen liefern, als er bereits geliefert hat, sowie neue, immer ausgefeiltere Waffen nachschicken. Die russische Mobilisierung wird wahrscheinlich Monate brauchen, um ihre volle Wirkung zu entfalten. In der Zwischenzeit wird das russische Militär weiterhin unter der schlechten Moral der Truppen leiden, die unzureichend ausgebildet und ausgerüstet sind. Die ohnehin angeschlagene Armee könnte weitere schwere Verluste erleiden. Unter diesen Umständen könnte es einer ukrainischen Gegenoffensive gelingen, die russischen Streitkräfte aus einem oder mehreren der annektierten Gebiete zurückzudrängen.



«Mit einer geballten Faust kann man keinen Händedruck wechseln.»
Indira Gandhi (1917–1984)



Putin könnte auf eine solche Entwicklung reagieren, indem er die ukrainischen Streitkräfte mit taktischen Atomwaffen angreift. Das Ziel wäre ein schnelles Ende des Krieges, aber der Krieg könnte stattdessen eskalieren. Die Vereinigten Staaten stünden unter starkem Druck, auf Putins Bruch des nuklearen Tabus in irgendeiner Form energisch zu reagieren. Mögliche Reaktionen wären ein nuklearer Vergeltungsschlag auf russischem Territorium oder die Entsendung einer grossen konventionellen Streitmacht in die Ukraine. Auf beides könnte Russland mit einer Ausweitung des Atomkriegs auf die Nato-Staaten reagieren. Das Ergebnis könnte ein Szenario eines dritten Weltkriegs sein, was Biden, wie er wiederholt erklärt hat, vermeiden möchte.

Chinas Interesse

In der Öffentlichkeit halten sich die Vereinigten Staaten bedeckt, wie sie auf den Einsatz von Atomwaffen durch Russland reagieren würden. Der nationale Sicherheitsberater der USA, Jake Sullivan, sagte in den letzten Tagen, die Vereinigten Staaten hätten Russland gewarnt, dass ein solcher Einsatz von Atomwaffen «katastrophale Folgen» haben würde. Zusätzlich zu diesen Abschreckungsbemühungen werden die Vereinigten Staaten wahrscheinlich auch die Unterstützung Chinas suchen, um Russland zum Verzicht auf den Einsatz von Atomwaffen zu drängen. China schätzt die Partnerschaft mit Russland nach wie vor, aber eine nukleare Konfrontation zwischen Grossmächten, selbst wenn sie sich auf Europa beschränken würde, wäre nicht in Chinas Interesse.

Selbst wenn es China gelänge, sich aus der Konfrontation herauszuhalten, hätte der daraus resultierende Schaden für die Weltwirtschaft schwerwiegende Folgen für Chinas Binnenwirtschaft und damit für die politische und soziale Stabilität im Land. Die Bemühungen der USA, China für die Eindämmung Russlands zu gewinnen, waren in den ersten sieben Monaten des Krieges nicht von Erfolg gekrönt. Das wachsende Unbehagen Pekings über den Krieg und insbesondere seine Besorgnis über die Folgen eines möglichen russischen Atomwaffeneinsatzes bieten den USA jedoch die Gelegenheit, China um Unterstützung bei den Bemühungen zu bitten, eine Katastrophe abzuwenden.

Brian G. Carlson ist Leiter des Global Security Teams am Center for Security Studies (CSS) der ETH Zürich. Seine Forschung gilt schwerpunktmässig den Beziehungen zwischen China und Russland. Er spricht Chinesisch und Russisch.

Wer hat noch nicht, wer will noch mal

Schweizer Politiker verteilen Milliarden Franken, als gäbe es kein Morgen. Bezahlen dürfen die braven Bürger und Unternehmen.

Marcel Odermatt

Die Session der eidgenössischen Räte neigt sich dem Ende zu. Am Freitag folgen die Schlussabstimmungen, dann gehen die Parlamentarier nach drei Sitzungswochen auseinander. Sie lassen den Bürgern eine gesalzene Rechnung zurück. Die Politiker genehmigten Mittel und versprachen Leistungen, als gäbe es kein Morgen.

Nach dem Nationalrat stimmte auch der Ständerat dem Gegenvorschlag zur Gletscherinitiative zu. Ab 2025 soll der Staat den Ersatz von fossilen Heizungen mit jährlich 200 Millionen Franken unterstützen. Die Ständeräte packten damit sogar noch 100 Millionen Franken auf den Vorschlag der eigenen Umweltkommission drauf. Weitere 200 Millionen Franken genehmigten die beiden Räte, damit die Wirtschaft die Dekarbonisierung vorantreiben kann. Das ging nun sogar SP-Energieministerin Simonetta Sommaruga zu weit. Ihr Widerstand war jedoch zwecklos.

Klima, Sozialausbau, Sicherheit

Doch nicht nur in der Klimapolitik sitzt das Portemonnaie locker. Auch der Sozialausbau wird fröhlich vorangetrieben. Dabei konnte das linke Lager auf den Support der Mitte zählen. Der Nationalrat unterstützte eine Motion, die einen um 30 Prozent höheren Bundesbeitrag an die Prämienverbilligung verlangt. Allein diese Übung kostet eine Milliarde Franken. Im Gegenzug unterstützten SP und Grüne einen Vorstoss der Mitte-Fraktion, die einen Teuerungsausgleich bei den AHV-Renten einfordert. Die Architekten des teuren Plans sind die Parteipräsidenten Gerhard Pfister (Mitte) und Cédric Wermuth (SP). Setzt sich die Mitte-links-Allianz auch im Ständerat durch, kämen auf den Bund weitere 200 Millionen Franken an Kosten zu.

Das macht Mehrausgaben von 1,6 Milliarden Franken, beschlossen von enthemmten Politikern, zu bezahlen von den braven Bürgern und Unternehmen.

Bern

Die Prasserei passt ins Bild, das Parlament und Regierung schon das ganze Jahr über abgeben. Beispiel Sicherheitspolitik: Aufgeschreckt durch den Krieg in der Ukraine, erhöhte man die Armeeaussgaben für 2023 um 300 Millionen Franken. Bis 2030 soll das Militärbudget 1 Prozent des Bruttoinlandproduktes betragen. Hält die Politik an dieser Vorgabe fest, müssen die Verteidigungsaufwendungen bis dann jährlich um 500 bis 700 Millionen nach oben ge-



Locker sitzt das Portemonnaie: Mitte-links-Allianz Pfister-Wermuth.

schraubt werden. Wie dieses Wachstum finanziert werden soll, steht in den Sternen.

In einem ähnlichen finanzpolitischen Blindflug befindet sich das Asylwesen. Der Bund rechnet 2022 mit Kosten von rund 900 Millionen Franken wegen des Ansturms von Ukrainerinnen und Ukrainern. Im kommenden Jahr sind dafür sogar 2,1 Milliarden Franken einkalkuliert, 2024 immerhin noch 500 Millionen, unter der Annahme, dass die Ukrainer Ende 2024 in ihre Heimat zurückgekehrt sind. Die Chancen, dass sich das als Wunschdenken herausstellt, stehen leider gut.

Geht es nach einigen Parlamentariern, soll auch die SBB von einem gewaltigen Geldsegen profitieren. Sie möchten den Staatsbahnen einmalig drei Milliarden Franken für die Ver-

luste aus der Covid-19-Pandemie in die Kassen spülen.

Angesichts der Selbstbedienungsmentalität und Klientelwirtschaft im Bundeshaus wundert es nicht, dass Finanzminister Ueli Maurer im Moment nicht besonders gut auf die Volksvertreter zu sprechen ist. Der SVP-Bundesrat erklärte im Nationalrat an die Adresse der ausgabewütigen Politiker: «Wir können nicht einfach für alles Geld verteilen. Wir haben schlicht und einfach keines.» Wenn die Parlamentarier so weiterkutschierten, rechne das Finanzdepartement im Jahr 2024 mit etwa drei Milliarden Franken ungedeckten Ausgaben. «Im Jahr 2025 dürften es dann gegen fünf Milliarden Franken sein, und im Jahr 2026 könnten wir im schlimmsten Fall auf bis zu sieben Milliarden Franken kommen», so Maurer.

Kosten für Wohlfahrt vervierfacht

Die jüngsten Entscheide des verschwenderischen Parlaments verstärken einen ungünstigen Trend: Die Bundesausgaben haben sich in den letzten dreissig Jahren verdreifacht, die Wirtschaftsleistung jedoch nicht einmal verdoppelt. Die Finanzpolitik mitver-

ludern liess die Corona-Pandemie. In nur zweieinhalb Jahren verteilte der Bund rund 39 Milliarden Franken. Vielen Volksvertretern diente die Seuche dazu, jedes finanzpolitische Gewissen über Bord zu werfen. Plötzlich schien es das Normalste der Welt zu sein, astronomische Summen auszugeben.

Ein Ende dieses Eskapismus ist nur möglich, wenn sich die Mitte-Partei wieder ihrer bürgerlichen Wurzeln besinnt und mit FDP und SVP eine gemeinsame Finanzpolitik entwickelt. Eine solche Allianz müsste in den Gebieten Soziales, Kultur und Entwicklungshilfe – den massiven Kostentreibern der vergangenen Jahre – mit Sparvorschlägen aufwarten. Ohne Korrektur werden sich allein die Ausgaben für soziale Wohlfahrt im Zeitraum von 1990 bis 2025 fast vervierfacht haben.

HERODOT



Das Bild unseres schmächtigen Bundespräsidenten neben dem ihn um Haupteslänge überragenden, grimmig dreinschauenden russischen Bären Lawrow ist an Symbolik kaum zu übertreffen. Die grossmäuligen Erklärungen mancher schweizerischen Politiker der letzten Monate werden durch dieses Bild plötzlich mit der politischen Realität konfrontiert: Die kleine Schweiz steht neben der riesigen russischen Nuklearmacht. Das ist vielen sicher unangenehm. Aber Cassis seine Körpergrösse vorzuwerfen, wäre natürlich nicht politisch korrekt. Also kritisiert man sein Lächeln, auch wenn es ziemlich säuerlich und gequält war. Oder man kritisiert, dass er Lawrow überhaupt traf und ihm auch noch die Hand schüttelte.

Die kritisierenden Medienschaffenden und Politiker zeichnen sich nicht nur durch mangelnde Kenntnis diplomatischer Gepflogenheiten aus, sondern auch durch ein gehöriges Mass an heuchlerischer Doppelbödigkeit. Hatten sie nicht alle in den letzten Monaten betont, wie neutral die Schweiz doch trotz ihrer nibelungentreuen EU-Gefolgschaft in Sachen Anti-Russland-Sanktionen bleibe? Und hatten sie nicht so getan, als könne und solle die Schweiz trotz dieser Parteinahme zwischen Russland und der Ukraine vermitteln beziehungsweise als Neutraler die ukrainischen Interessen in Russland vertreten? Wie bitte soll man dies ohne Kontakt zu Russland bewerkstelligen?

Ebenso hatten Medien und Parlamentarier grossmehrheitlich die Einsitznahme der Schweiz im Sicherheitsrat unterstützt, der durch die fünf Vetomächte, darunter Russland, dominiert wird. Alle gaben sie sich überzeugt, dass die «neutrale» Schweiz in diesem

Gremium als Brückenbauerin eine wichtige Rolle spielen könne. Wie bitte soll sie das tun, ohne mit Russland zu sprechen, das jede schweizerische Initiative durch sein Veto blockieren kann? Sprechen nicht selbst Biden, Schultz und Macron regelmässig mit Putin?

Und überhaupt, ist es nicht eine Kernfunktion Neutraler, mit allen Konfliktparteien zu sprechen? Und gehört es nicht zu den minimalen Gepflogenheiten in der Diplomatie, dass man sich vor und nach den Gesprächen die Hände reicht, meist vor Kameras?

Die ganze Kritik ist verlogen und heuchlerisch. Ernsthaft gegen Kontakte mit Russland kann nur sein, wer die Neutralität abschaffen und konsequenterweise der EU und der Nato

Ist es nicht eine Kernfunktion Neutraler, mit allen Konfliktparteien zu sprechen?

beitreten will. Dazu sollten diese Kritiker stehen. Dann haben wir klare Alternativen, zu denen hoffentlich auch endlich das Volk konsultiert wird. Aber diese scheinheilige Aushöhlung der Neutralität, während man betont, an ihr festhalten zu wollen, ist ein Betrug an unserer Bevölkerung, die grossmehrheitlich die Neutralität wahren und weder der EU noch der Nato beitreten will.

Politische Neutralität ist keine Gesinnungsneutralität. Der Bundesrat tat gut daran, die militärische Aggression gegen die Ukraine umgehend und scharf zu verurteilen und kürzlich den russischen Botschafter einzubestellen, um gegen die Schein-Referenden im besetzten ukrainischen Gebiet zu protestieren. Auch in sei-

ner Rede vor der Vollversammlung kritisierte der Bundespräsident erneut die russische Aggression und rief dazu auf, die Verantwortlichen für die Kriegsverbrechen in der Ukraine zur Rechenschaft zu ziehen. Ob es hingegen mit der Neutralität wirklich vereinbar ist, Sanktionen einer Staatengruppe unverändert zu übernehmen, die im Krieg aktiv die eine Seite unterstützt und mit den Sanktionen auch eine militärische Schwächung der anderen Seite beabsichtigt, ist zumindest fraglich. Eine konsequente Verhinderung der Umgehung dieser Sanktionen via die Schweiz wäre die angebrachtere und mit der traditionellen schweizerischen Neutralität besser vereinbare Haltung gewesen. Im Endeffekt hätte sich eine solche Politik bei konsequenter Handhabung wohl nicht wesentlich von der Übernahme der Sanktionen unterschieden, aber die unterschiedliche Etikette und Begründung wäre neutralitätspolitisch und -rechtlich überaus wesentlich und wichtig gewesen, auch für den künftigen Respekt unserer Neutralität in der Welt.

Der Bundesrat hatte unter Führung von Cassis' EDA eine solche Haltung ursprünglich bekanntgegeben, gab dann aber dem polemischen Druck derselben Kreise in Medien und Politik nach, die nun das Gespräch Cassis' mit Lawrow und den Handschlag kritisieren. Es wäre an der Zeit, diesen Maulhelden ohne irgendwelche aussenpolitische Kenntnisse und Fähigkeiten Paroli zu bieten, wenn unser Land nicht jegliche internationale Glaubwürdigkeit verspielen soll!

Herodot ist ein der Redaktion bekannter Weltreisender, seit Jahrzehnten wissenschaftlich und politisch tätig, u. a. für die Uno.

«Ich stehe auf der Seite der Vaterlandes»

Wie denken die Soldaten, die Putin in die Ukraine geschickt hat? Ich war monatelang an der Front unterwegs und erhielt in vielem ein anderes Bild, als es westliche Medien vermitteln.

Luca Steinmann

Luhansk

Während einer Nacht im vergangenen Mai sass ich mit einer Gruppe russischer Soldaten um ein Lagerfeuer auf dem Land in der Nähe von Luhansk. Wir waren insgesamt rund zehn Personen. Das Fleisch brät auf dem Feuer, und wir tranken Wodka aus grossen Gläsern. Tagsüber hatte ich mich diesen Soldaten angeschlossen, um die Kämpfe rund um die Stadt Popasna zu verfolgen, etwa dreissig Kilometer nördlich von unserem Lager. Wir waren in schnellem Tempo auf Militärfahrzeugen unterwegs, als eine Rakete 200 Meter hinter uns auf der Strasse einschlug, genau dort, wo wir gerade vorbeigefahren waren.

Vertrauen in Putin

«Lass uns feiern, dass wir überlebt haben», sagte mir ein Soldat am Ende des Tages. Und so gingen wir zusammen essen und trinken. Nachdem wir mehrere Gläser getrunken hatten, sprach mich ein vierzigjähriger Soldat aus Wladiwostok namens Sergei an. «Manchmal frage ich mich, warum ich das alles mache. Wieso bin ich hier, wofür kämpfe ich? Wegen dieses Krieges hasst uns die halbe Welt, viele Ukrainer hassen uns auch. Warum machen wir das? Mein Grossvater wusste, wofür er während des Zweiten Weltkriegs kämpfte. Mein Vater auch. Ich weiss hingegen nicht, wofür ich hier bin.» Er hielt für einen Moment inne, dann fuhr er fort. «Trotzdem bin ich Russe, und selbst wenn ich mit diesem Krieg nicht einverstanden bin, stehe ich dennoch auf der Seite meines Vaterlandes.»

Viel wurde in den letzten Monaten über die Motivation der russischen Soldaten im



«Trotzdem bin ich Russe»: Soldaten in Hranitne, Oblast Schytomyr.

Ukraine-Krieg geschrieben. Nachdem ich mehr als ein halbes Jahr an der Front im Donbass verbracht habe, bin ich zu folgender Überzeugung gekommen: Die meisten russischen Soldaten und Zivilisten denken wie Sergei. Kaum jemand mag den Krieg, viele unterstützen Russland trotzdem. Die meisten vertrauen Präsident Putin und seinen Entscheiden, auch wenn man sie nicht immer vollständig nachvollziehen kann.

Für viele handelt es sich um eine tragische, schmerzhafteste Entscheidung, einen verheerenden inneren Konflikt. Es ist schwer, zu akzeptieren, gegen das ukrainische Volk zu kämpfen, das als Teil des russischen Volkes wahrgenommen wird. In russischen Schulen wird gelehrt, dass die Ukraine das Herz der russischen Zivilisation sei, das sich aufgrund

der Tragödie des Zusammenbruchs der Sowjetunion von Russland abgelöst habe. Viele Russen haben Verwandte in der Ukraine, für sie handelt es sich um einen Bürgerkrieg. Der Kreml weiss das und betreibt deshalb eine massive Propagandakampagne, um seine Soldaten und Bürger zu motivieren. Die Propaganda basiert auf drei Säulen: Nostalgie für die Sowjetunion, Ablehnung der westlichen Gesellschaft und Wiedervereinigung aller russischsprachigen Bevölkerungen in einem einzigen Staat.

Kommunistische Symbole

Ich bin am 18. Februar 2022 über Russland nach Donezk angekommen. Am nächsten Tag schloss der Kreml die Grenzen der selbsternannten prorussischen Volksrepubliken und hinderte andere Journalisten daran, den Don-

«Was ist das Leben der Menschen ohne den Frieden? Nichts als Gefahr, ständige Angst und eine traurige Werkstatt der Bitternis.»

Francesco Petrarca (1304–1374)



bass zu erreichen. Fast sieben Monate lang gehörte ich zu den ganz wenigen westlichen Reportern, die über den Krieg auf russischer Seite berichteten. Jeden Tag folgte ich der Moskauer Armee bei ihren Vorstössen und Rückzügen. Gleich nach meiner Ankunft sah ich in Donezk überall Plakate, auf denen zwei Soldaten abgebildet waren: einer von der Roten Armee, der im Zweiten Weltkrieg kämpfte; ein zweiter von heute, der in der «militärischen Spezialoperation» kämpft. Darüber stand geschrieben: «Wir haben die Nazis im Jahr 1943 besiegt, wir werden sie heute nochmals besiegen.»

Bezüge zur Sowjetzeit und zum Kampf gegen den Nationalsozialismus sind bei russischen Soldaten sehr präsent. Viele von ihnen

«Selbst wenn ich mit diesem Krieg nicht einverstanden bin, stehe ich auf der Seite meines Vaterlandes.»

haben kommunistische Symbole wie die rote Fahne oder Hammer und Sichel auf ihre Militäruniformen aufgenäht. Diese Symbolik ist unter den Kämpfern der separatistischen Milizen von Donezk und Luhansk besonders stark verbreitet, welche aber de facto ein Teil der russischen Streitkräfte sind. (Dies hat sich letzten Donnerstag grundsätzlich geändert, indem Putin diese Kämpfer jetzt als offiziellen Teil der russischen Verbände deklariert.) Zu Beginn des Krieges kämpften im Donbass fast nur solche Milizen, während die aus Moskau eintreffenden Truppen an anderen Fronten konzentriert waren.

Donbass-Russen gegen Kiew

Als ich den Vormarsch der Milizen nach Süden verfolgte, Dorf für Dorf, Graben für Graben, in Richtung Mariupol, stiess ich ständig auf rote Fahnen, die neben den russischen an den Kontrollpunkten und auf den in Schlamm und Schnee vorrückenden Panzern wehten. «Warum kämpfst du?», fragte ich eines Tages einen jungen Soldaten. «Um die Banderiten zu besiegen, die ukrainischen Nazis», antwortete er. Damit bezog er sich auf den ehemaligen Partisanenführer Stepan Bandera und das Asow-Regiment, das mit seiner rechtsextremen Symbolik und Gesinnung die russische Propaganda stark angeheizt hat. Aus diesem Grund stellt die Eroberung von Mariupol nicht nur militärisch, sondern auch propagandistisch einen strategischen Sieg Russlands dar, der ein manichäisches Narrativ legitimiert: Die guten russischen Erben des Kommunismus kämpfen gegen die ukrainischen Nazis, die die russische Kultur und Sprache aus der Ukraine vertreiben wollen.

Die Sowjetunion als Verteidigerin der russischen Kultur: Diese Rhetorik spricht einen grossen Teil der Soldaten und der Bevölkerung

des Donbass an. Dies sollte jedoch nicht zum Eindruck verleiten, dass Ideologie die Hauptmotivation ist, die die Menschen des Donbass dazu treibt, gegen Kiew zu kämpfen. Viele hoffen einfach, dass die russische Invasion die Frontlinie weit weg von ihren Häusern entfernen wird, nachdem während acht Jahren auf sie geschossen worden war.

Wegen der heutigen militärischen Schwierigkeiten Russlands sind viele Menschen desillusioniert. In den letzten Wochen hat die Kiewer Armee wiederholt die Innenstadt von Donezk bombardiert und Dutzende Zivilisten getötet. Aus diesem Grund ist es sehr schwer vorstellbar, dass die Bevölkerung, die heute im russischen Teil des Donbass lebt, jemals die Souveränität von Kiew akzeptieren wird. Die Feindseligkeit gegenüber der ukrainischen Regierung und Armee bleibt sowohl unter Soldaten als auch in der Bevölkerung gross. «Es ist wie im ehemaligen Jugoslawien», sagte mir einmal eine alte Dame mit Kopftuch. «Vor 2014 identifizierte ich mich mit der Ukraine, dieses Land existiert heute aber nicht mehr.»

Unter den Separatisten gibt es viele Freiwillige, die in den letzten acht Jahren aus der ganzen Welt hierhergekommen sind. Die meisten kommen aus Russland oder aus Ländern des ehemaligen sowjetischen Imperiums, andere aus Westeuropa und den Vereinigten Staaten. Gemeinsam ist ihnen die Ablehnung der liberalen Demokratie und der westlichen Welt und ihrer Werte. Es ist kein Zufall, dass viele Freiwillige aus Westeuropa in ihrer Heimat in rechtsextremen oder linken Bewegungen aktiv waren. Für alle ist Amerika der grosse Feind. «Sie beschimpfen uns als Söldner, wir sind aber keine», sagte mir ein italienischer Soldat, der sich seit acht Jahren im Donbass befindet. «Im Jahr 2014 bekamen wir keinen Lohn, dann erhielten wir 300 Dollar monatlich von den separatistischen Behörden. Wir kämpfen in der Kälte, in Schützengräben, die in Schlamm und Schnee gegraben wurden. Dafür braucht man Motivation.»

Gegenwelt zum Westen

Unter den Freiwilligen trifft man zahlreiche Menschentypen. Viele haben alle emotionalen Verbindungen zu ihren Herkunftsländern gekappt. «Ich erkenne Frankreich nicht wieder, es ist nicht mehr das Land, mit dem ich früher vertraut war», sagte mir ein französischer Freiwilliger. Viele andere hatten Probleme mit dem Gesetz in ihren Heimatländern, einige aus politischen Gründen, andere wegen begangener Delikte. Wieder andere haben einfach eine Leidenschaft für den Krieg. Die grosse Mehrheit der Freiwilligen stammt jedoch aus dem postsowjetischen Raum, ist mit russischer Sprache und Kultur vertraut. Sie träumen davon, einen einzigen grossen geopolitischen Raum zu schaffen, der alle russischsprachigen



„Röser war mal wieder auf so einem abstrakten Führungskraftseminar...“

Bevölkerungen umfasst. Und der sich gegen den Westen zur Wehr setzt: «Russki Mir», die Russische Welt.

Am 21. September 2022 verkündete Putin den Beginn einer neuen Kriegsphase. Es geht nicht mehr um eine «militärische Spezialoperation», sondern um eine umfassendere Konfrontation zwischen Russland und dem Westen, die auf

Die Feindseligkeit gegenüber der ukrainischen Regierung und Armee bleibt in der Bevölkerung gross.

ukrainischem Boden ausgetragen werde. Dafür erklärte er eine Teilmobilisierung junger Russen und forderte die Reservisten der Armee auf, die Waffen zu ergreifen. Entscheidend ist jetzt die Reaktion der russischen Gesellschaft. Wird die Mehrheit der Russen den Krieg weiter unterstützen, wenn mehr von ihren Kindern an die Front gerufen werden? Anders als in vielen westlichen Medien geschrieben, haben sich die meisten russischen Soldaten in der Ukraine motiviert gezeigt. Ob die jungen Russen, die jetzt in den Kampf geschickt werden, es auch sein werden, ist noch offen. Die Kampfmoral der neuen Soldaten ist eine der grössten Herausforderungen für Putin und sein Machtsystem.

Luca Steinmann, 33, ist ein schweizerisch-italienischer Journalist. Seit Februar verfolgt er den Ukraine-Krieg aus dem Donbass als fast einziger westlicher Reporter auf der Seite der Russen. Im September erhielt er den «Premiolino», einen der wichtigsten Journalistenpreise Italiens, für seine Berichterstattung aus dem Donbass.

Orientierung kommt von Orient

Westliche Politiker scheinen nicht mehr ernsthaft an einer diplomatischen Lösung des Ukraine-Kriegs interessiert zu sein. Ganz anders ihre Kollegen im Osten.

Karin Kneissl

Das Wortspiel «Orientierung kommt von Orient» verwende ich gerne in Vorträgen zum Thema «Orient und Okzident». Ob es um zivilisatorische Errungenschaften wie Ackerbau und das Alphabet vor Jahrtausenden geht oder um die politischen Trends unserer Zeit – viel begann im Osten und zog über das Mittelmeer westwärts. Gegenwärtig liesse sich für eine ernsthafte Diplomatie, die über das Vorlesen von bekannten Positionen hinausgeht, einiges von den nahöstlichen Kollegen lernen. Doch hierfür müsste man in Brüssel und anderen Hauptstädten über den Tellerrand der apodiktischen Sanktionspolitik hinausblicken und wieder eine Gesprächskultur pflegen, die im Westen abhandengekommen ist.

Eine Anekdote aus dem 18. Jahrhundert beschreibt, wie der französische Gesandte in Konstantinopel in einer Depesche zu erklären versucht, dass anders als am Pariser Hof der Sultan nicht allein entscheidet, sondern sich lange mit seinen Beratern, dem Diwan, zusammensetzt. Im Westen der absolutistische Alleingang, im Osten die Suche nach dem Kompromiss.

Erdogans wichtige Diagnose

Diese Erzählung geht mir nicht aus dem Sinn, da sie erstaunlich aktuell ist. Denn diplomatisch aktiv sind seit Kriegsbeginn Ende Februar vor allem die Kabinette im Nahen Osten. Die türkische Diplomatie konnte bislang handfeste Ergebnisse erreichen, etwa das gemeinsam mit der Uno vermittelte Getreideabkommen. Der türkische Präsident Recep Erdogan machte von Anbeginn des Konflikts eine wichtige Diagnose: Es müsse ein ehrenvoller Ausweg gefunden werden. Damit trifft der Langzeitpolitiker den Nagel auf den Kopf, denn auf dem Schlachtfeld militärisch das Problem zu lösen, wie es die EU fordert, kann nur ein Irrweg sein.

Israel hatte unter Premier Naftali Bennett seine Gesprächskanäle in alle Richtungen offengehalten. Das Land beteiligt sich ebenso wenig wie die Türkei und die anderen nahöstlichen Staaten an den Sanktionen gegen Russland. Im

Beirut

Gegenteil, Handels- und Flugverbindungen werden aufrechterhalten.

Blickt man auf die Regierungen in den arabischen Golfstaaten, die im Format der Opec-Plus mit Russland die Erdölproduktion abstimmen, so stellt man Folgendes fest: Es herrscht ein Schulterschluss der einstigen Rivalen. Gerade Saudi-Arabien, das stets als bedingungsloser US-Verbündeter galt, geht eher

Die Bereitschaft zum Kompromiss wird in orientalischen Kulturen im Kleinen wie im Grossen gelebt.

auf Moskau zu, als dies vielleicht mancher Beobachter vermutet hätte. Allein die Tatsache, dass Riad russisches Erdöl einkauft und sich an einem neuen Währungskorb im Rohstoffhandel beteiligen möchte, spiegelt die geopolitischen Verschiebungen wider.

Die Islamische Republik Iran wurde am Treffen des Shanghai Cooperation Council in Samarkand als neuntes Mitglied aufgenommen, was dem ebenso durch Sanktionen isolierten Staat

neue Optionen bietet. Blickt man über das östliche Mittelmeer in Richtung Ägypten und Algerien, dann zeigen sich die militärische und die wirtschaftliche Kooperation mit Russland noch deutlicher.

Was sich auf Regierungsebene abspielt, muss nicht die Stimmung in der Bevölkerung mehrheitlich abbilden. Doch im Fall der Haltung zu Russland ist dies meiner Beobachtung zufolge der Fall. Egal, ob dies der ägyptische Arbeiter an der Tankstelle, der irakische Taxifahrer oder die libanesische Hausfrau ist: Alle bedauern die Kämpfe, da sie Krieg aus eigenem Leid kennen, aber sie haben durchwegs ein positives Bild von Russland und dessen Präsidenten. Der Grund ist einfach erklärt: Die Kriege der letzten sechzig Jahre wurden vom Westen in den Nahen Osten hineingetragen. Das Image der USA, aber auch der Briten und Deutschen ist nach dem Irak-Krieg, dem Afghanistan-Debakel, nach den Bildern aus dem Abu-Ghraib-Gefängnis schwer angeschlagen.

Wo sind die jemenitischen Flaggen?

Warum niemand in Europa jemenitische oder irakische Flaggen schwenke, fragen sich viele zwischen Marokko und dem Iran. Das schablonenhafte Schwarz-Weiss-Denken westlicher Entscheidungsträger und Medien unterscheidet sich grundlegend von der relativ offenen Diskussion, die im Nahen Osten stattfindet. Ob man an einer Uni debattiert, mit Journalisten oder mit den Nachbarn spricht, der Blick auf Krieg und Frieden ist ein anderer in dieser Region. Dahinter steht eine leidvolle Geschichte vieler Kriege.

Die Bereitschaft zum Kompromiss wird in orientalischen Kulturen im Kleinen wie im Grossen gelebt. Davon liesse sich im Jahr 2022 einiges lernen. Denn will man Diplomatie auf eine Formel herunterbrechen, so lautet diese: den Dialog unter allen Umständen aufrechterhalten.



Dialog aufrechterhalten:
Sultan mit Gefolge.

Karin Kneissl war Aussenministerin Österreichs von 2017 bis 2019 und ist heute als Energieanalytikerin und Autorin im Libanon tätig. 2020 veröffentlichte sie ihr Buch «Diplomatie Macht Geschichte. Die Kunst des Dialogs in unsicheren Zeiten». Olms. 376 S., Fr. 43.90

Das sexuelle Missverständnis

Die sexuelle Revolution hat uns alle befreit. Oder doch nicht?



Die sexuelle Revolution ist gescheitert. Sie hat Frauen zwar gewisse Freiheiten verschafft, aber am meisten profitieren von einer sexuellen Kultur, in der alles erlaubt ist und nur das Einverständnis zählt, die Männer. Das schreibt die britische Autorin Louise Perry in ihrem Buch «The Case Against the Sexual Revolution». Seitens des modernen Feminismus gebe es nun einen Druck für Frauen, sich sexuell so zu verhalten wie Männer: Gelegenheitssex haben, One-Night-Stands, und dabei keine Gefühle entwickeln, erklärt Perry dazu in diversen Youtube-Shows. Nur gelinge das den Frauen nicht, da sie sich schneller an einen Sexualpartner bänden und ein viel geringeres Bedürfnis nach unverbindlichem Sex hätten als Männer. «Indem man sie zur Imitation der männlichen Sexualität ermutigt, zwingt man sie, ihre Instinkte zu unterdrücken. Das ist psychologisch nicht gesund.» Perry spricht sich für ein sexuelles Umdenken aus, in dem «Würde und Zurückhaltung», besonders auch von Männern, die zentrale Rolle spielen. Die Journalistin argumentiert nicht aus einer religiös-konservativen, sondern aus einer, wie sie sagt, feministischen Perspektive.

Ihre These kann ich teilweise nachvollziehen. Ich weiss nur nicht, ob der Druck, sich das Sexualverhalten von Männern anzueignen, für Frauen tatsächlich so gross ist. Ich kenne keine Frau, die das so empfindet. Denn emanzipiert sein – wie wir modernen Frauen uns ja sehen – heisst doch eben auch, das zu tun, was einem selbst am meisten zugutekommt, und seine Entscheidungen unabhängig von den Einflüssen anderer zu treffen, auch die sexuellen. Dass die Hypersexualisierung der Gesellschaft auf Mädchen und junge Frauen teils sehr negative Auswirkungen hat, ist natürlich bekannt. Und anders, als man es vielleicht meinen könnte, glaube ich auch im Jahr 2022 nicht, dass wir uns alle

so benehmen können, wie es uns gefällt, auch wenn mir ein unverkrampftes Verhältnis zur Sexualität grundsätzlich sympathisch ist. In jeder Gesellschaft gibt es Grenzen und Grundsätze – darin sehe ich auch kein Problem.

Das Problem beginnt dort, wo man versucht, eine Erwartung zu signalisieren, die möglicherweise durch den Gewinn sexueller Freiheiten entstanden ist. Und da würde ich Perry zustimmen. Die sexuelle Revolution begann mit etwas, das die Rolle der Frau als selbstbestimmtes, autonomes Individuum massgeblich beeinflusst hat: der Pille. Der Start der Massenproduktion in den frühen 1960er Jahren befreite die Frauen aus dem sexuellen Korsett. Körper und Mutterschaft selbst zu kontrollieren, half ihnen, aus der ihnen zugewiesenen Rolle auszubrechen; sie konnten nun selbst familiäre und berufliche Entscheide treffen und zu aktiveren Mitgliedern der Gesellschaft werden. Aber sie setzte Frauen auch unter Druck, denn nun erwartete man von ihnen, «verfügbar» zu sein.

Der Druck zur ständigen sexuellen Bereitschaft (dem manche Frauen auch heute ausgesetzt sind) und auch die Ermutigung, Sex so auszuleben wie die Männer, plus die weiblichen Urinstinkte: Diese Rechnung geht tatsächlich nicht auf. Natürlich gilt das nicht für alle, aber die Mehrheit der Frauen sind keine auf Hochtouren laufenden Gefühlsentkoppelungsmaschinen. Es fällt ihnen schwer, Emotionen vom Körper zu lösen. Wenn anfangs zum Beispiel Gelegenheitssex «ohne Bedingungen» vereinbart wurde, so ist es doch häufig die Frau, die irgendwann mehr möchte. Oder die sich schnell schlecht fühlt, wenn er sich am Morgen danach ohne grosses Tamtam (und ohne je anzurufen!) aus dem Staub macht und sie in einem Durch-

einander an Zweifeln zurücklässt. Das sind erniedrigende Erfahrungen, die fast jede Frau schon gemacht hat.

Ein klassischer Fall von sexuellem Missverständnis zwischen den Geschlechtern liegt dann vor, wenn Männer davon ausgehen, dass Frauen Sex genauso lieben wie sie selbst und überhaupt nicht verstehen können, warum sie so wenig davon haben, wo ihnen doch so viel Auswahl gegönnt ist – und manche von ihnen auch die Erwartung daran knüpfen, ihre eigenen erotischen Bedürfnisse entsprechend versorgt zu bekommen. Und auf der anderen Seite, wenn Frauen sich nach einer verweigerten Liebesbeziehung oder einem emotionslosen Akt ausgenutzt fühlen und ihm die Schuld dafür geben, auch wenn er nichts falsch gemacht hat, ausser vielleicht, nicht besonders feinfühlig zu sein, «kein Gentleman» zu sein, wie es Perry nennt.

Biologische Unterschiede führen zu unterschiedlichem Sexualverhalten. Für Frauen war Sex lange Zeit und vielerorts als Mittel der Fortpflanzung geprägt, für die es einen Partner zu suchen galt. Evolutionsbiologisch war Sex für sie auch viel riskanter; schwanger zu werden im Winter oder in Zeiten von Nahrungsnot, stellte sich als höchst problematisch heraus. Und auch wenn sich das später geändert hat, ist das wohl tief verwurzelt, so dass Sex für Frauen die Intensität einer Verbindung steigert.

Bestimmte Verhaltensweisen beim anderen Geschlecht nachzuempfinden versuchen, dürfte die Irrtümer ein Stück weit beheben. Denn Männer und Frauen ergänzen sich, allen Unkenrufen zum Trotz, doch eigentlich wunderbar.

Folgen Sie unserer Autorin auf Twitter: @TamaraWernli

Was zum Teufel hat sich Washington eigentlich dabei gedacht?

Eine diplomatische Lösung des Ukraine-Krieges wäre jederzeit möglich gewesen. Stattdessen riskieren die USA die Weltkatastrophe.

David A. Stockman

Aspen, Colorado
Was zum Teufel haben sich diese blutrünstigen Neokonservativen, diese *neoccons* in Washington und in der Nato, gedacht, als sie ihre Massnahmen in der Ukraine und gegen Russland beschlossen und durchzogen? In den vergangenen neun Monaten hätten sie jederzeit eine diplomatische Einigung mit Russland erzielen können, und das hätte:

– den Krieg in der Ukraine vermieden beziehungsweise beendet und damit Zehntausende ukrainische Leben und Hunderte von Milliarden an wirtschaftlichen Kosten und Zerstörung erspart;

– der russischsprachigen Bevölkerung des Donbass ein hohes Mass an Selbstverwaltung und Autonomie gegenüber der ihnen feindlich gesinnten Regierung in Kiew ermöglicht;

– das historisch russische Territorium der Krim gemäss dem Wunsch des überwältigenden Teils der russischsprachigen Bevölkerung unter russischer Kontrolle belassen;

– die Nato aus der Ukraine herausgehalten und die Nato-Raketen von Russlands Haustür ferngehalten;

– die Nato-Raketenbasen aus den Ländern des ehemaligen Warschauer Paktes entfernt, in welche die Nato expandiert hatte – damals unter Verletzung des feierlichen Versprechens Washingtons bei der deutschen Wiedervereinigung, wonach sich die Nato «nicht einen Zoll nach Osten» ausdehnen soll.

Hätte ein solches Vorgehen die nationale Sicherheit der USA und der Länder Europas gefördert? Hätte das die Fortsetzung des seiner-

Die Bevölkerung von Donezk und Luhansk bittet keineswegs darum, von der Ukraine «befreit» zu werden.

zeit florierenden friedlichen Handels zwischen Europa und Russland ermöglicht und die weltweite Plage der durch den Sanktionskrieg verursachten steigenden Energie- und Lebensmittelpreise vermieden? Ja, das hätte es. In höchstem Mass.

Also nochmals zur Frage: Was für Alternativen hatten die Washington-Nato-Strategen eigentlich im Auge und wie hätten wahrscheinliche Verbesserungen aussehen können, entweder im Rahmen der oben skizzierten diplomatischen Lösung, welche ja die ganze Zeit über möglich war, oder – im viel schlimmeren Fall – im katastrophalen Endspiel, das sich jetzt abzeichnet?

Angriff auf zivile Infrastruktur

Tatsächlich reicht nach Putins Rede von voriger Woche die Formulierung «katastrophales Endspiel» kaum noch aus, um das bevorstehende Szenario zu beschreiben. Die Rede signalisierte, dass die relative Zurückhaltung im Rahmen der russischen Militärischen Spezialoperation (SMO) nun vorbei sei und ein umfassender politischer und militärischer Krieg bevorstehe, der für die Ukraine, für die Nato und die ganze Welt nur in einer Katastrophe enden kann. Im Kern bedeutet diese jüngste Entwicklung, dass Putin jetzt:

– das gesamte wirtschaftliche Potenzial, das ganze Bruttoinlandprodukt Russlands mobili-

siert, das mindestens 15-mal grösser ist als das, was in der Ukraine noch übrig ist;

– die Truppenreserven um 300 000 Mann aufstockt beziehungsweise der bisherige Bestand der russischen Streitkräfte verdoppelt wird, die derzeit in der Militärischen Spezialoperation eingesetzt sind;

– nun Schluss macht mit seiner Politik, das zivile ukrainische Stromnetz und das Eisenbahnsystem nicht anzugreifen, also jene Infrastruktur zu schonen, die für das bisherige Überleben der Ukraine und den massiven Waffennachschub des Westens über die Westgrenze und das Eisenbahnnetz im Landesinnern entscheidend war;

– die Annexion der beiden abtrünnigen Donbass-Republiken im Osten und der Regionen Cherson und Saporischschja im Süden nach eilig angeordneten Referenden vorbereiten wird. Das wird den Krieg in einen expliziten, von der Nato unterstützten Angriff auf Russland selbst verwandeln. Natürlich schreien Kiew und Washington lautstark, diese Referenden seien «Betrug», und wahrscheinlich wird die Auszählung der



Ukraine als Kanonenfutter: Biden (l.) und Putin in Genf, 16. Juni 2021.

Stimmen wirklich nicht besser ausfallen als bei der Befragung in Georgien im Jahr 2020.

Tatsache ist jedoch, dass diese Regionen von russischsprachigen Menschen bevölkert werden, welche die antirussische Regierung in Kiew weder lieben noch ihr gegenüber loyal sind. Es sind Einwohner, die sich bereits in grosser Zahl für die russische Staatsbürgerschaft entschieden haben und welche eine Vergeltung des ukrainischen Militärs und Geheimdienstes weit mehr fürchten als die Russen.

Anders gesagt: Die Bevölkerung der Volksrepubliken Donezk (DVR) und Luhansk (LPR) sowie der Regionen Cherson und Saporischschja bittet keineswegs darum, von den ukrainischen Armeen «befreit» zu werden – die genauso brutal und rachsüchtig sind wie das russische Militär und die sich ganz sicher keinen Deut um das heuchlerische Geschwätz von Washington/Nato über Rechtsstaatlichkeit und Unantastbarkeit der Grenzen scheren.

Neuordnung der Grenzen

Tatsächlich hat der überwiegende Teil der Bevölkerung (75 bis 90 Prozent) dieser Regionen bei jeder Präsidentschaftswahl in der Ukraine jeweils für den prorussischen Kandidaten gestimmt, seit die Sowjetunion 1991 ihre Herrschaft aufgegeben hat.

Das heisst, sie haben implizit für die Teilung eines Landes gestimmt, das nie existierte, bis es nach 1922 durch die tyrannische Herrschaft von Lenin, Stalin und Chruschtschow zusammengeagelt wurde. Auf diese Weise haben sie eine willkürliche Neuordnung der Grenzen vorgenommen, durch welche das, was über 200 Jahre lang «Neurussland» gewesen war, in die von den Kommunisten entworfene Ukrainische Sozialistische Sowjetrepublik eingegliedert

wurde. Und zwar aus dem einzigen Grund, dass es ihren Launen und der Bequemlichkeit beim Regieren entsprach.

Aber jetzt, innerhalb weniger Wochen, sollen die Grenzen der Ukraine wieder auf den Status quo ante der Vorkriegszeit zurückgesetzt werden. Ob die Abstimmung nun fair und korrekt sei oder nicht – sie wird mit überwältigender Mehrheit für die Abspaltung ausfallen. Und auf Bitte der Völker von «Noworossija» hin hat Putin angedeutet, dass diese Regionen wieder formell russische Territorien werden sollen.

Das wiederum bedeutet, dass der Krieg der Nato zur Unterstützung des Kiewer Regimes zu einem expliziten Krieg auf dem Territorium Russlands ausarten wird. Das bedeutet ein blutiges und katastrophales Ende. Denn die einzige Möglichkeit neben einem Waffenstillstand nach unzähligen weiteren Toten und Zerstörungen sowie einer anschliessenden Abspaltung der neuen «russischen» Gebiete besteht darin, dass die Ukraine den Krieg gewinnt. Das wird nicht passieren. Nie und nimmer.

Wenn Moskau erst einmal die Samthandschuhe auszieht und das ukrainische Stromnetz sowie das Eisenbahnsystem verwüstet, wird alles

Wenn Moskau die Samthandschuhe auszieht, und wird alles vorbei sein, ausser das Geschrei.

vorbei sein, ausser das Geschrei. Der massive Zustrom westlicher Rüstungsgüter, der Kiew bisher im Spiel gehalten hat, wird drastisch eingeschränkt werden, und die Zivilbevölkerung in den von Kiew kontrollierten Gebieten wird auf dem Trockenen sitzen und sich darauf vorbereiten, im Dunkeln zu frieren, wenn der strenge ukrainische Winter naht.

Fünfzig Milliarden für Kiew

Auch der angebliche Überraschungssieg der ukrainischen Streitkräfte in der Region Charkiw in den letzten Wochen ändert nichts an diesem Szenario. In Wirklichkeit wurden dabei Tausende von ukrainischen Truppenangehörigen für einen offensichtlich schwachen Angriff auf Cherson im Süden geopfert, um dann im Norden einige tausend Quadratkilometer leicht besiedelter offener Steppe in der Region um Charkiw zurückzuerobern.

Selbst wenn sich das so zutrug, ist die Behauptung von der angeblich eilig zurückgewichenen russischen Armee nicht stichhaltig. Das betreffende Gebiet war nämlich grösstenteils von den nur leicht ausgebildeten freiwilligen Kämpfern der Republik Luhansk besetzt und verteidigt worden, nicht von den geschulten Profis der russischen Streitkräfte.

Nachdem die ukrainische Armee die Freiwilligen nun aus Luhansk vertrieben und die offene Steppe besetzt hat, obliegt es der russischen

«Wer noch einmal eine Waffe in die Hand nimmt, dem soll die Hand abfallen.» Franz Josef Strauss (1915–1988)



Dominanz im Luft- und Artilleriekrieg, die vermeintlichen Sieger einzukesseln und aus der Luft und mittels Langstreckenartillerie, die gerade in Stellung gebracht wird, zu pulverisieren.

Das heisst: In ein paar Wochen wird der ukrainische «Sieg» aus den Medien verschwinden, wie so viele andere Meldungen über angebliche Rückschläge für die russische Sache.

Stattdessen werden sich Nachrichten von der Brutalität der russischen Angriffe auf die ukrainische Energie- und Verkehrsinfrastruktur häufen, Berichte von Sperren, die den Transport der von USA und Nato gelieferten Waffen an die Kriegsfrente blockieren. Thema wird auch sein, dass das zivile Leben in den von Kiew kontrollierten Teilen des Landes ohne massive neue amerikanische Hilfen über die bereits genehmigten fünfzig Milliarden Dollar hinaus am Rande des Zusammenbruchs steht und dass das Regime in Kiew praktisch von Washington am Leben erhalten wird.

Kurz gesagt, anstelle einer diplomatischen Lösung, die schon seit langer Zeit möglich gewesen wäre, wird das Endspiel entweder eine ungünstigere Teilung der Ukraine sein, bei der Kiew und die westlichen Regionen als bankrotter Binnenstaat und Mündel des Westens zurückbleiben – oder eine Eskalation, die ein direktes militärisches Engagement der Nato nach sich zieht und die Welt an den Rand eines Atomkriegs bringt.

Bidens dummes Team

So viel zum Unterfangen, die Ukraine als Kanonenfutter zu benutzen, um «Russland massiv zu schwächen» und den dämonisierten Wladimir Putin von der Macht zu vertreiben. Aber Realität wird das Gegenteil. Wenn dann der kalte und dunkle Winter in Europa anbricht, werden die europäischen Regierungen, die bisher sklavisch Washingtons Wünschen gefolgt sind, wie Dominosteine umfallen.

Noch wichtiger ist allerdings, dass es nach den Zwischenwahlen im November Sache der neuen republikanischen Mehrheit auf dem Capitol Hill, im Parlament, sein wird, die hier eingangs gestellte Frage an Bidens unendlich dummes Team für nationale Sicherheit zu stellen: «Was zum Teufel haben Sie sich dabei gedacht?»

David A. Stockman ist ein amerikanischer Unternehmer und Politiker der Republikanischen Partei. Er studierte Theologie in Harvard und vertrat von 1977 bis 1981 den Bundesstaat Michigan im Repräsentantenhaus. Danach war er Direktor des Office of Management and Budget unter Präsident Ronald Reagan. Es folgte eine zwanzigjährige Karriere an der Wall Street und als Buchautor. Der vorliegende Text erschien zuerst online bei David Stockman's Contra Corner.



Ziellose Lückenfüller

Nr. 38 – «Irène Kälins Weltreisen»
Christoph Mörgeli über die Nationalratspräsidentin

Unser Land hat kein Staatsoberhaupt, es hat einen Bundespräsidenten mit einem Jahr Amtsdauer. Ist ein Staatsoberhaupt gefragt, wie kürzlich beim Staatsbegräbnis von Queen Elizabeth II. oder bei der Vollversammlung der Vereinten Nationen am Sitz in New York, übernimmt der jeweilige Bundespräsident diese Pflicht. Der Aussenminister ist zuständig für die Vertretung der Schweiz im Ausland. Weil die Schweiz kein Staatsoberhaupt hat, hat sie auch keine Staatsbesuche abzustatten. Diese Lücke füllen mit steigender Häufigkeit selbsternannte Botschafterinnen und Botschafter aus den Parlamentskammern – ohne klare Aufgaben und Ziele und noch viel weniger mit gründlicher Prüfung von Aufwand und Ergebnis. Vor jeder Auslandsreise sollte geklärt sein, was mit der Reise für die Schweiz erreicht werden soll. Man sollte den Bürgern erklären können, wofür das viele zusätzliche Reisegeld für Diplomatie ausgegeben wird. *Ernst Seiler, Muri*

Unglaublich treffend

Nr. 36 – «Überlebensstrategien der Bundesräte»
Christoph Mörgeli über die Kunst des Obenbleibens

Der Bericht über die Überlebensstrategien unseres Bundesrats ist unglaublich treffend. Er macht aber für die Zukunft einfach Angst! Spontan kommen mir zwei Zitate in den Sinn. «Wenn alle die erste Geige spielen wollen, kommt kein Orchester zusammen» (Robert Schumann). Und das andere lautet: «Kooperationen scheitern meist nicht am mangelnden Willen zur Zusammenarbeit, sondern an der Unfähigkeit,

eigene Schwächen zu erkennen und ergänzende fremde Stärken zuzulassen» (Peter Sereinig). *Hildegard Zobrist, Schindellegi*

Woke und wirr

Nr. 35 – «Die Politisierenden und die Fussgehenden»
Kolumne von Kurt W. Zimmermann

Ich wundere mich, warum wir alle uns von diesen woken Menschen treiben lassen. Gerade die Medien wären in der Lage, solche unsinnigen Sprachverdrehungen einfach zu ignorieren und so zu schreiben, wie korrektes Deutsch sein sollte. Ich bin überzeugt – und dafür setze ich meinen Kopf aufs Spiel –, dass die grosse Mehrheit der Leser zwar zu diesem Unsinn schweigt, aber ihn keinesfalls billigt. Gerne möchte ich alle diese Schweigsamen auffordern, sich klar gegen diese Strömungen zu stellen und dies auch zu äussern! Sollte daraufhin ein «Shitstorm» stattfinden – auch diesen kann man ignorieren. Sollte ich falschliegen, so habe ich meinen Kopf verwettet. Ich möchte aber nicht in einer Gesellschaft leben, die sich von einigen Wirrköpfen treiben lässt. *Hans-Rudolf Heer, Allschwil*

Weltoffene Finninnen

Nr. 38 – «Das Schweigen der Finnen»
Kolumne von Linus Reichlin

Die köstliche Kolumne von Linus Reichlin ist immer das Erste, was ich in der *Weltwoche* lese. Nun hat er auf humorvolle Weise zweimal die Finnen auf die Schippe genommen. Wer bei den Finnen einen skandinavischen Menschentyp wie einen Dänen, Schweden oder Norweger erwartet, sieht sich getäuscht. Denn Finnland wurde 1917 als bis anhin russisches Grossfürstentum in die Unabhängigkeit entlassen und aus politischen

Gründen zu Skandinavien geschlagen sowie in den Nordischen Rat aufgenommen. Bei der Schweigsamkeit muss differenziert werden zwischen Frauen und Männern. Die finnischen Frauen sind weitaus kommunikativer als die Männer, und manche verzweifeln an der männlichen Schweigsamkeit. Zudem bestehen Unterschiede zwischen den Städten und den Bewohnern in den Wäldern, wie etwa denen Kareliens. Dort leben die Menschen in der Abgeschiedenheit und kennen das ständige Gequassel wie in der überbevölkerten Schweiz nicht, was auch durchaus seine angenehmen Seiten hat. Sanna Marin, die junge finnische Ministerpräsidentin, steht für das weltoffene und kommunikative Finnland. *Jürg Streuli, Wetzikon*

Sparen im Weltraum

Nr. 38 – «Strom für alle»
Horst-Michael Prasser über Kernenergie

Wie wäre es, wenn auf der ganzen Welt die Raumfahrt eingestellt würde? Raketen und die zugehörige Raumfahrttechnik benötigen gigantische Mengen an Treibstoffen. Elon Musk verjubelt auf seinen Weltraumflügen so viel Treibstoff, wie er mit seinen Teslas weltweit einzusparen glaubt. Und der Weltraum wird laufend zugemüllt mit unzähligen Satelliten. Menschliches Leben auf den übrigen Planeten unseres Sonnensystems wird nie möglich sein, weil die Lebensbedingungen entweder zu kalt, zu heiss oder zu trocken sind. Und andere Planeten oder Monde als Abfallhalden zu nutzen, entbehrt jeder Moral. *Ueli Krasser, Hagendorn*

Leserbriefe: Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird.
E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch.



Hilary Mantel (1952 – 2022) Heinz Allenspach (1928 – 2022)



Triumphe und Niederlagen: Autorin Mantel.

Der intrigante Strippenzieher Thomas Cromwell sieht im Winter 1540 sein Ende kommen. Er war in einer Audienz bei seinem Gebieter, Heinrich VIII., in Ungnade gefallen: «Cromwell weicht einen Schritt zurück. Er will weg hier, zu seinem eigenen Schutz.» Ein halbes Jahr später liegt er im Tower zu London auf dem Schafott.

Das ist eine Schlüsselszene in der Renaissance-Trilogie der britischen Schriftstellerin Hilary Mantel über den Politiker Thomas Cromwell. In der mehrfach ausgezeichneten Monumentalbiografie recherchierte Mantel das Leben von Cromwell akribisch: von seinem Aufstieg aus den gesellschaftlichen Niederungen zu einem omnipotenten Machträger im Kabinett von Heinrich VIII. bis zu seinem bitteren Ende.

Mantel hatte den Anspruch, den historischen Persönlichkeiten so gerecht zu werden wie irgendetwas möglich. Die Leser sollten sich selbst als Teil der höfischen Entourage fühlen und das Handeln der historischen Figuren wie Zeitgenossen erleben können. «Entscheidend ist, nicht als Nachgeborene zu urteilen; ich muss die Perspektive des 21. Jahrhunderts vergessen», sagte Mantel ihrem Leibblatt *The Guardian*. Alle wüssten ja, was sich historisch zugetragen habe, auch wenn die Einschätzungen unterschiedlich ausfallen mögen.

Hilary Mantel wuchs in schwierigen Verhältnissen in einer katholisch-irischen Familie in Nordengland auf. Sie studierte Recht an

der London School of Economics und arbeitete im Sozialwesen. Sie heiratete früh einen Geologen und lebte mit ihm in Botswana sowie in Saudi-Arabien. Das kinderlose Paar trennte sich und heiratete später erneut. Mit 22 Jahren begann sie zu schreiben und schaffte mit ihrem Roman «Der Hilfsprediger» 1989 den Durchbruch. Mantel verarbeitete darin Erinnerungen an ihre turbulenten Kindheitsjahre.

Ihre journalistische Laufbahn begann sie beim bürgerlichen Magazin *The Spectator*; im Lauf ihres Lebens wandte sie sich indes zusehends den Anliegen von Labour zu. Hilary Mantel verabscheute die Premierministerin Margaret Thatcher, die sie in einem Roman fiktional ermorden liess. Mit dem Roman «Brüder» erzielte sie zu Beginn der 1990er Jahre erstmals mit einem historischen Stoff einen Erfolg. Sie zeichnete darin das Leben von drei französischen Revolutionären nach. Das Buch lässt sich heute als Vorläufer der Cromwell-Trilogie lesen – Robespierre erlebte ähnliche Triumphe und Niederlagen wie der mächtige Engländer.

Hilary Mantel galt in Grossbritannien als eine moralische Instanz, deren Stimme gehört wurde. So äusserte sie sich stets skeptisch zu den Tory-Regierungen der letzten Jahre. Dabei war sie selbstkritisch genug, in ihren Urteilen Fehleinschätzungen einzuräumen. Mantel ist letzte Woche an den Folgen einer chronischen Krankheit verstorben.

Rolf Hürzeler

Als ich meine Tätigkeit in Bern begann, standen mir politisch vor allem drei freisinnige Ordnungspolitiker nahe: Otto Fischer, Direktor des Gewerbeverbandes, Hans Letsch, Präsident des Arbeitgeberverbands, sowie Heinz Allenspach, Direktor des Arbeitgeberverbands. Allenspach war ein treuer, grundsatzfester und mutiger Vertreter der schweizerischen Wirtschaft. Der Ökonom hat die damals noch streng liberale Handelshochschule St. Gallen absolviert, bevor er 1960 seine 33-jährige Tätigkeit beim Arbeitgeberverband antrat. Als er 1979 gleichzeitig mit mir in den Nationalrat gewählt wurde, galt er längst als vorzüglicher Kenner der Sozialpolitik, insbesondere der Sozialversicherungen. Während den sechzehn Jahren, die er in der grossen Kammer politisierte, war Allenspach der unbestritten führende Sozialpolitiker im bürgerlichen Lager. Dabei hatte der Verbandsdirektor immer wieder auch unpopuläre Positionen zu vertreten und musste im Interesse unseres Wirtschafts- und Arbeitsplatzes gegen viele überspannte Vorlagen des linken Lagers antreten. Seine Zähigkeit und Konsequenz brachten ihm etwa bei Lohn- und Arbeitszeitforderungen wenig Applaus bei Medien, SP und Gewerkschaften ein. Aber auch seine Gegner mussten anerkennen, dass Allenspach in der Sache absolut sattelfest war und über jedes Detail meisterhaft Bescheid wusste. Von den freisinnigen Strippenziehern der «Bahnhofstrasse» wurde er übrigens nicht immer schön behandelt. Gleichzeitig war man dort froh, dass der Arbeitgeberdirektor die undankbare Kärnerarbeit verrichtete, um dann durch demonstrative Kompromissbereitschaft selber besser dazustehen.

Christoph Blocher



Zähigkeit und Konsequenz: Politiker Allenspach.

Die drei Orgasmen der Frau

Langsam kommt die Wissenschaft dem weiblichen Höhepunkt auf die Spur. Doch die Hauptsache bleibt, dass sie überhaupt einen hat.

Kathy Lette

London

Der weibliche Orgasmus ist noch rätselhafter als die anhaltende Karriere von Donald Trump. Doch neue Tiefenforschungen (doch, doch) haben ergeben, dass uns Mädels drei Orgasmusvarianten zur Verfügung stehen: eine «Welle», eine «Lawine» und ein «Vulkan». James Pfaus, Professor für Neurowissenschaften an der Prager Karls-Universität, erklärt, diese Bezeichnungen beschreiben Bewegungen des Beckenbodens in der Erregungsphase und während des Höhepunkts.

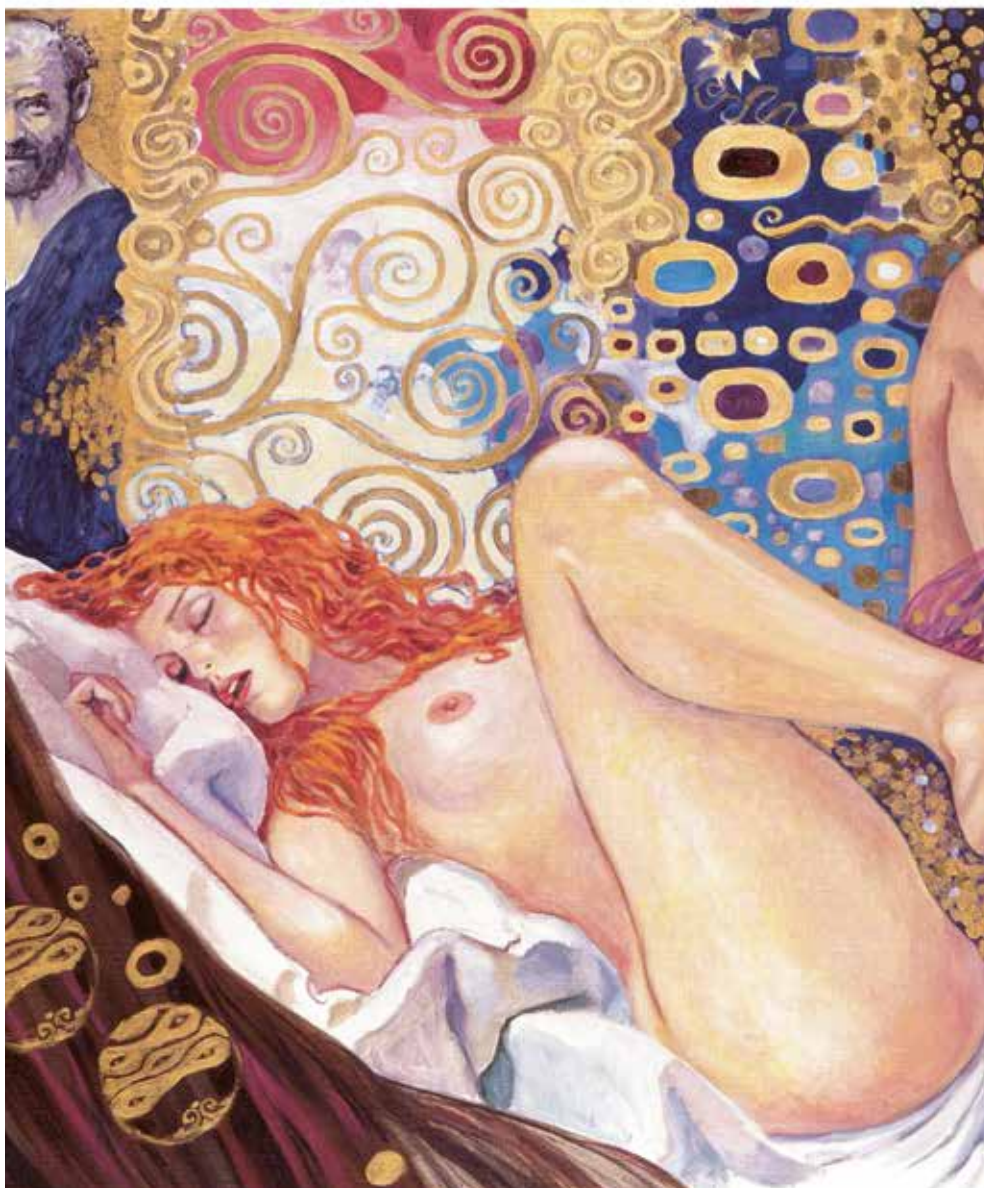
Bei den Experimenten wurden Vibratoren mit speziellen Sensoren und Bluetooth-Verbindungen verwendet, und offenbar gab es beim Orgasmus der Probandinnen drei vor-

Ich persönlich glaube nicht an den Mythos, für Frauen sei es schwieriger, einen Orgasmus zu erreichen.

herrschende Muster von Muskelbewegungen: wellenartige Folgen von Kontraktion und Entspannung während des Orgasmus; bei der Lawine ist die Spannung des Beckenbodens zunächst höher und wird durch Kontraktionen während des Orgasmus verringert; beim Vulkan ist die Beckenbodenspannung zunächst tiefer, explodiert dann beim Orgasmus zu Spannung und Entspannung.

Unerwartete Nebenwirkung

Für die Studie wurden 54 Frauen gebeten, sich selbst zu stimulieren und zwei Minuten nach dem Orgasmus den Vibrator auszuschalten. Das taten sie bei sich zu Hause mehrere Tage lang; zweifellos die erfreulichsten Hausaufgaben, die je irgendjemandem aufgebrummt worden sind. (Ich frage mich, ob die Probandinnen zum Schluss der Studie Pulswärmer aus Frottee getragen haben. Seit Proust alle sieben Bände der «Recherche» von Hand geschrieben hat, dürften Finger nie heftiger aktiv gewesen sein als bei dieser Studie. Eine unerwartete Nebenwirkung davon könnte sein, dass die Frauen ihre Fingerspitzen so abgenutzt haben, dass sie



Spannung und Entspannung.

keine Fingerabdrücke mehr hinterlassen und somit das vollkommene Verbrechen begehen könnten. Die Zahl möglicher Täterinnen würde damit auf 54 eingegrenzt.)

Zur Abrundung dieses Ein-Frau-Kamasutras wurden die Probandinnen gebeten, für einen

Kontrolltest die Vibratoren einzuführen, sich aber nicht selbst zu stimulieren. Eine Analyse der Daten ergab, dass fast die Hälfte (26) Wellenorgasmen genossen, 17 Lawinen- und 11 Vulkanorgasmen. Nun möchte ich dem Professor ja nicht in die Suppe spucken, doch glaube

ich, für die meisten Frauen zu sprechen, wenn ich sage, es ist wurscht, was für einen Orgasmus frau hat – Hauptsache, sie hat einen. Mit Orgasmen verhält es sich ähnlich wie mit Sauerstoff: Wie wichtig sie sind, merken wir erst dann, wenn sie uns fehlen. Und das tun sie: Laut der Harvard-Professorin Elisabeth A. Lloyd hat eine Analyse von 33 Sexualitätsstudien ergeben, dass drei Viertel aller Frauen nicht regelmässig vaginale Orgasmen haben. Frauen haben auch nur einen Drittel so viele Orgasmen wie Männer. Ausser der Lohn- gibt es ärgerlicher Weise also auch eine Lustungleichheit zwischen den Geschlechtern.

Ich persönlich glaube nicht an den Mythos, für Frauen sei es schwieriger, einen Orgasmus zu erreichen. Laut dem Kinsey-Institut braucht eine Frau beim Masturbieren durchschnittlich vier Minuten, um zu kommen, also ungefähr gleich lang wie ein Mann.

Vorspiele vortäuschen

Die einzigen Frauen, die eine gleich hohe Orgasmusquote wie die Männer haben, sind Lesbierinnen. So viel zum geschlechtsbedingten Unterschied zwischen Zungenfertigkeit- und Redseligkeit. Ausserdem wissen mehr Frauen als Männer, dass Klitoris nicht der Name eines kretischen Badestrands, sondern des einzigen Organs der menschlichen Anatomie ist, dessen alleinige Funktion die Lust ist. Frauen wissen auch, dass Oscar-würdige Orgasmen nur nach einer gebührenden erotischen Aufwärmphase erreicht werden können. Gern spricht man von Frauen, die Orgasmen vortäuschen. Aber was ist mit den Kerlen, die Vorspiele vortäuschen? Nicht zu reden von solchen, die ganze Beziehungen simulieren?

Forschungen zeigen, dass eine Frau im Durchschnitt ein Vorspiel von mindestens zehn Minuten braucht, die meisten heterosexuellen Akte aber insgesamt drei bis sieben Minuten dauern. Man muss kein Einstein sein, um herauszufinden, dass diese Rechnung hinten und vorn nicht aufgeht. Im Lauf meiner streng wissenschaftlichen Forschungen beim Cocktail-Trinken mit Freundinnen habe ich Folgendes herausgefunden: Versucht ein Ehemann tatsächlich eine Art von Vorspiel, drückt er auf der Klitoris herum, als wäre sie der Knopf für einen Aufzug – und als hätte er Verspätung. Dann ist frau versucht zu seufzen: «Ach, nimm die Treppe.»

«Friede ist nicht Abwesenheit von Krieg; Friede ist eine Tugend, eine Geisteshaltung, eine Neigung zu Güte, Vertrauen, Gerechtigkeit.»
Baruch de Spinoza (1632–1677)



Zweifelsohne haben Frauen und Männer verschiedene Auffassungen von Sex. Was ein Kerl einen «Quickie» nennt, würden die meisten Frauen als «vorzeitigen Samenerguss» bezeichnen. Und was macht den Unterschied zwischen einem Ehemann und einem Toyboy aus? Rund drei Stunden.

Zu den besten Vorspieltechniken gehört Hausarbeit. Männer sagen gern, Frauen sollten auch mal die Initiative zu Sex ergreifen und neue Positionen ausprobieren. Dann schlage ich vor, Sie sagen: «Unbedingt. Stell du dich ans Spülbecken, und ich lege mich derweil auf die Couch und sehe fern.» Männer sollten begreifen, dass es für Frauen sehr lustfördernd ist, wenn Männer die Geschirrspülmaschine einräumen. Wenige Sexfantasien sind so be-

Es könnte sich lohnen, zu erforschen, ob Sie eher der Wellen-, Lawinen- oder Vulkantypus sind.

glückend wie die, dass der Mann im Schlafzimmer nicht schnarcht und seine Unterhose eigenhändig vom Boden aufgehoben hat. Sehr aphrodisisch wirkt auch der Anblick eines Manns in einer Kochschürze. Und was mögen Frauen im Bett am liebsten? Frühstück.

Berufstätige Mütter verlieren die Lust an Sex, weil sie einfach zu erschöpft sind. Machten Männer mehr im Haushalt, hätten Frauen mehr Energie für anderes. Was glauben Sie, was für ein orgasmisches Glück eine Frau empfindet, wenn sie mit einem Mann im Bett ist, der davor ihr ganzes Haus gestaubsaugt hat?

Scheibenwischer auf Intervall

Regelmässiger Sex, heisst es, sei gut für das Gedächtnis ... Äh, wo war ich stehengeblieben? Genau: Vergessen Sie Ginseng-Tabletten und Fischölkapseln; Wissenschaftler sagen, dass Menschen, die regelmässig Orgasmen haben, im Schnitt 2 Prozent besser abschneiden, wenn es um kognitive Fähigkeiten, inklusive visueller und verbaler Kompetenz, geht.

Spass macht es auch. In einer Langzeitbeziehung verhält es sich mit Sex so ähnlich, wie wenn Sie im Auto vergessen haben, dass Sie Ihre Scheibenwischer auf Intervall eingestellt haben: Aus heiterem Himmel macht es plötzlich Schwapp! Insofern ist es keine schlechte Idee, wenn Sie Ihre eigenen Tiefenforschungen veranstalten, um herauszufinden, ob Sie eher der Wellen-, Lawinen- oder Vulkantypus sind.

Praktizieren Sie Ihre neuen Erkenntnisse mit einem fähigen Partner, und bald werden Sie solche Geräusche von sich geben, dass er sich fragt, ob Sie einen Orgasmus haben oder von einem Dämon besessen sind, ob also eine postkoitale Zigarette angebracht sei oder eher ein Exorzist.

Aus dem Englischen von Thomas Bodmer



INSIDE WASHINGTON

Klartext über Kriminalität

Gerade noch rechtzeitig vor den Zwischenwahlen im November hat die ehemalige Pressechefin des Weissen Hauses, Jen Psaki, zu NBC News gewechselt. Dort hat die einstige Biden-Sprecherin nun freimütig folgende Prognose abgegeben: Wenn der Kampf um die Kontrolle über den Kongress zu «einem Referendum über den Präsidenten» wird, «werden die Demokraten verlieren, dessen sind sie sich bewusst». Die stählerne Spindoktorin räumte sogar ein, dass die Frage der Kriminalität eine zentrale «Schwachstelle» der Demokraten sei. Glücklicherweise ist Psaki offiziell nicht mehr verpflichtet, solche Schwachstellen schönzureden. Diese herkulische Aufgabe fällt nun ihrer Nachfolgerin hinter dem Rednerpult zu, Pressesprecherin Karine Jean-Pierre.

Als sie am Montag mit Psakis schonungsloser Analyse konfrontiert wurde, blieb Jean-Pierre nichts anderes übrig, als der Sache ausweichen. Auf die Frage, ob der Präsident glaube, dass Amerikas Grossstädte sicher seien, antwortete die Kommunikationsbeamtin des Weissen Hauses: «Diese Frage kann man nicht mit Ja oder Nein beantworten.» Auf diese Frage gibt es in Wirklichkeit nur eine Antwort. Die Mordraten in den Grossstädten liegen nach wie vor 30 Prozent über dem Niveau der Vor-Pandemie-Zeit. Jeden Tag erscheint eine neue Schreckensnachricht auf den Titelseiten. In San Francisco beklagt ein Immobilienmakler, der vor seinem Haus überfallen wurde, dass die Kriminalität in der Stadt an der Golden-Gate-Brücke einen Wendepunkt erreicht habe, von dem sie sich vielleicht nie mehr erhole. Während der Countdown zur Wahl läuft, versuchen die Demokraten mit aller Macht, sich von dem desaströsen Slogan «Defund the police» – Kappt der Polizei die Gelder – zu erholen.

Amy Holmes

Scheinwachstum durch Zuwanderung

Steigt die Einwohnerzahl, wächst automatisch das Bruttoinlandprodukt, aber nicht pro Kopf.



Die Schweizer Wirtschaft ist ausserordentlich robust, fast wie ein Bergkristall ragt sie positiv aus der europäischen Wirtschaftslandschaft heraus – aber man muss doch aufpassen beim Rühmen. Klar, das Land weist meist eine geringere Inflation auf und hat damit stabileres Geld als die anderen Länder. Besonders deutlich zeigt sich das jetzt gerade, da Preissteigerungsstürme mit voller Gewalt quer durch die Welt fegen.

Und die reale Grundlage der Volkswirtschaft bilden ausserordentlich viele solide, gutgeführte hiesige Unternehmen, so dass die Vermögensentwicklung in Schweizer Aktien langfristig Weltspitze ist.

Damit hängt schliesslich zusammen, dass auch das Bruttoinlandprodukt (BIP) in Krisen oft weniger stark einknickt als jenes anderer Industrieländer. Wie jetzt. Das Staatssekretariat für Wirtschaft (Seco) hat seine Konjunkturprognose zwar gerade nach unten korrigiert, aber mit einem erwarteten Wachstum von 2 Prozent im Jahr 2022 und 0,8 Prozent im Jahr 2023 ist das Bild heller als etwa in Europas Schlüsselland Deutschland, dessen Wirtschaft laut dem Münchener Ifo-Institut 2023 um 0,6 Prozent schrumpfen dürfte.

Aber wie gesagt, beim Vergleichen sollte man sich mit Eigenlob zurückhalten. Nicht alles Wachstum ist nämlich so real, wie es scheint.

Wenn das Bruttosozialprodukt der Schweiz steigt, aber wegen der Zuwanderung immer mehr Leute im Land sind, verteilt sich das Jahr für Jahr auf mehr Köpfe. Deshalb ist die BIP-Steigerung pro Kopf geringer als die in den gängigen Statistiken ausgewiesenen BIP-Zu-

nahmen. Für die Schweiz fällt das im internationalen Vergleich besonders ins Gewicht, da sie ein Spitzen-Zuwanderungsland ist.

Im ersten Halbjahr 2022 sind netto etwa 40 000 Personen in die Schweiz eingewandert. Berechnet auf ein ganzes Jahr, macht das nicht ganz 1 Prozent der Bevölkerung aus.

Wenn also die Wirtschaft um 1 Prozent wächst, ist das für die Leute im Land eine Stagnation, pro Person ein Nullwachstum. Die Statistik zeichnet ein zu schönes Bild.

Die Schweiz ist viel stärker als andere Länder durch eine aufgeblähte Wirtschaftsstatistik geprägt. Aufblähen kann man auch Inflation nennen. Das ergibt einen pikanten Kontrast: Beim Geld erregt es hierzulande enorm Aufsehen, wenn dessen Wert durch Inflation verwässert wird. Aber bei der Wirtschaftsleistung achtet man wenig darauf, wie weit sie durch Bevölkerungswachstum weichgemacht wird.

Es geht noch weiter: Das ausgewiesene BIP pro Kopf ist nicht mehr das, was es einmal war, wenn immer mehr Leute die gemeinsame Infrastruktur nutzen und sich den knappen Boden teilen. Die Schulen leiden, die Zufriedenheit mit den Leistungen hat abgenommen. Die Stundentendenzen nehmen zu, und in der Klimapolitik spielt die wachsende Einwohnerzahl mit ihren Emissionen den Interessengruppen in die Hand, die Umweltmassnahmen als Gebote und Verbote durchsetzen wollen.

Aber warum hat denn die Zuwanderung derart viele Befürworter? Es ist eine grosse Koalition, der ein anstrengungsloses Wachstum willkommen ist. Der Detailhandel verbucht gerne ein jährliches Gratisprozent beim Umsatz,

Unternehmen haben zum Rekrutieren gern günstige Wahlmöglichkeiten, und die öffentliche Verwaltung kann leichter expandieren, wenn mehr Personen zu bedienen sind. Und besonders angenehm dabei: Das BIP-Wachstum in der Statistik färbt dies alles schön.

Französischer Markt

Die EU-Kommission will den Binnenmarkt krisenfester machen. Binnenmarktkommissar Thierry Breton und Vizepräsidentin Margrethe Vestager präsentierten dieser Tage den Plan für eine bessere zentrale Risikoüberwachung im Binnenmarkt, für ein unter den Mitgliedstaaten koordiniertes Management von Notfallmassnahmen bei Bedrohungen bis hin zum Erteilen direkter Befehle an die Firmen, sollte es notwendig erscheinen.

Das Programm heisst «Notfallinstrument für den Binnenmarkt». Die Kommissare sagen, es solle «den freien Waren-, Dienstleistungs- und Personenverkehr sichern», der Binnenmarkt sei der grösste Trumpf im Krisenmanagement. Notfalls werden Grenzöffnungen oder Produktlieferungen befohlen, sollten Firmen oder Länder zu sehr an sich selber denken.

Das macht einmal mehr deutlich: Der EU-Binnenmarkt ist etwas anderes als ein freier offener Markt. EU-Binnenmarkt heisst Harmonisierung, viele uniforme Regeln, die eine Zentrale erlässt und überwacht. Es ist eine grosse Leistung des Franzosen Jacques Delors, Erfinder des Binnenmarktes und damals EU-Präsident, dass er das gewaltige europäische Zentralisierungsprojekt der Öffentlichkeit als Schaffung eines Marktes verkaufen konnte.

IMMANUEL KANT

Zum ewigen Frieden



Schweigen der Waffen: Henri Rousseaus «Exotische Landschaft» (1910).

«Der Friedensbund,
so wie Kant ihn versteht,
hat nur ein Ziel:
den Frieden.»

Seite 61

«Moralistische
Politik ist für Kant
unmoralisch, weil
sie unvernünftig ist.»

Seite 62

«Missionarismus,
so vermutet der
Philosoph zu Recht,
stiftet Unfrieden.»

Seite 63

Kants Friedensschrift ist ein Bollwerk des aufgeklärten, nüchternen Denkens

Wenn es abendländische Werte gibt, auf die wir stolz sein können, dann ist es der Verzicht auf kulturelle Umerziehung und politische Intervention. Der Königsberger Philosoph erinnert uns bis heute daran.

Alexander Grau

Friede ist die kurze Pause zwischen zwei Kriegen. Dementsprechend blutig ist die Weltgeschichte. Das hat auch damit zu tun, dass der Friede, der geschlossen wird, den Keim des zukünftigen Krieges häufig schon in sich trägt. Der verhängnisvolle Vertrag von Versailles 1919 ist dafür das beste Beispiel.

Dass in den meisten Friedensabkommen der nächste Krieg schon so gut wie eingepreist ist, hat verschiedene Ursachen. Die einen liegen in der menschlichen Natur. Der Homo sapiens ist getrieben von Gier, Rachsucht und Stolz. Man will sich an dem unterworfenen Gegner bereichern, rächen und ihn erniedrigen. Das poliert die geschundene Seele der tapferen Helden auf und gibt ihnen das Gefühl, nicht umsonst geblutet zu haben.

Mäntelchen der Moral

Noch gefährlicher für einen dauerhaften Frieden sind allerdings weniger Niedertracht und Bosheit, sondern Moral und Gerechtigkeit, die immer dann angeführt werden, wenn der Sieger eines Konfliktes dem Unterlegenen strenge Auflagen macht: von Reparationen über Gebietsabtretungen bis zur Änderung des politischen Systems. Um diese selbstherrliche Attitüde zu rechtfertigen, gegebenenfalls auch um seine Rolle bei der Entfesselung des Krieges zu kaschieren, verwandelt sich der Sieger eines Krieges gerne in eine Personalunion aus Ankläger und Richter. Der Besiegte wird zunächst zum Angeklagten und in einem zweiten Schritt zum verurteilten Täter. Die ihm auferlegten Zwangsmassnahmen werden zu juristischen Sanktionen im Namen des Rechts oder gar der Gerechtigkeit geadelt.

Damit einher geht eine Umdeutung des ausgetragenen Konfliktes. Aus einem Krieg wird ein Strafprozess. Aus dem Sieg ein Urteil. Aus Zwangsmassnahmen des Siegers die gerechte Strafe. Die Sprache der Diplomatie wird entpolitisiert, aus schnöden Interessen werden moralische Werte. Was faktisch Ausdruck der Allmacht des Siegers über den Besiegten ist, wird mit dem Mäntelchen der Moral umhängt.

Die Marotte, schnöde Interessenkonflikte zu moralpolitischen Exempeln welthistorischer Dimension hochzuspielen, ist ein unmittelbares Ergebnis des Ersten Weltkrieges. Mächte Frankreich aus seinen machtpolitischen Ambitionen keinen Hehl, so begründete Grossbritannien sein Eingreifen in den Krieg von vornherein moralisch mit dem Einmarsch Deutschlands in das neutrale Belgien. «The Rape of Belgium», die Schändung Belgiens, wurde zum geflügelten Schlagwort der bri-



Alles andere als naïv:
Denker Kant (1724–1804).

tischen Propaganda. Und nicht wenige britische Intellektuelle, bis zum Sommer 1914 noch glühende Pazifisten, wurden unter dem Eindruck dieser Empörungsrhetorik zu glühenden Verfechtern des Kriegseintritts ihres Landes. Parallelen zu aktuellen Ereignissen sind rein zufällig.

Es blieb dem Schriftsteller Herbert George Wells überlassen, die für alle griffige Formel vom «war that ends wars» zu prägen und so den britischen Kriegseintritt moralisch doppelt zu legitimieren. Plötzlich ging es nicht mehr

nur um das Belgien angetane Unrecht, sondern zugleich um eine geradezu heilsgeschichtliche Mission: den Krieg, um alle Kriege zu beenden, den Krieg für den ewigen Frieden. Schaut man sich das globale Beben an, dass im Zuge des Ersten Weltkrieges ausgelöst wurde, muss man sagen, dass der Krieg für den ewigen Frieden nun schon seit 108 Jahren andauert – Ende nicht in Sicht.

Blaupause für die blutige Wirklichkeit

Dass sich die Idee eines Krieges für den ewigen Frieden so fest in das politische Denken des 20. Jahrhunderts eingegraben hat, verdanken wir vor allem dem US-Präsidenten Woodrow Wilson, der H. G. Wells' Formel vom Ende aller Kriege ernst nahm und in reale Politik übersetzen wollte. Wilson hatte dabei übersehen, dass H. G. Wells ein Science-Fiction-Autor war, ein Visionär und Utopist, grossartig darin, fremde, unbekannte und zukünftige Welten zu beschreiben – die als Blaupause für die blutige Wirklichkeit aber denkbar ungeeignet waren.

Und so kam es, dass in Versailles ein Friedensvertrag geschlossen wurde, der jedes Völkerrecht brach – mit dem Ansinnen, ein neues, wahrhaftiges Völkerrecht zu schaffen. Dabei schob man im Übereifer zwei alte, seit der Antike bekannte politische Grundweisheiten beiseite: Die begangenen Kriegsgräueltaten sind im Moment des Friedensschlusses vergessen, und der unterlegene Feind wird als vollwertiger, respektierter Verhandlungspartner ernst genommen. Doch die britische Begründung für den Kriegseintritt, die sie flankierende Propaganda und vor allem der Idealismus Wilsons führten zu einer Moralisierung der Diplomatie und des aussenpolitischen Denkens.

Als geistigen Urahn dieser gefährlichen aussenpolitischen Träumereien sehen bis heute viele Immanuel Kant. 1795 hatte der Königsberger Philosoph seine berühmte Schrift «Zum ewigen Frieden» veröffentlicht. Nicht wenigen gilt sie nach wie vor als Programmschrift jener Mischung aus politischer Blauäugigkeit und eiferndem Missionarismus, für die exemplarisch Woodrow Wilson steht und die zu einer



Weltbürgerrecht und allgemeine Hospitalität: «Der Traum» von Henri Rousseau (1910).

gefährlichen Ideologisierung der Aussenpolitik beigetragen hat.

Und auf den ersten Blick scheint sich dieser Verdacht zu bestätigen. In dem zweiten Teil seiner Schrift definiert Kant die Bedingungen für einen ewigen Frieden. Diese sind: eine republikanische Verfassung jedes Staates, ein Völkerrecht, das auf einem Föderalismus freier Staaten gründet, und ein Weltbürgerrecht, das allerdings auf eine allgemeine Hospitalität beschränkt ist (und nicht etwa weltweite Siedlungsfreiheit meint).

Diese drei «Definitivartikel zum ewigen Frieden», wie Kant sie nennt, kann man leicht missverstehen. Sie formulieren keine Bedingungen für einen ewigen, globalen Frieden, sondern dessen Merkmale. Denn wirklicher Friede ist nicht nur das Schweigen der Waffen. Friede herrscht, so Kant, wenn die oben genannten drei Merkmale zutreffen. Nur dann ist der Friede auch ein wirklicher Friede und zudem ewig, da Republiken in einer weltweiten Föderation und unter dem Recht allgemeiner Hospitalität (die Bürger können demnach aus ihrem Staat fliehen) keinen Vorteil in einer kriegerischen Auseinandersetzung sehen, sondern diese meiden.

Kant ist also alles andere als naiv. Ganz ausdrücklich hält er fest: «Der Friedenszustand unter den Menschen, die nebeneinander leben, ist kein Naturzustand, der vielmehr ein Zustand

Friede ist kein Ergebnis eines weltfremden Idealismus, sondern der Natur selbst.

des Krieges ist, d. i., wenngleich nicht immer ein Ausbruch der Feindseligkeiten, doch immerwährende Bedrohung mit denselben.»

Menschen sind also nicht von Natur aus friedlich und entwickeln erst durch Besitzverhältnisse, Herrschaftsstrukturen oder andere zivilisatorische Einflüsse einen kriegerischen und gewalttätigen Charakter. Vielmehr ist es so, dass der Mensch an sich gewalttätig ist und erst mittels der Vernunft zu einem friedlichen Miteinander gebracht werden kann.

Das ist möglich, weil der Mensch zwar aggressiv und bösartig ist, zugleich seine Gewalttaten aber in der Regel moralisch zu rechtfertigen versucht. Nicht ohne Ironie bemerkt Kant, dass selbst kriegerische Staaten irgendeinen Rechtsvorwand für ihr Handeln bemühen, was zeigt,

«dass eine moralische Anlage im Menschen anzutreffen» ist.

Die üblichen Friedensverträge, so Kant, seien allerdings nichts anderes als Waffenstillstände, da Staaten ihrerseits keinen Gesetzen unterlägen. Ziel müsse daher ein Friedensbund sein, in dem sich alle Staaten zum Erhalt des Friedens und der wechselseitigen Freiheit verpflichten. Das bedeutet, dass kein Staat einem anderen Staat Vorschriften machen darf oder sich irgendwelchen Gesetzen unterwerfen muss, die nicht seine eigenen sind. Das einzige Anliegen des Friedensbundes ist der Friede – und nicht etwa die Durchsetzung eines Wirtschaftssystems oder einer Gesellschaftsordnung.

Überleben in allen Regionen

Der ewige Friede und der Friedensbund, der ihn garantieren soll, sind also kein Produkt eines naiven Moralismus. Im Gegenteil. Der Friedensbund, so wie Kant ihn versteht, hat nur ein Ziel: den Frieden. Und dieser Friede ist kein Ergebnis eines weltfremden Idealismus, sondern der Natur selbst. Aufgrund seiner kriegerischen Veranlagung habe der Mensch alle Regionen der Erde besiedelt und sei in der Lage, dort zu überleben. Diese sehr unter-



Friedliches Miteinander: «Der Wasserfall» von Henri Rousseau (1910).

schiedlichen Lebensbedingungen führten aber zugleich zu einem notwendigen Austausch von Gütern, also zu Handel, der wiederum nur innerhalb eines gewissen Rechtsrahmens möglich sei. Daher laufe, das Kants Überzeugung, die Weltgeschichte schon aus reinem Eigeninteresse der Völker auf einen Friedensbund hinaus.

Damit ist zugleich klar, dass Kant keinen Unterschied zwischen Vernunft und Moral macht. Vernünftig handeln bedeutet für ihn, moralisch zu handeln und umgekehrt. Gerade deshalb aber fürchtete er offensichtlich, als prinzipienfreier Pragmatiker oder süßlicher Moralist missverstanden zu werden. Aus diesem Grund thematisiert Kant das Verhältnis von Politik und Moral noch einmal in einem gesonderten Anhang seiner Friedensschrift.

Kants Kerngedanke ist dabei immer wieder, dass Recht und Moral letztlich so etwas wie vernünftige regulative Ideen sind. Das bedeutet,

Die Weltgeschichte laufe schon aus reinem Eigeninteresse der Völker auf einen Friedensbund hinaus.

dass sie faktisch in der Realität nicht durchzusetzen sind, dass jeder vernünftige Politiker sich aber an ihnen zu orientieren hat. Aus diesem einfachen Grund ist für Kant jederzeit ein moralischer Politiker denkbar, nicht aber ein politischer Moralist. Ein moralischer Politiker, so Kant, mag zwar Fehler machen, wird aber lang-

fristig aufgrund der gemachten Erfahrung seine Politik in die richtigen Bahnen lenken. Anders der politische Moralist: Er wird unter dem Vorwand, dass der Mensch zum Guten nicht fähig ist, die Verletzung des Rechts verewigen und damit eine tatsächliche Verbesserung des Menschen unmöglich machen – die ist nämlich nur mittels der Vernunft und des Rechts, nicht aber durch doktrinaire Moral möglich.

Kants finanzpolitische Vorgaben

Moralistische Politik ist für Kant unmoralisch, weil sie unvernünftig ist. Und vernünftige Politik ist moralisch. Insofern gibt es «gar keinen Streit zwischen der Moral und der Politik». Der kommt erst dann auf, wenn man Moral mit Moralismus verwechselt und leitende Ideen mit moralischer Doktrin.

Dass es Kant in seiner Friedensschrift nicht um moralistische Traumtänzereien geht, sondern um machbare Politik, wird schon im ersten Abschnitt der Abhandlung deutlich. Hier formuliert Kant die Bedingungen, unter denen dauerhafter Friede zwischen Staaten möglich ist und die so schliesslich zu dem Friedensbund freier Republiken führen sollen. Darunter finden sich so pragmatische Vorgaben wie die, dass «kein Friedensschluss für einen solchen gelten [soll], der mit dem geheimen Vorbehalt des Stoffs zu einem künftigen Kriege gemacht worden». Auch «stehende Heere sollen mit der Zeit ganz aufhören».

Mit Blick auf die aktuelle internationale Politik sind zwei scheinbar nebensächliche

Vorgaben Kants bemerkenswert. Da ist zum einen sein Vorschlag, dass «keine Staatsschulden in Beziehung auf äussere Staatshändel gemacht werden» sollen. Denn Krieg muss finanziert werden. Und erst die menschliche Neigung zu gewalttätigen Konfliktlösungen zusammen mit den notwendigen finanziellen Mitteln machten moderne Kriege möglich. Eine Finanzierung von Rüstung durch Kredite Dritter, insbesondere anderer Staaten, ist also ein erhebliches Hindernis für eine dauerhafte Friedensordnung. Dies gilt umso mehr, als ein möglicher Staatsbankrott des Schuldnerstaates andere Staaten mit in eine Krise reissen und so die internationale Ordnung weiter destabilisieren kann.

Insbesondere soll daher kein Staat «sich in die Verfassung und Regierung eines anderen Staates gewalttätig einmischen». Denn, so fragt Kant zu Recht: «Was kann ihn dazu berechtigen?» Einmischung in die inneren Angelegenheiten eines Staates verletzen nach Kants Überzeugung die notwendige Bedingung für einen dauerhaften Frieden: die wechselseitige Anerkennung

souveräner Staaten als autonom. Wer beginnt, souveräne Staaten nach eigenen Massstäben, Werten und Interessen zu beurteilen, nimmt ihnen schon gedanklich jede Autonomie und geht den ersten Schritt in Richtung gewalttätige Konfrontation – sei es durch Unterstützung irgendeiner Opposition oder durch direkte Intervention.

Kants Friedensschrift ist ein Bollwerk aufgeklärten, rationalen und nüchternen Denkens. Seine dort formulierten Anregungen zu einer Art Völkerbund haben dabei zu Missverständnissen geführt. Während die einen die Ab-



handlung als Aufruf zu einer moralistischen Aussenpolitik missverstanden, haben die anderen sie aus genau diesen Gründen als Produkt naiven Gelehrtentums abgelehnt.

Doch Kant ist Realist. Und moralische Politik besteht für ihn nicht in gesinnungsethischem Dogmatismus, sondern in verantwortungsethischem Handeln. Der politische Moralist ist ihm ein Gräuel, moralische Politik hingegen eine Notwendigkeit. Moralisch zu handeln, be-

Missionarismus mit Feuer und Schwert ist kein europäischer Wert, sondern eine menschliche Unart.

deutet nicht nur in der Politik allerdings, vernunftgemäss zu handeln. Eine Moral, die unvernünftig ist, ist eben nicht moralisch. Und eine Vernunft, die unmoralisch ist, ist nicht vernünftig.

Amerikas Kriege

Bedauerlicherweise hat sich die Politik des Westens in den letzten Jahrzehnten stark von diesen Grundlinien Kants entfernt. Der Erste Weltkrieg und erst recht die Gräuel des Zweiten Weltkriegs verführten viele Gutmeinende zu der Idee einer moralisierenden Weltinnen-

politik, die die Souveränität des Staates nur noch bedingt anerkennt und unter dem Vorbehalt der Einhaltung der jeweils eigenen moralischen Standards.

Dieser moralische Missionarismus widerspricht in jeder Hinsicht dem Anliegen Kants. Und er ist gefährlich, da er, wie der Königsberger Philosoph zu Recht vermutete, Unfrieden zwischen den Kulturen und Völkern stiftet. Unter dem Vorwand der Verbreitung von Demokratie, Menschenrechten und Liberalität haben insbesondere die USA in den letzten Jahrzehnten zahlreiche Kriege geführt, die erkennbar nicht zu einem ewigen Frieden geführt haben, sondern zu dauerhaften Spannungen, zu Gewalt und Terrorismus.

Das gern vorgebrachte Argument, dass Europa seine eigenen Werte, also auch die Werte der Aufklärung verraten würde, wenn es nicht gegen voraufklärerische Gesellschaftsordnungen intervenierte, unterliegt einem erheblichen Denkfehler. Denn Missionarismus mit Feuer und Schwert ist kein europäischer Wert, sondern eine menschliche Unart, die sich durch die Jahrtausende und über alle Kontinente erstreckt. Kreuzzüge, im Namen welcher Überzeugung auch immer, zum Ausdruck europäischer Werte zu erklären, ist daher grotesk.

«Krieg ist zuerst die Hoffnung, dass es einem besser gehen wird, hierauf die Erwartung, dass es dem andern schlechter gehen wird, dann die Genugtuung, dass es dem andern auch nicht besser geht, und hernach die Überraschung, dass es beiden schlechter geht.»
Karl Kraus (1874–1936)



Wenn es abendländische Werte gibt, die es zu wahren gilt und auf die wir stolz sein können, dann ist es der Verzicht auf kulturelle Um-erziehung und politische Intervention. Insbesondere wir Europäer haben uns über Jahrhunderte im Namen des Imperialismus und einer überheblichen «white man's burden» an diesen unseren ureigensten Werten versündigt. Es ist Zeit, uns endlich auf sie zu besinnen. Kant ist dabei eine unverzichtbare Hilfe.

Alexander Grau ist ein deutscher Philosoph und Buchautor. Unter anderem von ihm erschienen: «Hypermoral. Die neue Lust an der Empörung». Claudius. S. 128, Fr. 24.90

Kants Schrift «Zum ewigen Frieden» von 1795 liegt in diversen Ausgaben vor und ist im Internet unter projekt-gutenberg.org abrufbar.

NEW SUZUKI HYBRID 4x4

SUZUKI
0.9%
HIT-LEASING

VITARA HYBRID 4x4

BEREITS FÜR Fr. 29 490.-
ODER AB Fr. 189.-/MONAT

S-CROSS HYBRID 4x4

BEREITS FÜR Fr. 30 990.-
ODER AB Fr. 159.-/MONAT

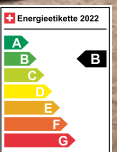


HIGHLIGHTS

ALLGRIP 4x4-Technologie
Modernste Sicherheits- und Fahrassistenzsysteme
0.9% HIT-Leasing

HYBRID

ALLGRIP 4x4



SUZUKI FAHREN, TREIBSTOFF SPAREN: New Suzuki Vitara Compact+ Hybrid 4x4, 6-Gang manuell, Fr. 29 490.-, Treibstoff-Normverbrauch: 6.1l/100km, Energieeffizienz-Kategorie: B, CO₂-Emissionen: 136g/km; **Hauptbild:** New Suzuki Vitara Compact Top Vollhybrid 4x4, 6-Gang Automat, Fr. 36 990.-, Treibstoff-Normverbrauch: 6.1l/100km, Energieeffizienz-Kategorie: B, CO₂-Emissionen: 137g/km; New Suzuki S-CROSS Compact+ Hybrid 4x4, 6-Gang manuell, Fr. 30 990.-, Treibstoff-Normverbrauch: 6.1l/100km, Energieeffizienz-Kategorie: B, CO₂-Emissionen: 137g/km; **Hauptbild:** New Suzuki S-CROSS Top Vollhybrid 4x4, 6-Gang Automat, Fr. 38 490.-, Treibstoff-Normverbrauch: 5.8l/100km, Energieeffizienz-Kategorie: B, CO₂-Emissionen: 131g/km.

Leasing-Konditionen: 24 Monate Laufzeit, 10 000 km pro Jahr, effektiver Jahreszins 0.9%. Vollkaskoversicherung obligatorisch, Sonderzahlung: 30% vom Nettoverkaufspreis. Der Leasingzinssatz ist an die Laufzeit gebunden. Ihr offizieller Suzuki Fachhändler unterbreitet Ihnen gerne ein individuell auf Sie zugeschnittenes Leasing-Angebot für den Suzuki Ihrer Wahl. **Sämtliche Preisangaben verstehen sich als unverbindliche Preisempfehlung inkl. MwSt.** Diese Konditionen sind gültig für alle Leasingverträge und die Fahrzeug-Immatrikulation ab 1.5.2022 bis auf Widerruf. Eine Leasingvergabe ist verboten, falls sie zur Überschuldung der Konsumentin oder des Konsumenten führt.



Die kompakte Nr. 1

www.suzuki.ch



DIE WELTWOCHEN

Neue App, neue Website.
Jetzt testen.

Steigen Sie ein, fliegen Sie mit!

LITERATUR UND KUNST

«Silver Marilyn»
zeigt die Entwicklung
eines unsicheren Teenagers
zum Weltstar in Bildern.
Matthias Matussek, Seite 72

Herausgegeben von Daniel Weber

Russ Warren, *Maggie's Gap*, 2018 – All diese Gräben, all diese Verwerfungen, im Gestein, in der Gesellschaft, im Menschlichen, im Geschlechtlichen, im Sprachlichen. All diese Zerrissenheit, all diese Bruchstellen, diese Spalten, die die Harmonie eines in sich Geschlossenen aufbrechen, es zerteilen. Diese Unüberbrückbarkeit, die wir mit Brücken angehen und doch nie ganz überwinden.

Man hofft, dass es mehr Verbindendes als Trennendes gibt, aber sicher ist man sich gelegentlich nicht, angesichts der Untiefen, die sich im Ganzen verbergen und immer wieder an die Oberfläche drängen und vermeintlich Überwundenes erneut unüberwindbar scheinen lassen.

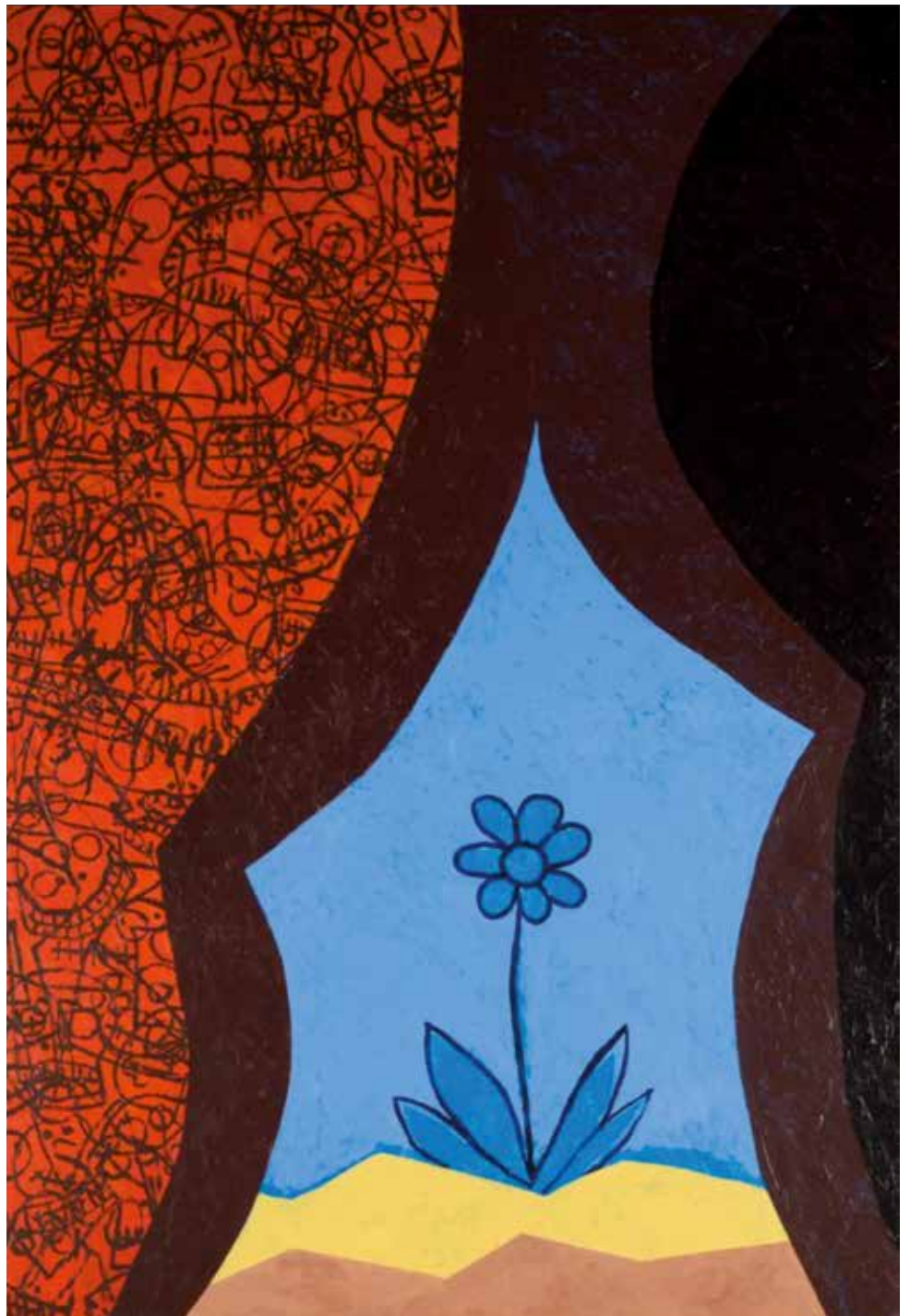
Nur manchmal wächst in den Tälern zwischen den steilen Wänden und Klippen der Abgründe eine Blume heran, verströmt ihren Duft links und rechts und lässt all die Gespaltenen dieselben Farben sehen und im Selben eintauchen und versinken. Ohne diese Blume sieht jeder in diesem Abgrund nur, was er möchte, und gegenüber sieht er das Unverständliche.

Wie lange dauert es, bis eine Verwerfung, ein Graben, ein Spalt kein Hindernis mehr ist, keine Divergenz? Bis die eine Seite bei der andern angekommen ist und die andere bei der einen? Bis dieses Niemandsland dazwischen so etwas geworden ist wie eine Heimat aller?

Aber ist es dann vielleicht so, dass, wenn die Gräben überwunden sind, die Spalten gekittet, die Verwerfungen abgefacht, dass im neuen Gemeinsamen die Vielfalt erlahmt, weil ihr die Reibung fehlt? Weil eine Stimme nur einen Klang hat, eine Melodie, und weil ein Blick stets nur dasselbe sieht?

Da ist auf der einen Seite Schwarz und auf der andern Weiss und umgekehrt, ein ewiger Antagonismus wie in Russ Warrens (1951) Bilderwelt, eine stete Aufteilung in Gut und Böse, Liebe und Hass, Hell und Dunkel, Geburt und Tod. Das sind die Verwerfungen der Welt, und das Einzige, was uns bleibt, ist, Grenzgänger zu sein, die Grenzen überwinden.

Michael Bahnerth



Bis dieses Niemandsland so etwas geworden ist wie eine Heimat.

Die Wahrheit über Krieg und Frieden

Warum wir gerade jetzt den grossen Russen Tolstoi lesen sollten.

Philipp Gut

Leo Tolstoi: Krieg und Frieden. Übersetzt von Barbara Conrad. Carl Hanser. 2288 S., Fr. 79.90

Es gibt Zeiten, da ist die Lektüre eines Buchs ein subversiver Akt. Heute leben wir wieder in solchen Zeiten. Der Krieg, den der russische Präsident Wladimir Putin gegen die Ukraine führt, verleitet viele Europäer dazu, in Russland ein Reich der Finsternis und nichts anderes zu sehen. Der Westen reagiert nicht nur mit Sanktionen gegenüber Moskau und Waffenlieferungen an Kiew, er ächtet auch russische Künstler, Sportler und ganz normale Bürger. Von den Hochsitzen der Moral in Brüssel, Berlin, London, Paris und Bern herunter verschwindet die russische Kultur praktisch vollständig hinter dem blutigen Vorhang der Barbarei. Rachmaninow, Dostojewski, Anna Netrebko? Da rümpfen manche die Nase, als ob sie in eine Güllengrube blickten.

Kulturelle Aneignung

Diese schlichte Einteilung der Welt in Gut und Böse, dieser grimmige Wille zur säkularen Exkommunikation verkennen, dass die in Bausch und Bogen verbannte russische Kultur uns gerade heute einiges zu sagen hätte. Es ist die ironische Pointe der pauschalen antirussischen Aufwallungen im Zeichen des Ukraine-Kriegs, dass die tiefgründigsten Einsichten in das Wesen von Krieg und Frieden von einem Russen stammen: von Leo Tolstoi und dessen gleichnamigem Epos von 1868/69.

Über die kursierenden Verballhornungen von «Spezialoperation und Frieden» hinaus bietet das Werk eine Fülle von Einsichten, die wir heute anders lesen als noch vor dem 24. Februar 2022.

Es beginnt schon auf der ersten der über 2000 Seiten. Die russischen Adligen der napoleonischen Ära, in deren Sphären die Handlung spielt, sprechen ein «erlesenes Französisch», und am Hof des Zaren redet man nicht nur die Sprache von Louis XIV. und Napoleon, man denkt auch in ihr. Diese gegenseitige Verflochtenheit und die Tatsache einer per-

manenten kulturellen Aneignung innerhalb der europäisch-russischen Zivilisation sind für die Romanfiguren eine Selbstverständlichkeit.

Tolstois gewaltiges Werk, in meiner gebundenen Ausgabe acht Zentimeter dick und 1,2 Kilo schwer, verbindet das Genre des Kriegseromans mit einem feinfühligem Gesellschafts- und Liebesdrama. Dutzende von Seiten spannende Schlachtengemälde wechseln ab mit privaten Szenen von Begehren, Heirat, Verrat, Geburt und Tod in den Schicksalen dreier miteinander verbundener Familien. Wer Tolstoi liest, liest nicht – er wird mitten hineingeführt ins Leben.

Literatur ist nicht einfach die Umsetzung einer These, sie ist ein «anderes Denken», wie es der Germanist Peter von Matt formuliert. Sie spricht aus Handlungen und Personen zu uns. Das Figurenarsenal von Tolstoi ist dabei so reich, dass manche Ausgaben von «Krieg und Frieden» mit grafischen Darstellungen der komplexen Beziehungsverhältnisse aufwarten.

Was ist Krieg? Das Ungeschminkteste dazu erfahren wir von Fürst Andrei Bolkonski, der seine reizende, schwangere Frau Lisa zurücklässt, um gegen Napoleon zu kämpfen. Die junge Fürstin mit der etwas zu kurzen Oberlippe «mit dem leisen Schatten eines schwärzlichen Schnurrbärtchens» macht sich keine Illusionen: «Er will sich totschiessen lassen. Sagen Sie mir, wozu nur dieser abscheuliche Krieg?»

Mord, Spionage, Verrat

Tausend Seiten, zahllose Kämpfe und eine Nahoderfahrung weiter sinniert ihr Mann Andrei: «Eine Schlacht gewinnt derjenige, der fest entschlossen ist, sie zu gewinnen.» In Austerlitz hätten die Russen verloren, «weil es für uns keinen rechten Zweck hatte, dort zu kämpfen». Nach dem Einfall der Franzosen in Russland ändert sich das: Der Krieg wird zu einer existenziellen Notwendigkeit. Nun führt eine «latente Wärme des patriotischen Empfindens» dazu, dass die russischen Soldaten «ruhig und gewissermassen leichtsinnig sich auf den Tod

«Halten wir uns alles vor Augen, was dem Volke angenehm ist: Wir werden finden, dass nichts so populär ist wie Frieden, Eintracht und Ruhe.» Cicero (106–43 v. Chr.)



vorbereiten». Das sagt Andrei am Tag vor der Schlacht bei Borodino am 7. September 1812, die zu den blutigsten Gemetzeln des 19. Jahrhunderts zählt und in einem taktischen Sieg der Franzosen endete. 120 000 Russen standen 130 000 Franzosen gegenüber. Die Verluste auf beiden Seiten betragen je zwischen 30 000 und 45 000 Mann.

«Keine Gefangenen»

Der von Bolkonski hier ins Feld geführte Patriotismus ist nicht mit jener flachköpfigen Kriegsbegeisterung zu verwechseln, die gedankenlose Politiker und unerfahrene Soldaten ergreift, wenn sie ahnungslos in den Untergang ziehen. Der Fürst hat alles miterlebt, was ein Soldat und Offizier erleben kann. Auf die von ihm selbst aufgeworfene Frage, was das Wesen des Krieges sei, antwortet er:

«Der Zweck des Krieges ist der Mord; die Mittel des Krieges sind Spionage, Verrat, Anstiftung zum Verrat, der Ruin der Einwohner, die ausgeplündert oder bestohlen werden, um die Armee zu versorgen, Betrug und Lüge, die als Kriegslist bezeichnet werden; die Sitten des Militärstandes sind: jener Mangel an persönlicher Freiheit, welcher Disziplin heisst, Müssiggang, Roheit, Grausamkeit, Unzucht und Trunksucht.»

Bolkonski wird selber fallen, und es klingt darum wie eine düstere Vorahnung, als er sagt: «Da kommen sie nun zusammen, wie wir es morgen tun werden, um sich gegenseitig zu morden, und töten viele tausend Menschen oder machen sie zu Krüppeln, und dann halten sie Dankgottesdienste dafür, dass sie so viele Menschen gemordet haben...»

Man könnte die Figur des Andrei Bolkonski als humanen Zyniker beschreiben: Er ver-

sucht die Grausamkeit des Kriegs dadurch zu verringern, dass er ihn in die letzte Grausamkeit treibt. So ist es zu verstehen, wenn er sagt: «Alles kommt darauf an, die Unwahrhaftigkeit fernzuhalten und den Krieg als Krieg zu behandeln» – und nicht als Spiel, als Spielerei, als Amüsement leichtsinniger Befehlsempfänger und manipulativer Herrscher. «Keine Gefangenen machen» lautet in dieser paradoxen Logik seine Devise – eine provokative Absage an die Ideen von mittelalterlicher Ritterlichkeit, modernem Kriegsrecht und Rotem Kreuz avant la lettre.

Gegenspieler Napoleons, der schon für seine Zeitgenossen zwischen Gott und Antichrist oszillierte, ist nicht nur Zar Alexander, der als «Retter Europas» durch den Roman geistert – eine interessante Perspektive, die mit der westlichen Revolutionsliturgie kollidiert –, sondern auch der russische Befehlshaber General Kutusow.

Das ist ein müder, alter Mann, ein sympathischer Antiheld vom Typus Opa, der gerade darum zum Helden wird. Dieser faszinierenden Figur hat Tolstoi seine Geschichtsphilosophie eingeschrieben. Kutusow vertraut dem Zufall, er will gar nicht planen und grossartige Strategien aufstellen, weil es sowieso anders kommt. Dadurch bringt er die ambitionierten Militärs zur Verzweiflung, aber Russland schliesslich den Sieg. Kutusow lässt Napoleon auflaufen. Er weicht zurück, er laviert – und schlägt dem «genialen» Feldherrn Napoleon so ein Schnippchen.

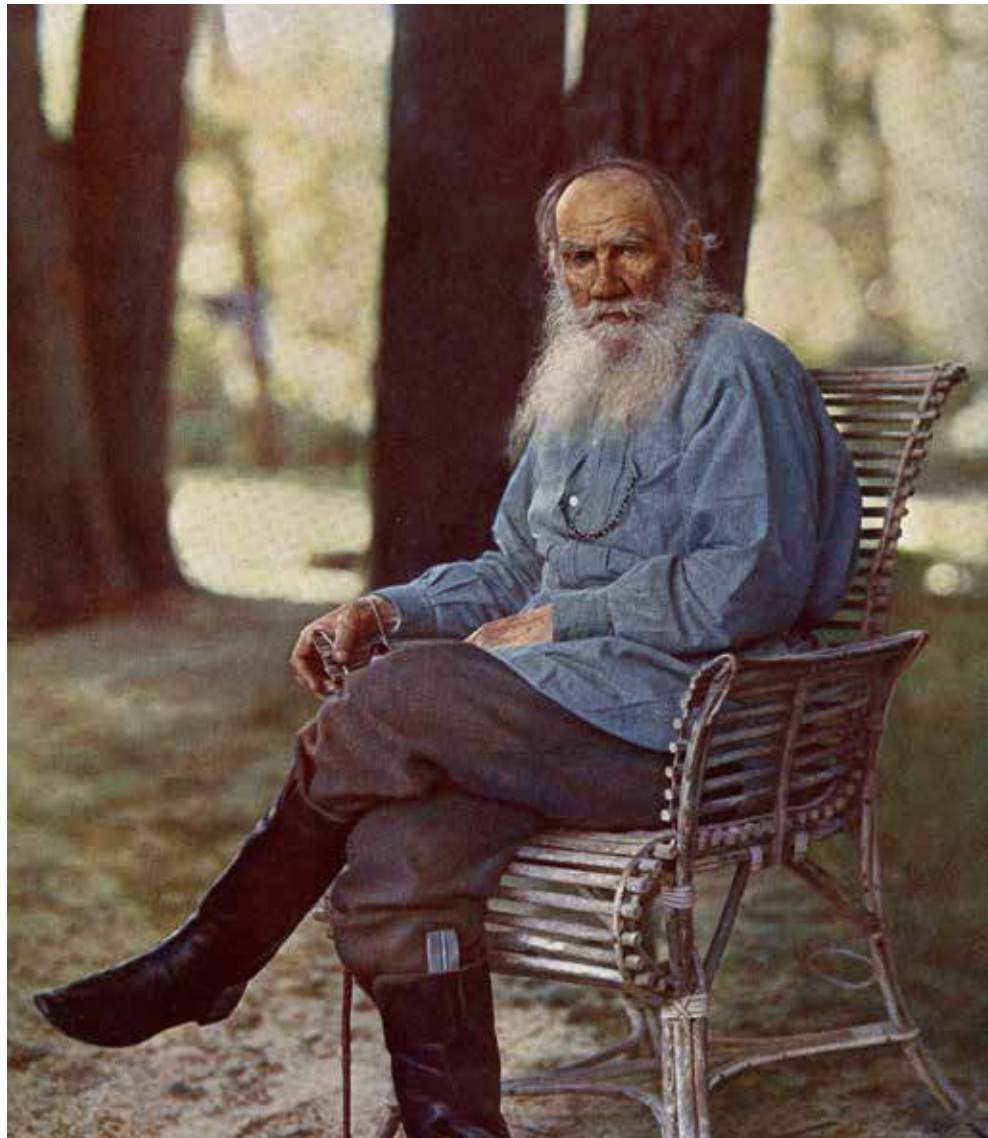
Zufälle der Geschichte

Als die Franzosen Moskau erreichen, ist es praktisch menschenleer. Kutusow und die Russen haben Zeit – und sie haben die unendliche Weite ihres Raumes. In der Kälte des russischen Winters gehen die Invasoren vor die Hunde. Was Napoleon erfuhr, sollte später auch Hitler erfahren. An diesem Russland beissen sich die stärksten Armeen der Welt die Zähne aus. Nur 10 Prozent der Grande Armée sehen ihre Heimat wieder.

Im Roman spielen die Zufälle der Geschichte zuerst für Napoleon, dann gegen ihn – «von dem Schnupfen bei Borodino bis zu den Frös-

Der Roman ist voll von dem Glück und dem Leid, das wir empfinden und einander antun können.

ten und dem Funken, der Moskau in Brand setzte». Die Grossen der Weltgeschichte, auch das ist eine Lektion von «Krieg und Frieden», überschätzen sich und ihren Einfluss auf den Gang der Dinge. Nach dem schmachvollen Rückzug der kümmerlichen Reste der Grossen Armee bricht Tolstois Erzähler nicht in Jubel aus. Er schreibt stocknüchtern: «Die Bewegung



Lektionen der Weltgeschichte: Jahrhundertautor Leo Tolstoi.

der Völker beginnt in ihre Ufer zurückzutreten. Die Wogen der grossen Bewegung haben sich gelegt, und auf dem still gewordenen Meer bilden sich Strudel, in denen die Diplomaten herumgetrieben werden; dabei bilden sie sich ein, dass gerade sie es sind, die die Bewegung zur Ruhe gebracht haben.»

Tolstois «Krieg und Frieden» gilt als eines der grössten Werke der Weltliteratur, und beim Wiederlesen muss ich sagen: Ja! Vielleicht ist es dem Autor auch deshalb gelungen, so authentisch über den Krieg (und die Liebe) zu schreiben, weil er selbst dabei gewesen ist. Tolstoi – Frauenheld, Spieler, Lebemann, später Eremit und Pazifist –, trat 1851 mit 22 Jahren in die Armee ein, diente im Kaukasus, wo schon damals gekämpft wurde, und auf der Krim, wo damals ebenfalls schon gekämpft wurde (im Krimkrieg von 1853 bis 1856).

In seinen «Sewastopol-Skizzen», die ihn auf die literarische Landkarte katapultierten, schildert Tolstoi die brutalen Erlebnisse während der Belagerung der Stadt durch ausländische Truppen. Der Leser muss wissen, was ihn er-

wartet: «Sie werden den Krieg nicht als schöne, wohlgeordnete und glänzende Formation sehen, mit Musik und Trommelklang, wehenden Fahnen und Generälen auf tänzelnden Pferden, sondern als den Krieg in seiner wahren Gestalt – voller Blut, Leiden und Tod.»

Panorama menschlicher Möglichkeiten

Das ist auch in «Krieg und Frieden» so, und doch ist der Roman viel mehr: Er entwirft ein grandioses Panorama menschlicher Möglichkeiten, ist voll von dem Glück und dem Leid, die wir empfinden und einander antun können – auf den Schlachtfeldern da draussen und drinnen. Tolstois Menschenkenntnis, seine psychologische Raffinesse und seine sprachliche Hochpräzisionstechnik sind zeitlos – und seine Stimme als grosser Russe ist aktueller denn je.

Dr. Philipp Gut ist Inhaber der Kommunikationsagentur Gut Communications GmbH, Journalist u. a. beim *Nebelspalter*, Verleger der *Umwelt Zeitung* sowie Buchautor. Zuvor war er Inlandchef und stv. Chefredaktor der *Weltwoche*.

Bravouröses «Lückenbüßerbuch»

Hugo Anthamatten

Robert Musil: Nachlass zu Lebzeiten.
Buch und Hörbuch. Sinus. Fr. 49.90

Im Dezember 1935 erschien im Zürcher Humanitas-Verlag ein schmales Bändchen. Es trug den sarkastischen Titel «Nachlass zu Lebzeiten», verfasst hatte es der österreichische Schriftsteller Robert Musil. Dem Bändchen sollte kein Erfolg beschieden sein. Die Pressearbeit des unerfahrenen Verlegers war ungeschickt, das Weihnachtsgeschäft wurde knapp verpasst, und bald schon verbot der Reichsführer der SS das Buch. So musste der gutgemeinte Versuch der Förderer Musils scheitern, dem von Geldsorgen und Schreibhemmungen geplagten Romancier mit einer Sammlung von Texten auf die Beine zu helfen, die in Zeitschriften und Zeitungen bereits zu lesen waren.

Musil hatte den Misserfolg erwartet. Er wusste nur zu gut, dass er aus der Zeit gefallen war: Während «ein Person gewordener Affekt» namens Hitler sich daran machte, mit «Hakenkreuzfahnen und singenden Schupos» das Tausendjährige Reich zu errichten, arbeite-



Geistreicher Spötter: Autor Musil.

te Musil immer noch an seinem Riesenroman «Der Mann ohne Eigenschaften», um darin den Untergang der Donaumonarchie darzustellen und deren utopisches Potenzial zu retten.

Der so zu einem Anachronismus Gewordene charakterisiert in der «Vorbemerkung» zu seinem «Nachlass zu Lebzeiten» sein Zeitalter spöttisch genug: Es habe den Massschuh aus Fertigteilen erfunden und den fertigen Anzug in individueller Anpassung. Musils «kleines Lückenbüßerbuch» allerdings ist keineswegs aus Einzelteilchen zusammengestoppelt.

Dezent werden die ersten drei Teile – «Bilder», «Unfreundliche Betrachtungen» und «Geschichten, die keine sind» – in der berühmten Schlusserzählung «Die Amsel» wieder aufgenommen. Nicht ohne Understatement weist der Autor darauf hin, dass das bereits 1914 publizierte «Fliegenpapier» die Grauen des Ersten Weltkriegs ebenso vorweggenommen habe wie «Die Affeninsel» von 1919 das menschenverachtende Gebaren faschistischer Regimes.

Der Bravourstücke in seiner «Zwischenveröffentlichung» sind viele: Den Unterschied zwischen Mensch und Tier seziert Musil ebenso

Ein Lebensthema Musils ist der «andere Zustand»: die «höchste Selbstlosigkeit».

geistreich wie die Polarität der Geschlechter; die falsche Sentimentalität des Tourismus oder die industrielle Zurichtung der Natur demaskiert er genauso schonungslos wie die Torheiten der Mode, der Architektur und der Psychoanalyse. Auf Wunsch seines Vaters hatte sich der 1880 in Klagenfurt Geborene zum Ingenieur ausbilden lassen; später studierte er in Berlin Philosophie und Psychologie, Mathematik und Physik.

Musils vielbewunderte Exaktheit verdankt sich der geduldigen, distanzierten Beobachtung, aber auch – darum die vielen verblüffenden Vergleiche – seiner stupenden Fähigkeit, im Entfernten und Verschiedenartigen das Ähnliche und Verwandte zu entdecken. Sein Verfahren als Satiriker reflektiert er in der Mitte seines «Nachlasses»: Einem Beobachter, der durch ein Fernglas blickt, erscheint ein Hut oder ein Haus, eine Strassenbahn oder ein Frauenkörper so aus dem Kontext herausgerissen, dass ihn das Beobachtete befremdet und beängstigt. Aber dank der Auflösung der «gewohnten Zusammenhänge» entdeckt er nun die «wirklichen». So verweist der Fuss eines Mannes in den besten Jahren, «ganz scheusslich einwärts aufgekantet», auf den Reichspropagandaleiter Goebbels und dessen Klumpfuss: «Statt eines Ganzen des Wohlwollens war mit einem Male ein menschliches System zu sehen, das nur darauf bedacht war, sich selbst zu behaupten, und gar nichts für andere übrig hatte!»

Niedersausender Fliegerpfeil

Ein Lebensthema Musils ist der «andere Zustand»: die «höchste Selbstlosigkeit», in der Aussen und Innen, Sprache und Schweigen, Leben und Tod einander durchdringen. Eine solche Erfahrung «tagheller Mystik» versucht der Erzähler Azwei seinem Jugendfreund Aeins in der Erzählung «Die Amsel» von 1928 zu schildern, zu erklären. Im letzten Krieg sei eine frühe Version der Fliegerbombe, ein Fliegerpfeil, auf ihn niedergesaut: «Und in diesem Augenblick, wo ich inne wurde, dass ich allein

diesen feinen Gesang hörte, stieg ihm etwas aus mir entgegen: ein Lebensstrahl, ebenso unendlich wie der von oben kommende des Todes.» Die Skepsis des Erzählers vermag gegen die Erregung des Protagonisten nichts auszurichten. Aus dieser Passage, die auf ein Erlebnis des Soldaten Musil im Ersten Weltkrieg zurückgeht, spricht immer noch seine Kriegsbegeisterung vom September 1914. Deren Irrsinn hatte er zwar durchschaut, sie aber dennoch geteilt.

Nach Musils «Vereinigungen» hat der Kilchberger Sinus-Verlag nun auch dessen «Nachlass zu Lebzeiten» als «Buch und Hörbuch» veröffentlicht. Bühnengrößen wie Peter Simonischek oder Birgit Minichmayr tragen die Prosaminaturen, Denkbilder und Geschichten mit so fein austariertem Sprachduktus vor, dass wir nicht anders können, als Musils listiger Gedankenführung und gewagten Bilderfindungen bei jedem Hören neue Facetten abzugewinnen. Dessen lange als «feuilletonistisch» unterschätzte Zeitschriften- und Zeitungstexte ergänzt der Verlagsgründer Albert Bolliger um ein fundiertes «Lebens- und Zeitbild» Musils, das die Aktualität dieses Autors bezeugt.

Kampf gegen die Bedeutungslosigkeit

Rolf Hürzeler

Ian McEwan: Lektionen. Aus dem Englischen von Bernhard Robben. Diogenes. 720 S., Fr. 42.90

Der verängstigte Klavierschüler wusste nicht, wie ihm geschah: «Ihre Finger fanden die Innenseite seines Oberschenkels und kniffen fest zu.» Die scheinbar unnahbare Klavierlehrerin Miriam Cornell brachte ihrem Zögling Roland Baines solcherart Mores bei, wenn er zu wenig geübt hatte. Eine Fluchtmöglichkeit hatte er als Internatsschüler im ländlichen Suffolk nicht.

Diese Szene schildert Ian McEwan in seinem neuen Buch «Lektionen», einem epischen Werk von grossartiger Dichte. Er hat die fiktive Biografie eines Antihelden geschrieben, der das Leben mit immer neuen Anläufen zu meistern versucht. McEwan erweist sich wie gewohnt als ein raffinierter Erzähler, der seine Leserschaft geschickt an der Nase herumführt, um sie mit einer überraschenden Auflösung zu verblüffen. Glücklicherweise nicht immer so unplausibel, wie sich das Verhältnis zwischen dem Musikschüler und seiner Lehrerin entwickelt. Diese legt nämlich gegenüber dem vierzehnjährigen Jungen sämtliche Hemmungen ab, lockt ihn ins Bett und hält ihn schliesslich als Sexsklaven. So weit, so ungläubwürdig.

Wesentlich überzeugender ist die zweite, wichtigere Geschichte, die McEwan in «Lektionen» aufgleist. Sie setzt mit dem älteren, nun-



Brexit als grösste Bedrohung: Autor McEwan.

mehr verheirateten Roland Baines ein, den seine deutsche Frau Alissa verlässt: «Gewöhnlich lässt man solche Nachrichten auf dem Küchentisch zurück. Sie aber hatte ihre auf sein Kissen gelegt wie einen Riegel bitterer Schokolade in einem Hotel.» Alissa hat Baines und das gemeinsame Baby mit unbestimmtem Fluchtort verlassen, um eine berühmte Schriftstellerin zu werden.

Ihre Unauffindbarkeit macht die Polizei stutzig, als Baines ihr Verschwinden meldet und sich damit unter Mordverdacht bringt. Aber Alissa ist quicklebendig und hat sich nach Deutschland verzogen, wo sie sich ausschliesslich dem Schreiben widmet. Baines erkennt nach dem Erscheinen ihres ersten Romans, dass sich das Wagnis für sie gelohnt hat, Mann und Kind zu verlassen. Er selbst dagegen dümpelt, von

Geldsorgen geplagt, durch die Jahre, kann hin und wieder ein Gedicht veröffentlichen. Er hat keinerlei «vermarktbarere Fertigkeiten entwickelt, keinen Erfolg, nicht einmal ein besonderes Pech konnte er für sich beanspruchen». Um sich über Wasser zu halten, schreibt er Knittelverse für einen Glückwunschkarten-Verlag, langweilt sich als Tennislehrer und schlägt sich als Klavierspieler in einem Hotel durch. Seine übergriffige Lehrerin brachte ihm offenkundig neben dem Beischlaf auch ein paar musikalische Techniken bei.

Zeitreise durchs Weltgeschehen

Den Kampf seines Protagonisten gegen die Bedeutungslosigkeit lässt McEwan vor dem aktuellen Weltgeschehen ablaufen. So baut er Alissas Familie in den Kreis rund um das Geschwisterpaar Scholl ein, das im Zweiten Weltkrieg mit Flugblättern zum Widerstand gegen die Nationalsozialisten aufgerufen hatte. Die Zeitreise geht weiter mit der Suezkrise 1956, die Grossbritannien die erste militärische Niederlage nach dem Zweiten Weltkrieg brachte. Auch die Kubakrise sechs Jahre später kommt ausführlich zur Sprache, ebenso der Reaktorunfall von Tschernobyl.

Den Schlusspunkt setzt der Brexit, den der Staatsbürger McEwan für die grösste Bedrohung seines Landes hält, wie er bereits früher in seiner Novelle «Die Kakerlake» ausgeführt hat. Um seine Haltung zu unterstreichen, ist der einzig wirkliche Bösewicht in «Lektionen» ein stein-

reicher EU-Gegner, der den liebenswürdigen Baines bei einer Schlägerei fast umbringt. Sie findet in einer abgelegenen Ecke des nordwest-englischen Lake District statt, in einer Gegend,

Seine übergriffige Lehrerin brachte ihm neben dem Beischlaf auch ein paar musikalische Techniken bei.

die McEwan schon im Roman «Amsterdam» als landschaftlich spektakuläre Kulisse für eine tätliche Auseinandersetzung diente.

Wie so oft bei fiktionalen Biografien ist die Versuchung gross, autobiografische Parallelen zwischen Roman und McEwans Leben zu ziehen. Schliesslich hat auch er seine Familie verlassen, als er zu einem weltberühmten Schriftsteller wurde. Solchen Vergleichen schiebt er indes mit einem Kunstgriff einen Riegel vor, indem er Alissa dozieren lässt, wie falsch es sei, von einem Text direkt auf das Leben des Verfassers zu schliessen: «Muss ich dir wirklich erklären, wie man ein Buch liest? Ich bediene mich überall, verändere, biege es mir so zurecht, wie ich es brauche.» McEwan lässt seine Protagonistin sagen, wie er den Roman verstanden haben will.

Autobiografisch oder nicht: Es lohnt sich, sich auf dieses epische Werk einzulassen. McEwan hat es meisterhaft verstanden, eine unspektakuläre Lebensgeschichte spektakulär vor dem Hintergrund der jüngsten Zeitgeschichte abzuwickeln.





Spielt immer wieder eine Schlüsselrolle: Blick auf die Insel The Pearl in Doha, aufgeschüttet vor der Ostküste Katars.

Weltpolitischer Spagat

Pierre Heumann

Nicolas Fromm: Katar. Sand, Geld und Spiele. Ein Porträt. C. H. Beck. 170 S., Fr. 26.90

Als der damalige ägyptische Präsident Hosni Mubarak im Jahr 1999 das kleine, unscheinbare Al-Dschasira-Gebäude in der katarischen Hauptstadt Doha besuchte, soll er verwundert ausgerufen haben: «Und all dieser Lärm kommt aus dieser Streichholzschachtel?» Mubarak spielte damit auf die umstrittene Berichterstattung des Fernsehsenders an: Anders als im arabischen Mittleren Osten üblich, verstand sich die TV-Station von Anfang an nicht als Sprachrohr der Herrschenden, sondern gab sich kritisch und unabhängig. Für dieses journalistische Verständnis hat der Sender bis heute die Rückendeckung des Emirs – vorausgesetzt, er und seine Familie bleiben von der Kritik verschont.

Soft-Power-Strategie

Al-Dschasira ist ein wichtiger, aber nicht der einzige Pfeiler der Machtpolitik des winzigen Giganten am Golf, der flächenmässig weniger als 30 Prozent der Schweiz ausmacht, aber in Sachen Pro-Kopf-Einkommen den Vergleich mit ihr nicht zu scheuen hat. Nicolas Fromm, Politikwissenschaftler an der

Helmut-Schmidt-Universität der Bundeswehr in Hamburg, beschreibt anhand zahlreicher Beispiele, wie Katar – auch mit Hilfe seines unermesslichen Energiereichtums – immer wieder eine Schlüsselrolle spielt. So war der Emir einer der wichtigsten Förderer der ägyptischen Revolution von 2011 und später der von Mohammed Mursi geführten Regierung der Muslimbrüder.

Zu seinen Nachbarn hat das Emirat zwar ein angespanntes Verhältnis. Aber sein Ministerrat versteht es, sich als Partner des Westens zu profilieren und gleichzeitig dessen Gegner zu unterstützen. Diese Politik begann bereits in den 1990er Jahren. Obwohl man im arabischen Raum den USA feindselig gegenüberstand, liess Katar die Präsenz amerikanischer Truppen zu, um sich vor Angriffen auf seine Energiequellen schützen zu lassen. Das kluge

In Doha werde die Fussball-WM explizit unter dem Stichwort «Sportdiplomatie» verbucht.

Kalkül: Damit erweiterte das Emirat auch seinen Handlungsspielraum in der Golfregion und im Nahen Osten.

Den Spagat des Emirs schildert Fromm anhand zahlreicher Beispiele, bleibt aber oft im Deskriptiven stecken, ohne die Kunst der katarischen Diplomatie zu analysieren oder kritisch zu beleuchten. Umso ausführlicher geht er auf die jüngste Offensive der

Soft-Power-Strategie ein: die Fussballweltmeisterschaft. Auch wenn dem Emirat vorgeworfen werde, beim Bau der WM-Projekte Menschenrechte zu verletzen: Mit der Ausrichtung der Fussballweltmeisterschaft bekomme Katar die Möglichkeit, international sehr viele Zuschauer zu erreichen und «das Image des Landes damit nachhaltig zu verbessern», schreibt Fromm. In Doha werde die Grossveranstaltung deshalb explizit unter dem Stichwort «Sportdiplomatie» verbucht.

Wenn der böse Vater die dicke Mutter hasst

Pia Reinacher

Daniela Dröscher: Lügen über meine Mutter. Kiepenheuer & Witsch. 448 S., Fr. 36.90

Je länger die Geschichte fortschreitet, desto fassungsloser stellt sich der Leser die Frage: Warum lässt sich die Frau nicht scheiden? Und später, entgeisterter: Warum haben die beiden überhaupt geheiratet? Daniela Dröscher, 1977 in Rheinland-Pfalz geboren, erzählt in ihrem neuen Roman das Drama der kleinbürgerlichen Ehe ihrer Eltern, die mit Lieblosigkeit beginnt und in der Katastrophe endet. Sie katapultierte sich damit auf die Shortlist des Deutschen Buchpreises und auf die SWR-Bestenliste.

Erzählt wird aus der Perspektive Elsas, des Alter Egos der Schriftstellerin. Diese ist zu Beginn sechs Jahre alt. Das scheinbare Kerndrama: Die Mutter ist zu dick. Der Vater hasst sie dafür. Die Eltern, so erzählt das Kind, streiten sich täglich. Er verlangt Abmagerungskuren, Selbst-

Der Vater stellt eine Waage ins Badezimmer. Sie ist ab jetzt der Kristallisationspunkt dieser Ehe.

disziplin, eine kalorienarme Ernährung mit Knäckebrot zum Frühstück. Dem Kind erscheint die Mutter in ihrer Unkontrolliertheit rätselhaft. Der Vater dagegen sieht darin kein Mysterium: «Deine Mutter kennt kein Mass. Nicht beim Geld und nicht beim Essen.» Eines Tages bringt er eine Waage mit nach Hause. Er stellt sie ins Badezimmer. Sie ist ab jetzt der Kristallisationspunkt dieser Ehe. Die Mutter soll sich jeden Tag wägen, damit er jederzeit die Kontrolle über ihre Exzesse hat. Ihr Gewicht trägt er in ein Notizbuch ein.

Spießige Verhältnisse

Daniela Dröscher blättert in der Ehe ihrer Eltern wie in einem Fotoalbum. Sie will das Kind verstehen, das in diesen spießigen Verhältnissen aufwächst und sich jeden Tag zwischen den Streitparteien durchhangeln muss. Sie will die eigene Beschädigung erkennen. Die Launen des Vaters entziffert das Kind wie das Wetter. Die Schwindeleien, mit denen sich die Mutter gegen das väterliche Kontrollsystem zur Wehr setzt, sind ihr schleierhaft.

Die Autorin hat damit viel auf einmal vor. «Lügen über meine Mutter» ist Selbsttherapie durch Aufschreiben des Traumas, eine Verteidigungsschrift der Mutter, aber auch der Versuch, das Schicksal der Eltern als exemplarisches Schicksal der Nachkriegsgeneration zu positionieren. Und sie will zeigen, wie Frauen ohne Beruf im Korsett der Ehe eingesperrt waren. Denn erst ab 1977 durften sie ohne Erlaubnis des Mannes arbeiten. Ihre Emanzipationsversuche waren zum Scheitern verurteilt, solange die Frauen ohne eigenes Geld waren. Das wurde in der Literatur schon oft gezeigt, nicht erst von Simone de Beauvoir und Virginia Woolf.

Zum ambitionierten Konzept gehört auch die soziologisch-gesellschaftliche Folie, auf der sich das Drama entwickelt. Der Vater wächst, geprägt vom Krieg und der Nazizeit, in bäuerlichen Verhältnissen auf. Er versucht mit allen Mitteln, als Selfmademan emporzukommen. Dass er scheitert, schreibt er dem Körper der Mutter zu, die er weder beruflich noch gesellschaftlich als Aushängeschild präsentieren kann. Die Mutter dagegen ist enturzelt. Der Vater zieht mit ihr weg von München ins Haus seiner Eltern auf dem Land; die Oma soll

zum Kind schauen. Die Mutter willigt unter der Bedingung ein, dass sie als Übersetzerin ein Diplom erwerben und eigenes Geld verdienen kann. Daraus wird nichts. Die Schwiegereltern hassen die aus dem Schlesischen Zugezogene als «Fremde», und ihre Eltern, die es zu einigem Wohlstand gebracht haben, sind ihnen eine Bedrohung.

Altkluge Sentenzen

So nachvollziehbar diese Geschichte eines ehelichen Psychodramas ist: Als literarisches Konzept einer asymmetrischen Beziehung hat sie Schwächen. Den Elternfiguren geht jede Ambivalenz ab, es sind widerspruchslöse Stereotypen des «Bösen» und der «Guten»:



*Ohne uns wären
Dramen stromlos
nicht tragbar!*

SHELLENBERGGRUPPE
+41 44 953 11 11
schellenberggruppe.ch

der Vater ein kleinkariertes Pedant, die Mutter ein willenloses Opfer. Die Kinderperspektive ist nicht glaubwürdig, denn die Ich-Erzählerin weiss viel mehr, als sie sollte, und kommentiert das Geschehen bisweilen mit altklugen Sentenzen.

Eingeschoben in den Roman sind zudem immer wieder essayistische, man könnte auch sagen: therapeutische Abschnitte, in der eine allwissende Erzählerin das Geschehen aus der Erwachsenenperspektive reflektiert sowie soziologisch und psychologisch einordnet. Genau dieser formale Trick verrät aber die Hauptschwäche des Erzählkonzepts: Ein Roman wäre dazu da, um mit Hilfe einer Geschichte ein Schicksal darzustellen – kommentarlos. Offenbar traut Daniela Dröscher den eigenen erzählerischen Mitteln nicht zu, dies überzeugend zu leisten, und sieht sich gezwungen, analytische Erklärungen auf der Metaebene nachzuliefern.



Die Bibel Verhärtete Herzen

Aber der Herr machte das Herz des Pharaos hart, und dieser liess die Israeliten nicht ziehen (Exodus 10, 20). – In der langen Geschichte Israels spielten die Bedrohungen durch Grossmächte eine prominente Rolle. Es begann mit dem berühmten Sklavenhaus Ägypten, von wo die Israeliten nach langwierigen Zwängereien mit Gottes Hilfe auswanderten. Später schlugen sie sich mit den Despoten von Assur, Babylonien und Persien herum. Trotz aller Feindschaft berichtet das Alte Testament nicht von Hass gegen sie. Ägyptens Pharaos soll sogar von Gott selber stur gemacht worden sein. So mussten die Israeliten ihre allfällige Empörung gegen Gott wenden. Das taten sie auch.

Hat Gott selber die Machthaber verhärtet, so sind die Unterdrückung und die Menschenverachtung nicht therapierbar. Das gilt wohl auch für die modernen Sklavenreiche. Russland verstehen kann man am besten, indem man seine Politik als menschenfeindliche Sklavenherrschaft durchschaut. Deshalb schrieb ich an dieser Stelle im Dezember 2018, der Zeitpunkt sei gekommen, sich gegen russische Aggressionen zu wappnen (*Weltwoche* Nr. 50/18). Diese explodieren, wenn der Westen etwas falsch macht und auch ohne das. Als Russland in den siebziger Jahren seine grösste Ausdehnung erreicht hatte – die grösste überhaupt in der Menschheitsgeschichte – und dabei unangefochten war, griff es Afghanistan an. Dass ein früherer KGB-Offizier so lange an der Staatsspitze steht, ist das Gleiche, wie wenn in Deutschland von den fünfziger Jahren bis in die achtziger Jahre ein ehemaliger Gestapo-Offizier Bundeskanzler gewesen wäre. Kindsmisshandlungen und Massenmorde gehören zur russischen Staatsräson. Eine andere Sicht auf Russland kann nur heissen, seine feindseligen Verhärtungen als Gottes rätselhafte Launen hinzunehmen und sich dagegen zu schützen.

Peter Ruch

Liebesbeziehung mit der Kamera

Der Bildband mit Marilyn Monroes besten Fotos ist sexistisch, ausbeuterisch, heteronormativ – und bezaubernd schön.

Matthias Matussek

Silver Marilyn: Marilyn Monroe und die Kamera. Fotografien 1945–1962. Schirmer/Mosel. 248 S., Fr. 45.90

Wie sie leuchtet, noch sechzig Jahre nach ihrem Tod. Und wie mit ihr eine verschollene Form von Weiblichkeit aufstrahlt, die ihren Geschlechts-genossinnen nicht erst heute die Zornesadern schwellen lässt, denn sie ist leise und verletzlich, sie verführt und möchte beschützt werden! Wie altmodisch, wie frisch.

Tatsächlich ist ihr Gesicht das einer Ikone, einer weltlichen. Wie eine solche wird sie mit immergleichem Antlitz gezeigt: halbgeöffnete Lippen, gesenkte Lider und ein Lächeln aus der Höhe ihrer Schönheit, ihrer weiblichen Verführungskraft.

Überdosis an Weiblichkeit und Verlangen

Dieses Porträt des Fotografen Frank Powolny verwendete Andy Warhol für seine Siebdruckserie – die Version «Shot Sage Blue Marilyn» wurde in diesem Jahr auf einer Aktion in New York für 195 Millionen Dollar ersteigert. Und sie zierte, in Chrom, den Bildband «Silver Marilyn», den der Schirmer/Mosel-Verlag nun erneut auflegt.

Als der Verlag 1989 zum ersten Mal «Silver Marilyn» herausbrachte, diesen Prachtband über das erotische Frauenidol der fünfziger Jahre, war die Welt eine andere: Sie war mit dem politischen Freiheitstaumel nach dem Fall der Mauer und der Auflösung des Ostblocks beschäftigt, und ein Bildband über Marilyn Monroe, diese Überdosis an Weiblichkeit und Verlangen, wurde noch nicht als Provokation wahrgenommen.

Das ist heute anders. «Silver Marilyn» mit seinen Fotos von Avedon bis Weegee und Bert Stern ist das politisch Inkorrekteste, was heutzutage in die Auslage geraten kann: sexistisch, ausbeuterisch, heteronormativ auf überwältigende Weise. Ja, beim Durchblättern dieses lange vergriffenen und nun neu aufgelegten Prachtbandes fühlt man sich an eine Zeile aus Harold Brodkeys Kurzgeschichte «Innocence» erinnert: «To see her in sunlight was to see Marxism die» – sie im

Sonnenschein zu sehen, war wie den Marxismus sterben sehen.

Ihr Verführungsspiel fand seinen Gipfel in Billy Wilders «Some Like it Hot», wo sie als platinblonde Sängerin Sugar dem Hochstapler Joe (Tony Curtis) beweisen will, dass er nicht impotent ist – nur eine Pointe unter vielen weiteren. (Eine eher missratene lieferte Tony Curtis anschliessend, als ein Reporter wissen wollte, wie



Ikone: Fotografiert von Richard Avedon 1957.

es war, Marilyn Monroe, das Sexsymbol des Jahrhunderts, zu küssen. Er antwortete: «Es war, als hätte ich Hitler geküsst.»)

Der Film, die beste Filmkomödie der Geschichte und Billy Wilders erfolgreichster Film, war gleichzeitig ihre Apotheose – seine Pointe ist, dass die naive Sugar Kane, ihr Film-Ich, hereingelegt wird und schliesslich doch gewinnt. O ja, es war nicht leicht für Billy Wilder: Mal erschien sie Stunden zu spät am Set, mal überhaupt nicht,

sie erlitt Nervenzusammenbrüche, doch er hielt an ihr fest und sagte, sie sei wie eine Virtuosin, die nur einen einzigen Ton spielen kann – aber den so vollendet wie niemand sonst.

Ihr Leben, aus dem sie in einem wunderbar offenen, ungeschützten Interview mit Georges Belmont erzählt, wirkt, als sei sie aus dem rührseligsten Charles-Dickens-Roman in die Welt gestolpert. Eine Weise wie Little Nell aus «The Old Curiosity Shop», bei wechselnden Pflegeeltern und in Heimen aufgewachsen, schön und merkwürdig keusch und beflissen, sanft und hilflos. Jane Russell, ihre Filmpartnerin, erinnert sich daran, wie sie sagte: «Wenn man nicht anständig und freundlich zu mir ist, kann ich immer noch gehen. Ich kann mit sehr wenig auskommen. Das habe ich schliesslich vorher auch getan.»

Ihr Vater starb vor ihrer Geburt, die Mutter war schizophren, sie war Komparsin zunächst und hungerte sich durch – bis sie dann hinaufkatapultiert wurde und diese siebzehn Jahre lange Leuchtspur zog am Sternenhimmel Hollywoods und durch die Träume des männlichen Publikums.

«Silver Marylin» zeigt die Entwicklung eines seiner selbst unsicheren Teenagers zum Weltstar in Bildern. Es ist David Conover, ein Armeefotograf, der von seinem Vorgesetzten, einem gewissen Ronald Reagan, den Auftrag erhält, junge, hübsche Frauen zu Werbezwecken in kriegswichtigen Produktionsbereichen zu fotografieren. Doch dann wird der ungarische Fotograf André de Dienes auf das fröhliche Mädchen mit dem umwerfenden Lachen und den kastanienbraunen Locken aufmerksam und liefert die ersten Serien mit ihr.

Er engagiert sie für hundert Dollar die Woche. Er fotografiert sie für die Werbung, sein Kollege Tom Kelley produziert freizügigere Sessions in seinem Keller auf einer roten Stoffbahn und bestückt einen Pin-up-Kalender mit den Aufnahmen. Sie rührt die Öffentlichkeit später damit, dass purer Hunger sie dazu getrieben habe. Kurz darauf schmückt eine davon, die barbusige Marilyn auf rotem Samt, das Cover des neugegründeten *Playboy*-Magazins. Und aus den rötlichen Haaren werden blonde und schliess-



Verführungsspiel: Fotografiert von John Florea 1953.

lich platinweisse wie bei der von ihr verehrten Jean Harlow.

Den Fotos sind ausführliche Bildlegenden beigegeben, und in einer lesen wir eine sehr kluge und genaue Beschreibung des Phänomens Marilyn von Laurence Olivier, mit dem sie im Film «Der Prinz und die Tänzerin» spielte. «Sie hatte Angst vor dieser Arbeit, und obwohl sie unzweifelhaft Talent besass, glaube ich, dass sie in ihrem Unterbewusstsein einen heftigen Widerstand gegen das bloße Ausüben des Berufs einer Schauspielerin verspürte. Auf der anderen Seite war sie ganz geblendet von dem Mysterium als solchem und glücklich wie ein Kind, wenn sie fotografiert wurde. Das Geschäft, ein Star zu sein, beherrschte sie spielend, mit fast unheimlicher, aber offensichtlicher Leichtigkeit.»

Aufregendste Frau des Landes

Und diesen Flirt, diese Liebesbeziehung mit der Kamera, dokumentiert fast jede der hier präsentierten 152 Fotografien aus den Jahren 1945 bis 1962. Seien es die Szenen mit Groucho Marx oder die aus «Gentlemen Prefer Blondes» in dem Kleid aus Goldlamé, oder in jenem fast durchsichtigen, das sie als Sugar Kane trug, das in silbernen Tropfen ihre Körperrundungen herabrieselt.

Selbst auf Schnappschüssen ergreift es einen, wie jenem, auf dem sie sich die Tränen aus den Augenwinkeln tupft, nachdem ihr Anwalt die

Scheidung von Joe DiMaggio bekanntgegeben hat. Selbstverständlich auch der Auftritt mit der schneeweissen Chinchilla-Stola, als sie am 19. Mai 1962 im Madison Square Garden für Präsident John F. Kennedy «Happy Birthday» hauchte, mit grosser, ja geradezu enthüllender sexueller Anzüglichkeit – die beiden sollen ein

Da waren zwei im Scheinwerferlicht, über denen das Schicksal bereits die Todesschwinge ausgebreitet hatte.

Verhältnis gehabt haben. Kennedy bedankte sich mit den Worten: «Nach einem so lieblich und wohltuend gesungenen «Happy Birthday» kann ich mich getrost aus der Politik zurückziehen.»

Da waren zwei im Scheinwerferlicht, über denen das Schicksal bereits die Todesschwinge ausgebreitet hatte – Marilyn nahm sich drei Monate später mit einer Überdosis Schlaftabletten das Leben, der jugendliche Präsident wurde anderthalb Jahre später in Dallas erschossen.

Das Foto mit ihrem dritten Ehemann, Arthur Miller, zeigt ein Paar, das sich gefunden hat. Vor ihrem New Yorker Haus geben sie bekannt, dass sie heiraten wollen, die aufregendste Frau des Landes und dessen erfolgreichster Dramatiker. Marilyn, in züchtig langem schwarzem Rock und hochgeschlossener Bluse, lehnt sich an Miller wie an einen Baumstamm, entschlossen, nur noch

brave Hausfrau zu sein und für ihren Mann zu kochen.

Bei einem Abendessen in kleiner Runde in Connecticut habe ich Arthur Miller kennengelernt, er kam gerade vom Holzhacken. Er dampfte förmlich vor Virilität, als er eintrat, er war unbestreitbar, noch hoch in seinen Achtzigern, «the all-American male». Er erzählte von seinen Proben des «Handlungsreisenden» in China, wir diskutierten Kommunismus und Kapitalismus, es war kurz nach dem Mauerfall, er war neugierig auf die Geschichte meiner Frau, die aus der DDR kam, er war ein Linker von der klugen Sorte... Und dann sprach er mit grosser Zärtlichkeit und noch grösserem Respekt von Marilyn, von ihren Bemühungen um Bildung, von ihrer Fantasie und ihrer Verletzlichkeit, schwärmte von ihrer Schönheit, von den Büchern, die sie las, er hielt sie für intelligenter als sie sich selber, aber das Zusammenleben sei zunehmend schwierig gewesen, womöglich spielte die schizophrene Erkrankung der Mutter eine Rolle.

Berühmt das Foto, das sie zwischen Obstbäumen bei der Lektüre von Joyces «Ulysses» zeigt, aus jenen Tagen ihrer Ehe mit Arthur Miller. Marilyn Monroe ist unsterblich, und sie wird bleiben in unseren Träumen.

Eine wie sie lässt die Gender-Ideolog*innen mit ihren Knacklauten wie eine zurückgebliebene Horde aus der Steinzeit wirken.

Fernsehen

Kurzes Comeback der Lagerfeuer

René Hildbrand

Benissimo, Wetten, dass...?:
Oktober und November. SRF

Die Samstagabendshows «Wetten, dass...?» und «Benissimo» waren die letzten Familienlagerfeuer. Jahrzehntlang wärmten sie Millionen von Zuschauern. Und sorgten für Gemeinschaftserlebnisse. Diese Flammen sind längst erloschen. «Benissimo» wurde 2012 eingestellt, bei «Wetten, dass...?» gingen zwei Jahre später die Lichter aus. Die Show mit Thomas Gottschalk feierte letztes Jahr ein «einmaliges» Revival. Weil dieses – mit vierzehn Millionen Zuschauern allein in Deutschland – kolossal erfolgreich war, gibt es auch dieses Jahr eine Ausgabe (am 19. November).

Der ZDF-Triumph brachte SRF und Beni Thurnheer auf den Geschmack: Am 15. Oktober kommt noch einmal «Benissimo». Hohe Quoten garantiert. Ansonsten ist es vorbei mit dem generationenübergreifenden TV-Amusement – in allen Ländern. Die Sechzehn- bis mindestens Dreissigjährigen bleiben der klassischen Samstagabendunterhaltung fern. Dafür haben die Streaming-Anbieter gesorgt. Kommt dazu, dass es im linearen Fernsehen an guten Konzepten mangelt. Ein Garant für hohe Zuschauerzahlen war zwanzig Jahre lang die RTL-Castingshow «Deutschland sucht den Superstar». Heute ist auch dieses Format nicht mehr der Quotenbringer. Darum ist nächstes Jahr Schluss. Für die Abschiedsstaffel kehrt Dieter Bohlen als Juror zurück. Wenn die deutschen Sender mit ihren Quiz-, Musik- und Spielshows inzwischen am Samstagabend noch 3,5 bis 5 Millionen Zuschauer erreichen, machen sie am Montag ein Fass auf. Ein Vergleich: Frank Elstner musste seine ZDF-Sendung «Nase vorn» vor über 32 Jahren aufgeben. Grund: Er hatte «nur» elf Millionen Zuschauer erreicht...



Krisenanfällig, aber bodenständig: Staatsballettdirektor und Choreograf Schläpfer.

Ballett Kreativer Wirbelwind Manuel Brug

Dornröschen: Pjotr Tschaikowsky.
Choreografie: Martin Schläpfer.
Wiener Staatsoper. Premiere am 24. Oktober

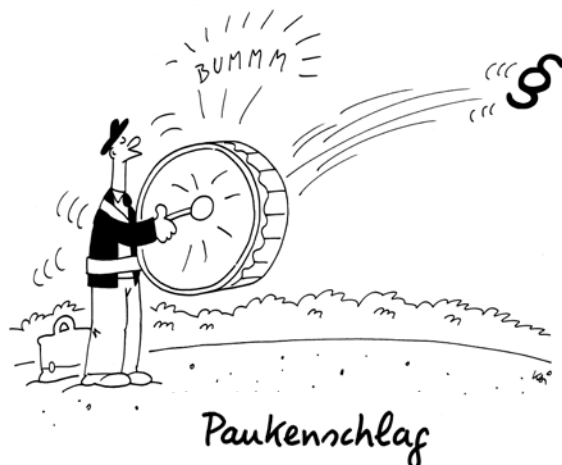
Ballett in Wien, an der Staatsoper im Besonderen, das war in den letzten Jahrzehnten vor allem mühsam geduldete Zusatzleistung der Institution. Und künstlerisch nur ein Wurmfortsatz des selbst reichlich angestaubten Mutterhauses. Dem biografisch bedingten Wirken Rudolf Nurejew zum Trotz, wie auch der segensreichen Direktion Gerhard Brunners von 1976 bis 1990, der das Repertoire öffnete, Balanchine, Neumeier, van Manen, van Dantzig, Kylián, Forsythe, Berghaus und viele andere an den erstarrten Traditionstempel einlud.

Nach ihm aber dämmerte die Truppe wieder dekorativ spiessig dahin, zuletzt unter dem Pariser Ex-étoile Manuel Legris zwar blendend in Form gebracht und stilistisch geschliffen.

Aber auch so seelenlos und gestrig schnörkelverziert wie die Schaufenster in der k. u. k. Hofkonditorei Demel.

Umso erstaunlicher, dass ein choreografisch kreativer Wirbelwind wie der Schweizer Martin Schläpfer, eigentlich des Direktor-Seins müde, das er seit 1994 in Bern, Mainz und Düsseldorf mit Riesenerfolg ausgeübt hatte, nun ausgerechnet im Haus am Ring wieder den Gang durch die Institutionen antreten wollte: Noch einmal also die Formung einer grossen Kompanie, zu der auch das Ballett der Volksoper gehört. Plus die Evaluierung der noch vor seinem Antritt wegen Missmanagements, Misshandlungen und #MeToo-Fällen in die Schlagzeilen gekommenen Ballettschule. Plus der Kampf um Wahrnehmung und Vorstellungszahlen mit der übermächtigen Oper. Plus ein konservatives Publikum samt wenig entwickelter Tanzkritik in den Lokalmedien.

Schläpfer hat das in bisher zwei Spielzeiten, die zudem durch Corona mehr oder schwer beeinträchtigt waren, erstaunlich souverän geschafft. Während allerorts eher Stillstand als Aufbruch in den grossen, überwiegend klassisch ausgerichteten Kompanien zu verzeichnen ist, kreative Talente immer rarer zu



werden scheinen, vom Interesse an intelligent und zeitgenössisch aufgestellten Handlungsballetten ganz zu schweigen, ging es in Wien munter voran. Die Kompanie hat bereits jetzt wieder ein unverwechselbares Gesicht und eine lebendig pulsierende Seele.

Gewichtigster Choreograf

Einerseits vielleicht, weil Schläpfer ein bisweilen doch sehr bodenständiger St. Galler ist. Andererseits agiert der 62-Jährige zwar auch überselbstkritisch, ist destruktiv veranlagt und krisenanfällig, aber er hat sich immer wieder aus den diversen Gemütssümpfen gezogen. Damit ist Schläpfer, neben dem 2023 nach fünfzig Jahren in Hamburg ausscheidenden John Neumeier und neben Marco Goecke im (viel kleineren) Hannover, der künstlerisch gewichtigste Choreograf, der derzeit einer so grossen Institution vorsteht. Alle anderen berühmten Ballettkompanien in Paris, Mailand, London, St. Petersburg, Moskau, Kopenhagen, Amsterdam und New York werden derzeit von Managern oder Ex-Tänzern mit eher gering ausgeprägtem kreativem Können geleitet.

Schläpfers Kunst ist einerseits konkret und dann wieder ein wenig esoterisch. Der einst herausragende Charaktersolist ist im klassischen Kanon verwurzelt, auch wenn er ihn in seinen Stücken immer wieder umtänzelt, überspringt, überschwebt. Und gerade in Wien, wo die Tradition sehr bockig sein kann, hat er bisher keine Kompromisse gemacht. Er hat die Truppe der Volksooper gleich in seinem eindrücklichen Einstiegsstück «4» zu Gustav Mahlers 4. Sinfonie mit auf die Staatsopernbühne geholt, hat Menschen, Musiker und Maschinen mit dem Brahms-Requiem, mit Schostakowitschs 15. Sinfonie und zuletzt Joseph Haydns Oratorium «Die Jahreszeiten» nicht geschont.

«Die Jahreszeiten» sind ein ständig stimmungswechselnder Fluss des Lebens, diverse Tätigkeiten prägen Frühling, Sommer und Herbst. Der Winter – als stärkster Teil geschickt nach der Pause platziert – wirkt wie ein klassisches Zitat. Hier geht es mehr um Kom-

In Wien, wo die Tradition sehr bockig sein kann, hat Schläpfer bisher keine Kompromisse gemacht.

munikation, Austausch, konzentrierte Zweisamkeit, auch Verkapselung des Einzelnen. In den «Jahreszeiten» ist Schläpfer wie stets puristisch und konzentriert – und trotzdem verklausuliert. Es braucht seine Zeit, bis er einen auf diese saisonale Reise wirklich mitnimmt.

Das mit Pause drei Stunden dauernde Haydn-Opus war Schläpfers erster Wiener Abendfüller, im November wird «Dornröschen» folgen, in dem er einst im Finale als blauer Vogel brillierte und das er jetzt von der Musik wie vom

Drama her gleichberechtigt angehen möchte. Nach dem Erfolg seines modern und neu erzählten, die Historie klug fortspinnenden «Schwanensees» noch in Düsseldorf kann er dem entspannt entgegensehen.

In Wien ist der Chef auf der Bühne präsent, aber die ganze Repertoirebreite kommt zum Zug; inzwischen auch wieder die etwas abgenudelten Klassiker. Alles kann immer noch besser werden, an manchen Ecken bleibt noch nachzujustieren. Aber für diese kurze, pandemiegebeutelte Direktionszeit steht das Wiener Staatsballett unter Martin Schläpfer schon ziemlich einmalig da.

Games

Mensch, Monster und Natur

Marc Bodmer

The Wandering Village: Stray Fawn.
PC/Mac/Steam.

Mit Wirtschafts- und Städtebausimulationen habe ich nicht viel am Hut. Die dafür nötigen Überlegungen und Strategien erinnern mich zu stark an Arbeit. Doch das Genre hat zweifelsohne seinen Reiz, handelt es sich doch im Kern um dynamische und multidimensionale Puzzles.

Hier macht «The Wandering Village», die jüngste Kreation des Schweizer Game-Studios Stray Fawn, keine Ausnahme. Wie in allen Gott-Spielen gilt es herauszufinden, was die kleinen Kreaturen, über deren Schicksal man bestimmt, eigentlich wollen. In diesen Momenten kommt die Maslowsche Bedürfnishierarchie gelegen. Darum empfiehlt es sich, zu Beginn für physische Dinge wie Nahrung, Witterungsschutz und dergleichen zu sorgen. Aber natürlich liegen die Beeren und Bretter nicht einfach herum, sondern die Beeren müssen verarbeitet und das Holz zuerst geschlagen werden.

Das funktioniert anfangs ganz artig, aber schon nach ein paar Tagen, die in der Gamewelt vorübergezogen sind, macht sich Ungemach breit. Noch bevor ein Bauernhof und eine Küche erstellt werden können, warnen die Einwohnerinnen und Einwohner, dass sie Hunger haben. Doch die Fortschritte bei der Errichtung der Infrastruktur kriechen dahin, und so verenden meine Schützlinge wie die Fliegen. Ich gerate zusehends in Stress. Wo bleiben die Ressourcen? Wieso steht dieser Nomade untätig herum? Warum geht der Aufbau so langsam voran? Warum sterben die Bewohner so schnell? Obschon ihre kleinen Grabsteine bald wieder verschwinden, habe ich ein schlechtes Gewissen und gelobe Besserung.

Als ob das nicht schon jämmerlich genug wäre, meldet sich nun noch der Onbu. Das ist

eine riesige Kreatur, auf deren Rücken das Dorf durch eine karge Landschaft getragen wird. Mysteriöse Pflanzen verströmen ein Gift und setzen damit dem Onbu zu.

Das Alleinstellungsmerkmal von «The Wandering Village» ist die angestrebte Symbiose zwischen den Siedlern und dem Giganten. Natürlich hat dieser auch Bedürfnisse, muss gefüttert, entgiftet und durch die Gegend dirigiert werden. All das verlangt nach entsprechenden Ressourcen.

Unternehmerischer Mut

Obschon «The Wandering Village» in vielerlei Hinsicht bekanntes Territorium betritt, trifft das zehnköpfige Entwicklerteam um die Game-Designerin Philomena Schwab erneut den Nerv der Zeit. Zuvor machte sie mit «Niche», einem Überlebensstrategiespiel auf Basis genetischer Gesetze, auf sich aufmerksam. Dieses Mal steht die Symbiose von Mensch, Monster und Natur im Zentrum der Handlung.

Noch während der dreijährigen Entwicklungszeit kletterte der Titel auf der Wunschliste der Gaming-Plattform Steam unter die Top dreissig. Entsprechend erfreulich verlief der Start: «In der ersten Woche wurde unser Game über 100 000 Mal verkauft», freut sich Schwab. Zum Starterfolg dürfte auch der Look beigetragen haben: ein eigenümlicher Mix aus 3-D-Animation und handgemalten und von Hand animierten Grafiken.



Neue Mobilität: Ein Monster trägt ein Dorf durch die Gegend.

Finanziert wurde das 1,5 Millionen Franken teure Spiel, wie üblich bei lokalen Studios, aus der eigenen Tasche, mit einem Zustupf der Start-up-Plattform Kickstarter und 50 000 Franken von der Kulturstiftung Pro Helvetia. Von diesem unternehmerischen Mut, neue Wege zu gehen, könnten sich die lokalen Filmschaffenden eine grosse Scheibe abschneiden.

Film

Alles so trügerisch

Wolfram Knorr

Tausend Zeilen (BRD 2022)

Von Michael «Bully» Herbig. Mit Jonas Nay, Elyas M'Barek, Sara Fazilat, Michael Ostrowski, Marie Burchard

Dem Reporter Georg Laschen erschien alles verlogen, trügerisch, als eine Fälschung. Selbst Journalisten sind im deutschen Film Selbstzerknirsch. In Volker Schlöndorffs «Die Fälschung» (1981), nach dem Roman von Nicolas Born, spielte ihn Bruno Ganz, und eigentlich war der *Stern*-Reporter Kai Hermann gemeint. Reporter im deutschen Film: ein Trauerspiel. Jetzt gibt es wieder einen, aber einen, in dem beide Varianten zum Zug kommen: ein wilder Jäger (Elyas M'Barek) und ein feinsinniger Schreiber (Jonas Nay), der leider den Beruf missbraucht.

Schon sein Name ist Programm: Lars Bogenius (*bogus* heisst auf Deutsch: gefälscht). Seine Feder ist edel, seine Stoffe, Reportagen, Porträts, Interviews machen betroffen. Seine Artikel gelten als Rettung des Hamburger Magazins *Chronik*, dessen Auflage im Sinkflug ist. Dieser wird gebremst, dank Bogenius' einfühlsamen Texten, die mit Journalistenpreisen überschüttet werden. Für die Chefs, fast immer im Doppelpack auftretend wie Moses und Aaron (Michael Maertens, Jörg Hartmann), ist er eine Art Messias des neuen Journalismus.

Fegefeuer des Neids

Der andere Schreiber ist der knallharte Rechercheur, der dem Feingeist misstraut. Er heisst Juan Romero, ist ein umtriebiger Mitarbeiter des Magazins und möchte dem Gebenedeiten auf die Finger klopfen. Wie ein Michael Kohlhaas setzt er sich gegen alle Widerstände durch und kann die Edelfeder der Schwindelei überführen. Bis es so weit ist, muss er durchs Fegefeuer des Neids, der Missgunst, der üblen Nachrede. Selbst bei Frau und Kindern gerät deshalb der Haussegen in Schiefelage. Aber Romero kann nicht anders, bis er Bogenius des Betrugs und der Fälschung überführt hat. Eine Heldenstory.

Mit der Hamburger *Chronik* und ihrem Schönschreiber Lars Bogenius sind, klar, der *Spiegel* und Claas Relotius gemeint, der 2018 einen der grössten deutschen Presseskandale auslöste. Es war ironischerweise nicht das Magazin «mit seiner Recherche-Power» (*Spiegel*) und seiner legendären Dokumentation, das den Liebling der Chefredaktion als Fälscher überführte, sondern ein Alleingänger, der *Spiegel*-Mitarbeiter Juan Moreno, der die Betrugsbeweise herbeischaffte. Das war beinahe eine Kamikaze-Aktion, denn die Chefetage blockte ab, ging sogar so weit,

den nervigen Troubleshooter vor die Alternative zu stellen, seine Vorwürfe zu unterlassen oder die Mitarbeit zu beenden. Die Wende folgte mit Relotius' Reportage über den amerikanischen Grenzschrützer Jaeger («Jaegers Grenze»), den er in Arizona jedoch nie besucht hatte. Das Kartenhaus brach zusammen.

Darauf schrieb sich Moreno mit «Tausend Zeilen Lügen» nicht nur den Frust vom Leib, sondern holte sich auch mit der faktenbasierten Rekonstruktion des Falls seine journalistische Reputation zurück. Michael «Bully» Herbig, einstiger Comedian («Bullyparade»), Regisseur der Schlawinerparodien «Der Schuh des Manitu» und «(T)Raumschiff Enterprise», verfilmte das Buch und konnte oder wollte sich nicht so recht zwischen Komödie und Hohelied auf den wahrheitsverpflichtenden Journalismus entscheiden.

«Tausend Zeilen», nach einem Drehbuch von Hermann Florin, der sich vor allem als Produzent einen Namen gemacht hat («Ich bin dann mal weg»), wählte als Mittelweg einen Enthüllungskrimi, der stellenweise durch den schemenhaft auftretenden Lars Bogenius an einen Edgar-Wallace-Film erinnert: Bogenius mit mysteriösem Lächeln – ein Klaus Kinski des Journalismus, von Beginn an verdächtig.

Eine Redaktionskonferenzszenen, in der Bogenius von den Chefs in den höchsten Tönen gelobt wird, mag sich so abgespielt haben. Trotzdem wirkt sie, als würde gleich die Ausgiessung des heiligen Journalistengeistes folgen; ironisch ist das leider nicht gemeint. Sein Widersacher Juan Romero dagegen, den Elyas M'Barek («Fack ju Göhte») mit aufgeregter Zappelerei verkörpert, hetzt unentwegt wie wild durch die Gegend, um den Fälscher zur Strecke zu bringen.

Es bleibt ein Kreuz mit Journalisten im deutschen Film. Entweder gebärden sie sich wie jahrmarktschreierische Zyniker («Die verlorene Ehre der Katharina Blum», 1975) oder waten wie Laschen durch Seelentreibsand. Nur Helmut Dietl («Kir Royal») fand für die Aufarbeitung des Hitler-Tagebücher-Skandals mit «Shtonk» (1992) die richtige Form, angesichts der *Stern*-Gockel-Chefs, die triumphierend ihren sensationellen «Fund» präsentierten: als Zyankali-Satire über Brachial-Eitelkeitsknallerbsen.

Dem Edelfeder-Triumphalismus um Relotius wäre ein ähnlicher Umgang mit dem Stoff besser bekommen. So bleibt, bei aller Aufklärungsbesessenheit Romeros, «Tausend Zeilen» einfach bieder, mit einem Fälscherjäger, der angesichts des sanft lächelnden Bogenius (über den man wenig erfährt) wie ein ständig aufgedrehter Brummkreis wirkt. Es ging um Morenos Buch, schon klar. Dem Skandal wird der Film nicht gerecht. Das Buch heisst «Tausend Zeilen Lügen»; der Film verzichtet auf die «Lügen». Aber wie der Reporter Laschen schon wusste: Alles ist so trügerisch.



Einfach drauflos: Gitarrenrocker Suede.

Pop

Abfall im Wind

Dominik Imseng

Suede: Autofiction. Warner

Blur oder Oasis? So lautet eine beliebte Frage unter Musikfreunden. Die richtige Antwort ist natürlich: Suede. Denn wer zu Britpop-Zeiten nur die ironiebesessenen Schnösel Blur oder die musizierenden Hooligans Oasis hörte, verpasste mit Suede eine Band, die mit ihren geschickten Anleihen bei David Bowies «Hunky Dory» den britischen Gitarrenrock im selben Masse neu erfand, wie das in den 1980er Jahren The Smiths taten.

Auch hatten die Texte von Brett Anderson nichts mit der Glorifizierung von «Cool Britannia» zu tun, wie sie für Britpop typisch war. «Ich träume davon, mit einem Lied über eine bizarre sexuelle Erfahrung in die Top Ten zu kommen», provozierte der androgyne Frontmann von Suede und verherrlichte im Song «Trash» den Lebensstil der Slackers – junger Erwachsener, die keine nützlichen Mitglieder der bürgerlichen Gesellschaft werden wollten. «Wir sind die Lie-



Jazz

The State of the Art

Peter Rüedi

James Brandon Lewis Quartet: MSM Molecular Systematic Music – Live. 2 CDs. Intakt 389

Die Geschichte des Jazz ist die Geschichte grosser Live-Konzerte. In einer Musik, die (im Prinzip!) aus dem Augenblick für den Augenblick entsteht, sind sie, einmal aufgezeichnet, der Versuch, den Vorgang der spontanen Erfindung mit all seinen glanzvollen Überraschungen und Risiken festzuhalten. Unlängst war in dieser Kolumne schon mal davon die Rede (*Weltwoche* Nr. 36/22). Die Tonaufzeichnung ist in dieser Kunst grundsätzlich ein Paradox, aber Live-Mitschnitte sind zweifellos der spontanen Erfindung näher als getüftelte Studioproduktionen. Die Beispiele sind zahllos: von «Duke Ellington live at Fargo» über das legendäre «Massey Hall Concert» von Parker, Gillespie, Bud Powell, Charles Mingus und Max Roach bis zu den glühenden Live-Aufnahmen von Sonny Rollins und John Coltrane im relativ kleinen New Yorker Club «Village Vanguard». Letztere beweisen, dass dabei die Grösse der Bühne unerheblich ist.

Das Konzert, das James Brandon Lewis mit seinem Quartett am 15. Mai 2021 im Clubraum der Roten Fabrik Zürich gab, gehört, wie schon ein Duo-Auftritt mit dem Drummer Chad Taylor in Willisau 2019, in diese superlativische Reihe. Lewis, geboren 1983, verkörpert auf seinem Instrument heute den State of the Art, nicht nur für seine Generation. Er versteht sich als Teil einer Tradition, in seinem hochenergetischen, klangmächtigen Saxofonspiel sind Anklänge an grosse Vorgänger auszumachen (Albert Ayler, John Coltrane, namentlich Sonny Rollins).

Vor allem aber ist er in seiner gestisch-rhythmischen Präzision, seiner breiten Klangpalette (zwischen rhapsodisch vibrierender Emphase und mitreissenden melodischen Flügen, deren Fluss er immer gern kantige Brocken und Brüche entgegensetzt) ein grosser Musiker sui generis. Mit seinen kongenialen Partnern, dem gebürtigen Kubaner Aruán Ortiz am Piano, Brad Jones am Bass und dem genannten Chad Taylor am Schlagzeug, entfacht er eine ungemein kompakte, gleichzeitig offene, solistisch und im Interplay hochinspirierte Gruppendynamik.

Ein gutes Jahr vor dem Zürcher Konzert nahmen die vier im Studio das auch schon erstaunliche Album «Molecular» auf. Gleiches Repertoire, gleiche Besetzung. Welch ein Unterschied zwischen den konzentrierten, sozusagen komplex entwickelten Studioversionen und diesen entfesselten Live-Varianten! Zweifellos eine der packendsten CDs des Jahres.

benden, die auf der Strasse leben», sang Anderson. «Wir sind der Abfall im Wind.»

Nach drei grossartigen Alben, die die Kraft hatten, das Leben ihrer Fans zu verändern, stagnierten Suede seit Ende der 1990er Jahre künstlerisch. 2003 löste sich die Band auf, der Ikarusbogen jeder erfolgreichen Rockformation war vollendet: Aufstieg, Triumph, Fall. 2011 dann das Wunder: Wiedervereint für ein Benefizkonzert und überwältigt von der positiven Re-

Der heroinsüchtige Brett Anderson von einst ist nur noch eine biografische Anekdote.

aktion der alten und neuen Fans, realisierten die fünf Musiker, was für ein Potenzial noch immer in ihnen steckte.

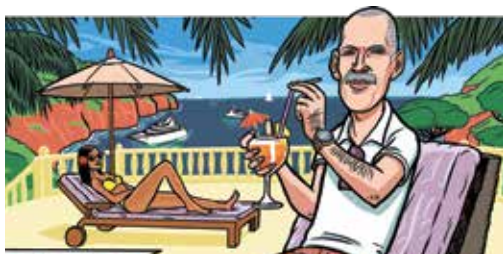
Und so hob sich denn der Vorhang über Suede 2.0, die in den 2010er Jahren schafften, was nur wenigen Bands vergönnt ist: ein künstlerisch erfolgreiches Comeback. Orientierten sich die Alben «Bloodsports» (2013) und «Night Thoughts» (2016) noch an den Klassikern der 1990er Jahre, versuchten sich Suede mit «The Blue Hour» (2018) an einer musikalisch vielschichtigen Rockoper im Stil von «The Wall» und blamierten sich dabei keine Sekunde lang.

Mit «Autofiction» erscheint nun das jüngste Werk der Band, deren Sänger mittlerweile aussieht wie Bryan Ferry zu Zeiten von «Avalon», verwuschelter Seitenscheitel und gepflegte Anzüge inbegriffen. Der heroinsüchtige Brett Anderson von einst ist nur noch eine biografische Anekdote. Dieses Im-Leben-Angekommen-Sein kontrastiert mit dem Sturm- und Drang-Vorgehen, das Suede für die Aufnahmen zum neuen Album wählten: Die Musiker besorgten sich den Schlüssel für einen verlassenen Proberaum, stellten ihr Equipment auf und spielten einfach drauflos. ««Autofiction» ist unsere Punk-Platte», verkündete Anderson. «Nur wir fünf in einem Raum. Das ursprüngliche Chaos.»

Das Experiment ist geglückt. Dreissig Jahre nach ihren ersten Erfolgen mögen Suede nicht mehr die «kühnste, geheimnisvollste, sexyste, absurdeste, perverseste, glamouröseste, lächerlichste, ehrlichste, grössenwahnsinnigste, melodramatischste, faszinierendste Band sein, in die du dich je verlieben wirst», wie das britische Musikmagazin *Melody Maker* 1992 schrieb.

Aber die fünf Briten geben noch immer die Antwort auf eine entscheidende Frage: Wie würden die Pet Shop Boys klingen, wenn sie eine Rockband wären?

LEBEN HEUTE



WUNDERBARE WELT

Mein Handgelenk

Mark van Huissing

Manche Menschen mögen es, ihre Haltung, Meinung oder ihren Blick auf ein bestimmtes Gebiet der Allgemeinheit mitzuteilen, gerne auch ungefragt. Sie nutzen dazu soziale Netzwerke – jüngere Leute findet man bei Instagram, ältere bei Twitter –, aber natürlich auch analoge Kanäle; das Bedürfnis, sich auszudrücken, bestand schon vor den digitalen Medien. Deshalb gibt es T-Shirts, auf denen Sprüche stehen wie «Ich habe mich entschieden und sage – vielleicht» (Modell für Frauen) oder «Was ich nicht mehr weiss, hab ich auch nicht gemacht» (Männer).

Als Leistungsträger kann man sich so was natürlich nicht erlauben beziehungsweise keine solchen Kleidungsstücke tragen. Deshalb findige Köpfe bedeutsame, mit einer Botschaft aufgeladene Armbänder erfunden haben, die auch Manager, Unternehmer und andere Entscheidungsträger um ihre Handgelenke schlingen dürfen, so sieht's aus.

Doch Männer und Schmuck respektive Männerschmuck ist ein umstrittenes Feld. Eine Kleidungs- und Stilregel alter Schule lautet: Der feine Herr schmückt sich mit nichts ausser einer Armbanduhr und dem Ehering. Allenfalls noch mit seiner Frau, doch dieser Gedanke spannt in woken Zeiten gefährliche Fallstricke.

Etwas weniger engherzig betrachtet, ist nicht viel dagegen einzuwenden, wenn Männer, auch reifere und/oder solche in höherer Stellung, etwa einen schlichten Armreif aus einem edlen oder wenigstens interessanten Material tragen. Das klassische, verstellbare Armband mit Namen «Voyageur» beispielsweise gibt es in Ausführungen von Elefantenhaar für ein paar Rupien oder Baht auf lokalen Märkten

bis Gold für mehrere tausend Franken vom Zürcher Goldschmied Franz Marfurt; schön und kleidsam sind alle auf ihre Art.

Schwieriger wird die Geschichte, wenn Accessoires nicht bloss eingesetzt werden, um zu gefallen oder, höher gehängt, die Persönlichkeit und Einzigartigkeit des Trägers zu unterstreichen. Sondern um seine Ansichten zu verbreiten. Oder, noch unangenehmer, darauf hinzuweisen, dass es sich bei ihm um jemanden handelt, der Gutes tut – und darüber spricht. Wenn auch nicht mit Worten aus dem Mund, sondern mit *Bändeli* aus fairer Herstellung am Arm.

Wer erinnert sich etwa an die sogenannten Togetherbands, Pardon: die Initiative #Togetherband? Das Armband wollte für die siebzehn Uno-Ziele im Zusammenhang mit einer nachhaltigen Entwicklung sensibilisieren. Siebzehn Ziele, siebzehn Farben. Sergio Ermotti sah man dann gleich mit drei Bändern (Rot gegen Armut, Dunkelrot gegen Ungleichheit beim Bildungszugang und Blau gegen den Raubbau in den Meeren). Andreas Meyer trug eines, als er seinen Rücktritt von den SBB ankündigte; logisch, dass er von Journalisten trotz seiner wichtigen Nachricht darauf angesprochen wurde. Hergestellt wurden die Togetherbands, kein Witz, von Frauen in Nepal aus aufbereitetem Kunststoffabfall und rezykliertem Stahl von beschlagnahmten Waffen.

Nur, ist jemand für Armut? Für Bildungsungleichheit, für Überfischung, Umweltzerstörung und so weiter? Im Englischen gibt es den Ausdruck *stating the obvious*, also den Leuten mitteilen, was sie bereits wissen. Man wünscht sich fast die *Bändeli* zurück, die bloss Zugehörigkeit zu oder Wohlwollen für Institutionen ausdrücken, selbst wenn man von diesen im Grunde eher Abstand nehmen möchte.

Männer und Schmuck respektive Männerschmuck ist ein umstrittenes Feld.

Die kabbalistische Lehre zum Beispiel, bei der es um die mystische Tradition des Judentums geht. Und die vor einigen Jahren Popstars von Madonna bis Ariana Grande – sowie in ihrem Gefolge auch andere Meinungsführer – super fanden; Erkennungszeichen sind rote Stofffäden, die man am Handgelenk trägt. Wahl-

weise gehen diese auch als buddhistische oder Freundschaftsarmbänder durch. Der Vorteil Letzterer (für die Verkäufer): Sie sind oft nur im Duopack erhältlich, denn eines soll einem Freund geschenkt werden.

Deshalb, ehrlich währt am längsten. Das Ziel des gemeinen Männerschmuckträgers ist, seinen Mitmenschen zu gefallen. Und das des Manager-*Bändeli*-Trägers: Der Umwelt mitzuteilen, dass er gerne etwas Besonderes wäre, «I wish I was special», wie es Radiohead im Lied «Creep» ausdrücken, ich wünschte, ich wäre speziell. Doch ich bin bloss ein Fiesling, ein komischer Kerl.



UNTEN DURCH

Keiner geht mehr

Linus Reichlin

Mein Freund Bruno erzählte mir von einer Umfrage, die ergeben habe, dass 60 Prozent aller Amerikaner sich bei den nächsten Präsidentschaftswahlen weder eine Kandidatur von Biden noch eine von Trump wünschten. «Die anderen 40 Prozent der Befragten sind selber über siebzig», sagte ich, «und wollen natürlich die Grillzange auch nicht an Jüngere weitergeben.» – «Henry Kissinger», sagte Bruno, «hat mit 99 kürzlich noch ein Buch veröffentlicht. Mit 120 wird er sein Meisterwerk schreiben.»

«Das ist die unheilige Allianz eines überreichlichen Nahrungsangebots und eines nie dagewesenen medizinischen Fortschritts», sagte ich. «Udo Lindenberg», sagte Bruno, «nennt seine neue Tournee «Udopium Live.» – «Klar», sagte ich, «er ist ja auch erst 76. In zwanzig Jahren nennt er seine Tournee «Udopie Eternal Live.» Medizinische Innovationen wie minimalinvasive Stent-Operationen und künstlich erzeugte Lebern dienen eigentlich vor

allem dazu, das Publikum von Lindenberg, den Rolling Stones und den Beach Boys am Leben zu erhalten. «Richtig», sagte Bruno, «Geronto-Rock ist eine Verschwörung. Die Stars werden alt, die Fans werden alt, die Stars kommen, die Fans kommen – und keiner geht mehr.»

«Wir haben es eindeutig», sagte ich, «mit einem Defizit des Verschwindens zu tun. Wo man hinblickt, sieht man Leute, die schon sehr lange da sind. Und gefühlt kommen immer mehr Leute hinzu, die ebenfalls schon sehr lange da sind. Aber es gibt kaum noch jemanden, der erst seit kurzem da ist. Und die wenigen, die sich endlich ein Herz fassen – oder ans Herz fassen – und verschwinden, waren schon so lange da, dass man sie seit vielen Jahren für tot hielt.» – «So ging's mir», sagte Bruno, «als ich vor einem Jahr las, dass Bill Ramsey gestorben ist. Den habe ich als Kind im Schwarzweiss-Fernsehen gesehen, da war er doch schon alt!»

Ja, man fragt sich, was diese Leute in den vielen Jahren, in denen man dachte, sie seien schon tot, überhaupt gemacht haben. Früher war das jedenfalls alles irgendwie natürlicher: Damals gingen die Leute, wenn's Zeit war. Sie überhockten sozusagen nicht. Um Mitternacht war Schluss, Asche zu Asche. Aber wenn du heute «Letzte Runde!» rufst, glauben die Leute, es sei eine Aufforderung, fürs Amt des US-Präsidenten zu kandidieren oder eine neue Band zu gründen. «Oder sie behaupten», sagte Bruno, «sechzig sei das neue Jung.» – «Na gut», sagte ich, «aber sechzig ist ja auch noch jung. Und 65 ist sogar noch fünf Jahre jünger, wenn man regelmässig Sport treibt. Bis siebzig wird man heutzutage im Prinzip fortlaufend fitter, weil man sich von Jahr zu Jahr immer gesünder ernährt und aufhört zu saufen und sich noch mal in eine viel jüngere Frau verliebt.» – «In welche?», fragte Bruno. «In die, die du im Yoga-Workshop kennenlernst», sagte ich. Jetzt war es raus. Ja, ich bin seit neuestem Teilnehmer von Yoga-Workshops für Ü-60 und Ü-Gewichtige. Ich möchte einfach gelenkig bleiben, falls ich später mit siebzig vielleicht doch noch Lust bekomme, eine Band zu gründen. Oder Chirurgie zu studieren – warum nicht? Wer weiss, was das Leben noch alles für einen bereithält. Biden ist für seinen Job eindeutig zu alt, aber ich würde vielleicht mit achtzig erst so richtig in Stimmung kommen für Achtzehn-Stunden-Arbeitstage.

«Jetzt kippst du aber total in die andere Richtung», sagte Bruno, «wir wollten doch die Alten aus dem sozialen Leben verdrängen!» – «Jaja», sagte ich, «aber andererseits würde das soziale Leben dann nur noch aus ein paar gepierchten Fernsehmoderatoren bestehen, und für wen sollen die ihre Jugendprogramme machen, wenn die Alten nicht mehr fernsehen dürfen?» – «Hm», sagte Bruno, «und wie teuer ist so ein Ü-60-Yoga? Also mit Verliebten in jüngere Frau, meine ich?»



FRAUEN Camilla, Müssiggängerin Julie Burchill

Als Queen Elizabeth II erklärte: «Es ist mein ausdrücklicher Wunsch, dass zum gegebenen Zeitpunkt Camilla als Queen Consort anerkannt wird für ihre anhaltenden treuen Dienste», erklärte sich die Nation still dazu bereit, in Zukunft die ehemalige Mätresse des neuen Königs nicht mehr mit Brötchen zu bewerfen. Aber die Liebe zur jüngst verstorbenen Königin war nun mal so gross, dass wir, hätte sie verlangt, wir sollten uns vor einem Corgi auf dem Thron der Königin-Gemahlin (denn das heisst «Queen Consort» auf Deutsch) verneigen, freudig Folge geleistet hätten.

Der Unterschied zwischen Diana und Camilla hätte nicht drastischer ausfallen können: Diana war nicht nur jung und schön, sie war auch eine Malocherin und arbeitete gleich nach dem Schulabschluss als Putzfrau, Kindergärtnerin und Nanny. Sie übernahm so viele Wohltätigkeitsaufgaben, dass ihr Mann sie spöttisch als «Diana die Märtyrerin» bezeichnete.

Camilla war Debütantin, dann tat sie nichts als heiraten, Kinder haben und als Gspu-si eines Prinzen herhalten. Ein Höfling be-

zeichnete sie einmal als «die faulste Frau, die im England des 20. Jahrhunderts geboren wurde». Es muss merkwürdig sein, zum ersten Mal zu arbeiten in einem Alter, in dem die meisten von uns bereits in Rente gehen. Doch Camilla tut genau das: Sie ist Schirmherrin von über siebzig wohltätigen Organisationen und Veranstaltungen von Alphabetisierungskampagnen bis zur Vertretung von Opfern sexueller Gewalt.

Zum Schluss hat sie ihren Prinzen bekommen, doch der Neid hält sich in Grenzen angesichts des Verhaltens dieses Königs während der ersten Tage seiner Herrschaft: Wenn zwei nicht funktionierende Füllfedern ihn dermassen austicken lassen, dann fragt man sich, wie er sich wohl aufführt, wenn nicht die ganze Welt den Blick auf ihn gerichtet hat. Insofern ist es nicht verwunderlich, dass Camilla noch ein Heim ausserhalb des Hofes behalten hat.

Es muss anstrengend sein, als Kindermädchen eines riesigen verwöhnten Babys zu agieren; und dann missbilligt er dem Vernehmen nach auch noch ihre Vorliebe für Gin Tonics und Zigaretten. Angesichts ihrer Bemühungen, ihren bisherigen langwierigen Müssiggang wettzumachen, könnte es durchaus sein, dass sie als Queen Consort eine bessere Figur machen wird als ihr Gemahl als König. Es entbehrte nicht der Ironie, wenn auch King Charles' zweiter Frau mehr Herzen zuflogen als ihm selbst.

Aus dem Englischen von Thomas Bodmer





THIEL

Salatkriege

Kunz: Die Menschen scheinen den Frieden und den Wohlstand nicht mehr auszuhalten.

Hinz: Sie ertragen die Freiheit nicht mehr und müssen sie um jeden Preis zerstören.

Kunz: Wir leben unter soziokulturellen Borderlinern.

Hinz: Bald werden sie im Namen des Antifaschismus Juden verfolgen und im Namen der Gender-Gerechtigkeit Hexen verbrennen.

Kunz: Sie werden im Namen der Menschenrechte den Eltern ihre Kinder wegnehmen und zur Stabilisierung des Klimas Elefanten und Wale ausrotten.

Hinz: Die Nato-Zusammenarbeit wird zur Nahtod-Zusammenarbeit.

Kunz: Das ist wie Würste braten für den Tierschutz.

Hinz: Oder Kritiker foltern für die Menschenrechte.

Kunz: Oder Nonnen einsperren für mehr Religionsfreiheit.

Hinz: Wann hört die Menschheit endlich auf, im Namen von etwas Höherem etwas Niederes zu tun?

Kunz: Das Problem ist, dass die guten Menschen in den Himmel kommen.

Sie werden nicht mehr wiedergeboren. Nur die schlechten müssen wieder auf die Erde kommen, bis wir gelernt haben, dass man die Welt nur verbessern kann, indem man sich selbst verbessert. Wer versucht, die anderen zu verbessern, verschlechtert die Welt.

Hinz: Möge uns Menschen doch bald die kollektive Erleuchtung ereilen. Dann können wir endlich aufhören, uns gegenseitig beherrschen zu wollen, Kriege zu führen und Tiere zu essen.

Kunz: Und wenn dann die gesamte Menschheit die Erleuchtung erlangt hat und sich nur noch vegetarisch ernährt, führen wir Kriege wegen Salat.

Andreas Thiel

HÄUSER/BENJAMIN BÖGLI

Villa im Himmel

Etwas für den «Klub der Neunstelligen»: In New York kommt eine Wohnung auf den Markt, die alles überragt.



Über dem New Yorker Stadtlärm: 217 West 57th Street, New York.

Nur darin zu wohnen, dürfte noch schöner sein, als dieses Penthouse anzupreisen. Es befindet sich im zweithöchsten Wolkenkratzer New Yorks, ist damit die höchstgelegene Hochhauswohnung der Welt und nigelnagelneu. Sie erstreckt sich über die obersten drei Etagen – von Stockwerk 129 bis 131 – im 472 Meter hohen Central Park Tower. Die Adresse: 217 West 57th Street. Der Immobilienentwickler Extell Development liess den Megaturm zwischen 2014 und 2020 vom Chicagoer Architekten Adrian Smith bauen. Dieser stellte schon das höchste Gebäude überhaupt, den Burj Khalifa (828 Meter) in Dubai, in die Welt. Der Central Park Tower hat eine Gesamthöhe, inklusive Antennenmasten, von 541 Metern und ist damit um bloss einen Fuss oder rund dreissig Zentimeter niedriger als das New Yorker One World Trade Center. In dieser Höhe befindet man sich sogar über dem New Yorker Stadtlärm, sagt Immobilienmakler Ryan Serhant.

Die Bauherren haben sich das ehrgeizige Ziel gesetzt, die spektakuläre Wohnung an der sogenannten *billionaires' row* am südlichen Ende des Central Park zum teuersten privaten Wohnobjekt des Landes zu machen. Den bisherigen

Rekord hält das einen Steinwurf entfernte Penthouse im 2019 fertiggestellten, vergleichsweise zwergenhaften Wolkenkratzer 220 Central Park South (290,2 Meter), das Hedge-Fund-Zauberer Ken «The Griff» Griffin für 238 Millionen Dollar kaufte. Makler Serhant nennt es den «Klub der Neunstelligen», der jetzt auch nach Immobilien im neunstelligen Bereich, also 100 Millionen Dollar und mehr, suche. Im *Wall Street Journal* schwärmt er von der Loge im Central Park Tower: «Sie müssen nicht vier Jahre lang renovieren, um Ihr Traumhaus zu schaffen. Es wurde bereits für Sie gebaut!» Die Wohnung umfasst gut 1600 Quadratmeter und hat eine 130 Quadratmeter grosse Terrasse. In Manhattan, wo Platz Mangelware ist, bedeutet das Grossgrundbesitz.

«Eigentliches Schnäppchen»

Die Frage ist bloss: Wird jemand dafür 250 Millionen Dollar ausgeben? So viel will Extell für dieses Triplex-Penthouse. Serhant spricht bei einem Quadratmeterpreis von rund 140 000 Dollar von einem «eigentlichen Schnäppchen», andere Experten sind angesichts der angespannten Wirtschaftslage skeptisch.

Urs Kliby

Vor zwei Jahren sind Kliby und Caroline von der Bühne abgetreten. Jedenfalls fast.

Weltwoche: Urs Kliby, 2020 haben Sie nach fünfzig Jahren auf der Bühne ihren Rücktritt erklärt. Haben Sie das durchgezogen?

Urs Kliby: So gut wie. Corona hat geholfen, viele Engagements wurden sowieso abgesagt. Einige davon habe ich später nachgeholt, weil ich meine Versprechen gerne halte. Hin und wieder nehme ich einzelne Auftritte wahr, wenn sie mich besonders reizen. Aber ich will nie mehr unter dem Druck von Verträgen und dem Terminkalender stehen. Ich hatte ein halbes Jahrhundert lang so gut wie nie ein freies Wochenende.

Weltwoche: Sie sind einer der wenigen Prominenten, die kaum je Schlagzeilen abseits der Bühne lieferten. Wie kam es dazu?

Kliby: Ich wollte einfach immer meinen Job richtig machen, mehr nicht, und ich bin auch nie abgehoben. Ich habe in fünfzig Jahren keinen Auftritt verpasst und war immer pünktlich. Seit 45 Jahren bin ich verheiratet, seit vierzig Jahren

leben wir im selben Haus. Zudem habe ich Themen wie Politik und Religion immer vermieden. Auch Spässe auf Kosten von Zuschauern oder unter der Gürtellinie gab es von mir nie. Ich wollte einfach reine Familienunterhaltung machen.

Weltwoche: Das Bauchreden beruht ja auf einer falschen Atemtechnik. Ein schönes Geschenk der Natur?

Kliby: Niemand hört einfach einem Bauchredner zu, er braucht auch ein Programm und Pointen. Ich war in der Schule das Klassenkalb, und auf der Bühne stand ich schon als Entertainer und Conférencier, bevor ich das Bauchreden entdeckte. Danach begann ich zu trainieren, mit einem Bodenlumpen als Accessoire. Meinen ersten Auftritt mit Caroline, die meine Frau Ruth angefertigt hatte, hatte ich an Silvester 1973. Es war ein riesiger Erfolg. Allerdings hatte ich danach massives Seitenstechen.

Weltwoche: Sie haben über 6000 Shows mit Caroline absolviert, dazu kamen Auftritte an

Radio und TV. Wir sprechen von einer Puppe, aber könnte man das schon fast als Beziehung bezeichnen?

Kliby: Ich nenne Caroline meine Bühnenpartnerin. Vor Publikum entsteht wohl wirklich eine Art Beziehung. Ich habe mich schon dabei ertappt, wie ich bei einem Spruch von Caroline selbst schmunzeln musste, obwohl ich natürlich schon vorher wusste, was sie gleich sagen wird. Vielleicht wird man in meinem Beruf ein bisschen schizophr.

Weltwoche: Eine Karriere wie die Ihre wäre heute kaum mehr vorstellbar. War das die Gnade der frühen Geburt?

Kliby: Heute würde ich wirklich nicht mehr damit anfangen, inzwischen ist ja fast jeder ein Comedian. Damals konnte man zusammen mit Leuten wie Paola Felix oder Beny Rehmann locker ein ganzes Festzelt füllen. Ein einziger Auftritt in der TV-Sendung «Teleboy» 1977 reichte, um mich schweizweit bekannt zu machen. Später folgte Deutschland mit «Wetten, dass ...?» und anderen Formaten.

Weltwoche: Haben Sie sich auch schon gefragt, ob Sie noch mehr aus Ihrer Karriere hätten herausholen können?

Kliby: Nie. Ich habe alles gern gemacht, ob es ein Vereinsabend oder ein Auftritt in einem Einkaufszentrum war. Auch nachdem ich landesweit bekannt war, habe ich von Vereinen nie mehr Geld verlangt als davor. Natürlich hätte ich mit Mehrsprachigkeit meinen Radius ausbauen können. Aber ich hatte ja auch so schon mehr als genug zu tun.

Weltwoche: Sie waren lange ein Stück Volksgut. Können Sie gut damit umgehen, keine Bühnenpräsenz mehr zu haben?

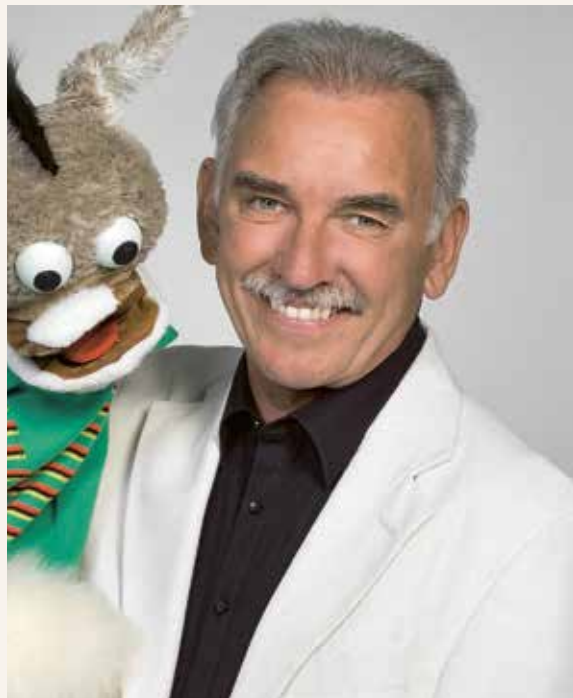
Kliby: Ich hatte eine wunderschöne Karriere. Tonträger von Kliby und Caroline verkaufen sich weiterhin, und ich werde auch noch regelmässig auf der Strasse erkannt. Nach dem «Teleboy» musste ich an der St. Galler Olma flüchten, weil mich jeder anfassen wollte. Das fehlt mir nicht. Ich mache nur noch, was ich wirklich tun möchte.

Stefan Milius



«Ein bisschen schizophr»:
Bauchredner Kliby, 1987 mit Caroline
und 2015 in Kreuzlingen.

Urs Kliby kam am 24. Dezember 1950 zur Welt. Der gelernte Zolldeklarant aus Kreuzlingen trat gemeinsam mit seiner Eselspuppe Caroline im Radio und Fernsehen auf und verkaufte über eine Million Tonträger.



ESSEN/ANDREAS HONEGGER

Hoch über der Goldküste

Restaurant Neue Forch

Alte Forchstrasse 65, 8127 Forch
Telefon 043 288 07 88. Montag bis Samstag.

Wir waren wieder ein paar Mal in der «Neuen Forch» hoch über dem rechten Zürichseeufer, der sogenannten Goldküste. Wir assen prächtige Steinpilze mit Biss und die gewohnt ausgezeichneten Grilladen vom Holzkohlegrill. Wunderbar, wie immer (vgl. *Weltwoche* Nr. 41/17). Dem gibt es nichts hinzuzufügen. Punktum!

Aber der Blick in die Landschaft weckt nostalgische Gefühle, denn an der Goldküste herrscht seit Jahren ein nahezu epidemisches Beizensterben: Das «Wilde Kaiser Beisl 2.0» in der «Frohen Aussicht» in Zumikon wird schon von einem Baugespann gekrönt, hat sich aber ein Exil in Egg und damit seinen Erhalt bereits gesichert. Von den saftigen «Mistkratzern» der «Solitüde»



kann man seit langem nur noch träumen. Das «Goldene Kreuz» mit seinem eleganten Bündner Touch in Erlenbach ist seit Jahren ein Büro. Die «Schönau» am Ufer des Sees ist wie die «Ermitage» und das «Seehus» in Stäfa oder der für seine gebackenen Egli bekannte «Seehof» in Uerikon in Wohnungen «umgewidmet» worden.

Das traditionelle Restaurant «Zur Höhe» in Zollikon, die «Erlenhöhe» in Erlenbach und die legendäre «Untere Flühgasse» von Spitzenkoch Robert Haupt ereilte das gleiche Schicksal,

das auch schon den «Triangel» in Zumikon weggerafft hat. Wer mag sich heute noch an das «Chez Max» in Zollikon erinnern, wo einst regionale Gastronomiegeschichte geschrieben wurde? Oder an Hans-Peter Hussongs «Wiesengrund» in Uetikon? In Küsnacht hält in den legendären «Kunststuben» des grossartigen Horst Petermann zum Glück heute Rico Zandonella mit Bravour und Erfolg die Fahne hoch. Der «Waldhof Guldenen» steht in prächtiger Ausflugslandschaft seit Jahren leer.

Nun, diese Liste ist sicher nicht vollständig, es gibt in der Region neue Asiaten und Pizzerien, und zum Glück sind noch einige gute Restaurants verblieben, über die wir zu gegebener Zeit berichten. Aber an der Goldküste mit ihren Immobilienpreisen droht das Schicksal des Königs Midas: Wenn alles, was man anfasset, zu Gold wird, kann man seinen Hunger und seinen Durst nicht mehr stillen.

WEIN/PETER RÜEDI

Querdenkers Weinwunder

Pago los Balancines: Haragán Reserva Especial 2017. Ribera del Guadiana. 14,5 % Gerstl, Spreitenbach. Fr. 39.–
www.gerstl.ch, info@gerstl.ch

Weinführer haben mitunter ein rascheres Verfallsdatum als die Weine, die sie empfehlen. Dennoch finde ich, es lohne es sich, sie aufzubewahren, sozusagen als Momentaufnahme des Markts und des aktuellen Gustos. Das gilt selbst für zeitloser angelegte Projekte wie Wein-Atlanten. Auch die, versteht sich, sind Produkte ihrer Entstehungszeit. Die Geografie des Weins unterliegt vielfältigem Wandel. In meinem etwas abgegriffenen Exemplar des «Atlas der spanischen Weine» (Hallwag, 1991) fehlt beispielsweise aus naheliegender Grund noch jeder Hinweis auf die erst acht Jahre später gegründete Appellation Ribera del Guadiana. Aber auch die Provinz um die Stadt Cáceres (u.a.), deren prominentestes Stück heute die nach dem gleichnamigen Fluss genannte DO vorstellt, ist dem Atlas (im Gegensatz zur benachbarten Region Castilla-La Mancha)



kein Kapitel wert. Die Extremadura, Spaniens heisser Südwesten, ist berühmt für Pata negra, den besten iberischen Schinken. Die Weine aus diesem streng kontinentalen, nur gelegentlich von etwas Wind aus dem Atlantik gemilderten Klima waren bis in dieses Jahrtausend nicht der Rede wert.

Das musste einen Mann wie Pedro Mercado herausfordern. Der Quereinsteiger, erfolgreicher Architekt und Immobilienunternehmer in Madrid, ist ein Weinenthusiast, aber auch ein Querdenker. Eben im *waste land* der Extremadura, wo die Winter klirrend, die Sommer sengend sind (aber auch, glücklich für die Reben, mit heftigen Temperaturstürzen zwischen Tag und Nacht), kaufte er 2006 zehn Hektar, bestockt mit verwilderten Tinta-Roriz-Reben. Die restaurierte er mit

ökologischem Respekt. Es war der Anfang seines Guts Pago los Balancines unweit der Stadt Mérida, das in Kürze um weitere vierzig Hektar wuchs und heute der renommierteste Betrieb der Zone ist. Mercado, als Quereinsteiger ein ausserordentlich um- und vorsichtiger Winzer, setzt besonders konsequent auf Bio-Produktion. Und auf Mengenbeschränkung. Er verzichtet auf Bewässerung, und pro Hektar pflanzt er gerade mal 1080 Weinstöcke (!). Deren 1500 Kilo Trauben pro Hektar dürften ein rekordverdächtiger Minimalertrag sein.

Das prägt die Konzentration der Weine von Pago los Balancines, von dem einfacheren (aber keineswegs simplen) Mérida bis zur Spitzen-Cuvée Haragán Reserva Especial, einem paritätischen Wunderwerk aus alter Tinta Roriz (alias Tempranillo) und Alicante Bouschet (alias Garnacha Tintorera): ein überwältigendes, tiefdunkles Aromenspiel aus Heidelbeer, Brombeer, Feigen, Kräutern, auch etwas Lakritz. Ein durch die richtige Säure und fein präsenzte Tannine zu grossem Charme beflügeltes Energiebündel. Ein Wein, der bis in die Träume nachhallt.

In den Rocky Mountains

Mercedes bringt mit dem EQS SUV sein nächstes, beeindruckendes E-Fahrzeug auf den Markt.



In schneller Folge rollen hochwertige Elektrofahrzeuge des Autoherstellers Mercedes-Benz auf die Strassen. Als nächstes sieht man den luxuriösen EQS SUV und in wenigen Monaten den etwas kompakteren EQE SUV. Kürzlich konnte ich in Denver, Colorado, zum ersten Mal den stattlichen EQS auf den Highways durch die wunderbaren, pittoresken Landstrassen der Rocky Mountains und im abenteuerlichen Gelände bewegen.

Auf der Basis der bereits bestehenden EQS-Limousine führt das SUV diese Idee eines eleganten und technisch hochstehenden Fahrzeugs erkennbar fort: Wer will, bekommt jetzt einen hell leuchtenden, grossen Mercedes-Stern in der schwarz glänzenden Front des Autos. Licht-Design spielt auch im Interieur des Wagens eine wichtige Rolle: Feine Leuchtakzente fassen die Sitze ein und ziehen sich durch den luftig wirkenden Innenraum, der auf 5,1 Meter Aussenlänge wahlweise Platz für fünf oder für sieben Personen bietet, die dann sehr komfortabel reisen können.

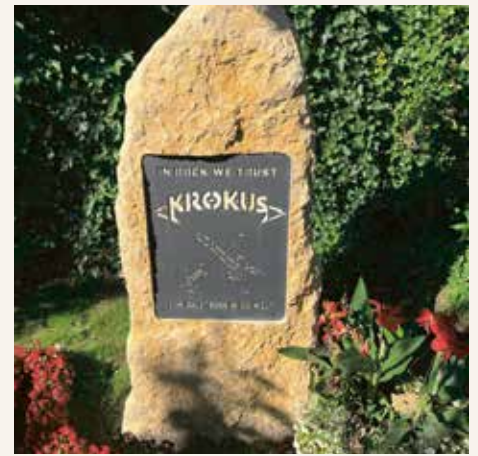
Mit annähernd drei Tonnen Gewicht ist der EQS SUV eine eindruckliche Erscheinung. Allerdings sorgt das perfektionierte Zusammenspiel aus grosser Batterie, optimierter Aerodynamik und sich zu möglichst hoher Effizienz summierenden, weiteren technischen Massnahmen für einen überraschend günstigen Verbrauch. Die für den EQS 450 4Matic nach offiziellen Standards ermittelte Reichweite beträgt 602 Kilometer, bei den Testfahrten komme ich unter die WLTP-Verbrauchswerte von 24,3 kWh auf hundert Kilometer.

Auf Bergstrassen wiederum fliegt der mächtige «Elektro-Benz» erstaunlich leichtfüssig um Kurven und Spitzkehren, die optional bis zu zehn Grad mitlenkende Hinterachse lässt einen die Grösse des Fahrzeugs schnell vergessen. In Erinnerung gerufen wird das dann beim Verzögern: Bis das Bremspedal eine Rückmeldung gibt, dauert es gar lange; wer hingegen mit den verschiedenen einstellbaren Rekuperationsstufen Energie zurückgewinnt, fährt entspannter, das Auto lässt sich so unbeschwert den Berg hinuntersteuern.

Bei einem kurzen, aber unterhaltsamen Ausflug durch den Dreck und über das Geröll eines Offroad-Parcours finde ich noch heraus, dass dieses Auto zu erstaunlichen Manövern im Gelände fähig ist. Doch dies werden nur sehr wenige Besitzer eines EQS SUV jemals erfahren, da dessen wahre Bestimmung der Highway ist. Souverän und ohne einen mit Wind-, Abrollgeräuschen oder anderem akustischem Unbill zu behelligen, rollt der Mercedes über die Autobahn, und selbst bei eher unübersichtlichen, achtpurigen Strassen wird man durch das hochentwickelte Navigationssystem (u. a. mit Augmented Reality, bei der Live-Bilder mit eingeblendeten grafischen Hinweisen kombiniert werden) sicher und präzise ans Ziel gelotst.

Mercedes-Benz EQS SUV 450 4Matic

Motor/Antrieb: 2 Elektromotoren, Allradantrieb; Hubraum: 6750 ccm; Leistung: 600 PS (441 kW); max. Drehmoment: 900 Nm bei 1700–4250 U/min; Beschleunigung (0–100 km/h): 4,8 sec; Höchstgeschwindigkeit: 250 km/h; Verbrauch (WLTP): 24,3 kWh/100 km; Preis: Fr. 145 200.–



OBJEKT DER WOCHE

Vom Krokodil zu Krokus

Ehrenstein

Chantierwiese, Solothurn

In Solothurn, ganz in der Nähe des Baseltors, steht auf der Chantierwiese seit neuestem ein mannshoher Stein. Er ist den weltweit erfolgreichen Jurasüdfuss-Rockern Krokus gewidmet, die sich vor über 45 Jahren in der mittelländischen Barockstadt zusammenschlossen. Wie Krokus nicht irgendeine Band ist, handelt es sich bei diesem Stein nicht um irgendeinen Stein. «Es ist der «superigste» Stein!», sagt Roland Büttler von der Solothurner Bargetzi Steinwerke AG, die den Ehrenstein geliefert hat.

Genauer gesagt, besteht die Masse des über zwei Meter hohen und zirka 800 Kilogramm schweren Brockens Urgestein aus regionalem, gelbem Kalk – auch Solothurner Marmor, Solothurner Kalkstein oder einfach Solothurner Stein genannt. Dieser kommt aus den Steinbrüchen rund um die Stadt Solothurn. Er ist ein kompakter, feinkörniger, fossilienreicher Kalkstein – und ein Exportschlager, wie Büttler sagt: In der Schweiz und im nahen Ausland stünden unzählige Brunnen aus diesem Stein. «Beim Aufsägen eines Blocks sind wir einmal auf ein versteinertes Krokodil gestossen», erzählt Büttler lachend.

Ein solcher Fund ruft einem die zeitlichen Dimensionen der Entstehung dieses Gesteins in Erinnerung. Das neue Denkmal auf der Chantierwiese ist aus rund 187 Millionen Jahre altem Material. An diese Zahl kommt – noch – nicht einmal Krokus mit ihrem Rekord von fünfzehn Millionen verkauften Platten heran.

Benjamin Bögli



Festivaliers: Locarno-Chef R. Bruntschwig, ZFF-Direktor C. Jungen (r.).



Nora Teuwsen (l.), ABB-Schweiz-Chefin, Unternehmerin Carolina Müller-Möhl.



Chic: Staranwalt Roger Müller, Partnerin Selin-Dilara Tokareva.



Neue Leitung: Jennifer Somm (l.) löst Elke Mayer als ZFF-Geschäftsführerin ab.



Strahlen um die Wette: Unternehmerin Karina Berger, Christa Rigozzi, Miss Schweiz 2006.

BEI DEN LEUTEN

Funkelnde Filmnacht

Glanz und Gloria am Bellevue: Stargast an der Eröffnung des 18. Zurich Film Festival war Bundespräsident Ignazio Cassis.

André Häfliger

Mit viel Prominenz begonnen hat das Zurich Film Festival (ZFF, bis 2. Oktober) im Kongresshaus Zürich. Als Europapremiere wurde die Netflix-Produktion «The Swimmers» der walisisch-ägyptischen Regisseurin Sally El Hosaini gezeigt. Sie erzählt die wahre Geschichte der beiden Schwestern Yusra und Sarah Mardini, die vor dem Bürgerkrieg in ihrer Heimat Syrien fliehen mussten und in Deutschland auf einen Schwimmlehrer (gespielt von Matthias Schweighöfer) trafen, der sie für die Olympischen Spiele in Rio de Janeiro 2016 trainierte. «Es ist ein inspirierender Film, der unseren Glauben an das Gute im Menschen stärkt», erklärte Christian Jungen, künstlerischer Direktor des Festivals.

Eröffnet wurde das ZFF von Bundespräsident Ignazio Cassis, dessen Lieblingsfilm «The Lion King» ist. Abdankung von Queen Elizabeth II. in London, dann ab an die Uno-Vollversammlung nach New York, inklusive Treffen mit US-Präsident Joe Biden und Russlands Aussenminister Sergei Lawrow. Wie hat er das geschafft? «Ich bin geschwommen», sagte der Tessiner Magistrat schmunzelnd. Und machte

auf die verbindende Wirkung des Filmtheaters aufmerksam: «Die Kinos sind moderne Lagerfeuer, die Filme Mittel der Verständigung über Grenzen hinweg und die Branche ein mutiges, kreatives Feld. Diese drei Punkte zeigen die anhaltende Bedeutung des Filmschaffens, gerade auch in anspruchsvollen Zeiten!»

Zürichs Stadtpräsidentin Corine Mauch betonte die Bedeutung des Filmschaffens und lobte das vielfältige und hochwertige ZFF-Programm: «Filme sind nicht nur schön, sie sind mächtig und magisch. Nicht zuletzt, weil wir sie miteinander teilen. In diesem Sinne ist das Zürcher Filmfestival viel mehr als ein tolles Programm. Mit 146 Filmen, wobei manche sogar als Weltpremiere laufen.»

ZFF-Geschäftsführerin Elke Mayer stolz: «Wir zeigen die Rekordzahl von 38 Welt- und Europapremieren.» Die besten zwei Partys veranstaltet Breitling-CEO Georges Kern. Viele Stars geben sich die Ehre, unter anderen Eddie Redmayne, Charlotte Gainsbourg, Sir Ben Kingsley, Liam Neeson, Diane Kruger, Til Schweiger, Daniel Brühl und Iris Berben.



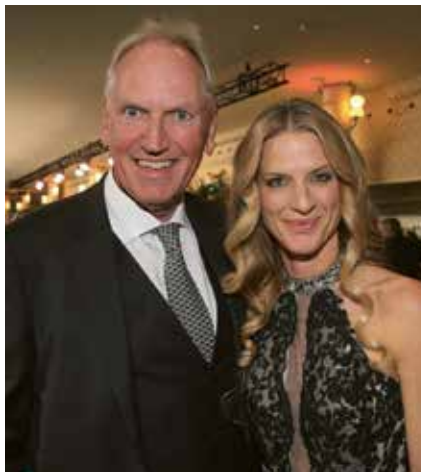
Zurück auf dem grünen Teppich:
ZFF-Co-Gründerin Nadja Schildknecht.



Auf dem richtigen Weg:
Zürichs Stadtpräsidentin Corine Mauch, Bundespräsident Ignazio Cassis.



Filmemacher-Quartett: Giacun Caduff,
Christian Frei, Ladina Kienast, Timo von Gunten.



In Festivallaune:
Thomas Borer, Ehefrau Denise.



Gern gesehen: Zürcher Stadtrat Filippo
Leutenegger, Partnerin Manuela Gorini.



Mit Schwung: Sänger Baschi, Ehefrau Alana Netzer, Kickboxer und Ex-Bachelor Janosch
Nietlispach, Freundin Alina.



In Form: Gastrounternehmer
Marc Blickenstorfer, Ehefrau Sarah.

Freundliche Warenwelt



«Body Positivity»: Nike-Store in New York.

Nichts zeigt deutlicher als die freie Marktwirtschaft, wie die Welt sich verändert. Denn Unternehmen tun schlicht, was der Zeitgeist von ihnen verlangt, und dieser heisst «Inklusion» und «Diversität». Während die sozialen Medien nach dem Prinzip einer Neid-Ökonomie funktionieren, avanciert die «Authentizität» zur Schablone im weitesten Sinne. Die blankpolierte Perfektion in der

Popkultur prägte das Selbstverständnis ganzer Generationen. Dies zeigte sich über dürre Models und makellose Superhelden. «Aspiration level» heisst das im Marketing; man weckt Sehnsüchte über einen projizierten Lebensstil, der knapp ausserhalb der Reichweite für die meisten liegt. Niemand wolle sich selber sehen, lautete das Diktum. Nicht das Reale galt als Massstab, sondern das Ideale. Helden waren

unbesiegbar, die Tugend heute hingegen heisst Verletzlichkeit. Man könnte einwenden, dass von allen Posen die der Authentizität die trivialste ist, weil sie keine ästhetische Kategorie darstellt. Wenigstens ist sie freundlicher.

David Schärer ist Mitgründer der Agentur Rod Kommunikation und «Werber des Jahres».

FRAGEN SIE DANIA / ALLES, WAS SIE SCHON IMMER ÜBER SEX WISSEN WOLLTEN

Liebe Dania, kommen eigentlich auch Tiefgläubige zu Ihnen, oder wird Ihre Dienstleistung bloss von Leuten beansprucht, für die der Glaube keine grosse Rolle spielt? V. M., Zürich

Eine interessante Frage. Denn viele Leute gehen davon aus, dass tiefgläubige Menschen Sexualität grundsätzlich ablehnen oder ihr zumindest aus dem Weg gehen. Aber nein: Ich habe sogar sehr regelmässig hochreligiöse Patientinnen und Patienten bei mir, vor allem jüdische Menschen und Christen unterschiedlicher Gemeinschaften.

Generell kommen aber mehr Menschen zu mir, bei denen der Glaube eine untergeordnete Rolle spielt. Umso spannender wird es, wenn ich nach der Geschichte der Selbstbefriedigung frage, da Scham- und Schuldgefühle irgendeinem Gott oder Jesus gegenüber doch eine Rolle spielen.



Die Arbeit mit dem Glauben finde ich aus unterschiedlichen Gründen sehr wichtig: Basierend auf meiner Persönlichkeit, verfolge ich auch in meiner Arbeit den Ansatz, dass gerade beim Thema Sexualität nichts (was legal ist) grundsätzlich falsch oder richtig ist. Hat zum Beispiel ein Paar, das verheiratet wurde, Schwierigkeiten in der Sexualität, versuche ich, mit der Religion, dem Glauben und den Ressourcen, die der Glaube

bietet, Hilfestellungen und Werkzeuge zu erarbeiten. Denn anders als viele meinen sind die Sexualität und vor allem auch der Genuss wichtig und erstrebenswert.

Das heisst nicht, dass der Glaube selber nicht auch zu Schwierigkeiten führen kann. Und trotzdem kann man mit ganz vielen Menschen und ihren religiösen Ansichten arbeiten, ihre Sichtweisen zu verstehen versuchen und sie dabei unterstützen, zu einer erfüllenden Sexualität zu finden. Ich bin überzeugt, dass es sich lohnt, das Thema Sexualität möglichst wertfrei anzuschauen und miteinander Lösungen zu erarbeiten. Erst wenn Menschen sich verstanden fühlen, können sie sich für Veränderungen öffnen.

Dania Schifftan ist Sexologin, Autorin und Psychotherapeutin in Zürich.

Mailen Sie uns Ihre Fragen an dania@weltwoche.ch

Reto Ringger

Der Chef der Globalance Bank, eine der am schnellsten wachsenden Schweizer Privatbanken, über den Megatrend nachhaltige Anlagen für ein gutes Gewissen.

Das Treffen im «Kindli» in Zürich findet an einem regnerischen, kühlen Septembertag statt, es ist wohl das Ende des Sommers. Was passt: Die Zürcher Globalance Bank, die Reto Ringger vor zehn Jahren gründete und deren CEO er ist, hat ebenfalls eine sonnige Zeit hinter sich. Sogenannte ESG-Unternehmen, auf deren Beteiligungspapiere sich der Vermögensverwalter spezialisiert hat, waren die längste Zeit bei manchen Anlegern beliebt. Doch seit kurzem urteilen immer mehr institutionelle Investoren streng über den ESG-Entwurf; das Kürzel steht für «Environmental» (Umwelt), «Social» (Soziales), «Governance» (Unternehmensführung) und beschreibt, vereinfacht, politisch sowie ökologisch korrekte Firmen.

Das betrübt den 59-Jährigen aber nicht sonderlich. Umweltbewusstsein, Sinn für soziale Gerechtigkeit und Verantwortungsgefühl sind in seinen Augen ein Megatrend, der auch bei Wirtschaftsführern Bestand haben werde. Und die Zahl von Anlegern, denen ein gutes Gewissen (fast) so wichtig ist wie die Kapitalrendite, wachse, sagt er. Globalance, an der Reto Ringger massgeblich beteiligt ist, legte in den vergangenen drei Jahren bei den verwalteten Vermögen um jährlich knapp 50 Prozent zu. Derzeit betragen die «Assets under Management», die wichtigste Kennzahl eines Vermögensverwalters, rund zwei Milliarden Franken; um die dreissig Männer und Frauen in Zürich und München arbeiten mittlerweile für Globalance.

Tendenz steigend, sagt Ringger. Auch weil in der Schweiz die Babyboomer-Generation in den kommenden Jahren Hunderte von Vermögensmilliarden erben wird. «Und gemäss Studien wechseln 80 bis 85 Prozent der Erben die Bank.» Weshalb Globalance bloss schon aufgrund der demografischen Lage mit vielen Neukunden und reichlich Neugeldern rechnen dürfe (ab etwa 300 000 Franken sind Anlegerinnen und Anleger willkommen). Zu den ESG-Widerständen: Der Chef von Blackrock, dem grössten Vermögensverwalter der Welt für institutionelle Kunden, hat jüngst gesagt, für seine Firma seien solche Anlagen nicht mehr vordringlich, da bestimmte Kunden davon Abstand nehmen würden. Der



Interessiert sich nicht bloss für Geld: CEO Ringger.

Blackrock-Entscheid sei «unter politischem Druck» gefällt worden, sagt Ringger. Globalance werde Investitionen, die man mit gutem Gewissen tätigen könne, weiter vorantreiben. Aber er verstehe, dass die Nachrichten Anleger verunsicherten. Zum besseren Verständnis zieht er das Psychologiemodell «Four Rooms of Change» herbei: «Anfänglich ist man im Raum der *happiness*. Dann kommen erste Probleme, die man oft negiert, und man gelangt in den Raum der Verleugnung. Es folgt die Erkenntnis der Realität, und man findet sich im Raum der Konfusion

wieder.» Bis man in den Raum der Erneuerung gelange sowie mehrheitsfähige Lösungen entwickelt habe, dauere es wohl Jahre.

Die Performance der beiden Globalance-Fonds über die letzten knapp drei Jahre: 0,3 Prozent im jährlichen Schnitt für den Mischfonds respektive 1,1 Prozent beim «Zukunftbeweger»-Aktienfonds. Unter dem Swiss-Market-Index-Verlauf somit (plus gut 6 Prozent). Ringger: «Wir müssen kompetitiv sein, klar.» Wegen des guten Gewissens allein kämen nur wenige Kunden.

Mark van Huisseling

Delüx hebt ab

Wer ist der Militärpilot der Zukunft? Beat Hedinger, Chef der schweizerischen fliegerischen Vorschulung Sphair, nennt eines der besonders hoffnungsvollen Talente.

Thomas Renggli

Grüner Overall, Fliegerstiefel, Pilotenbrille, nach oben gekämmte Haare: Der junge Mann auf dem Militärflugplatz Dübendorf ist eine fotogene Erscheinung. Trotzdem darf er nicht unzensuriert für ein Bild posieren – und er darf auch seinen Namen nicht verraten. «Nennen Sie mich Delüx, das ist mein Rufname in der Luftwaffe.»

Die mediale Tarnung hat weltpolitische Gründe, die im Ukraine-Russland-Konflikt liegen. Im medialen Zeitalter steigt das Risiko, dass Druckausübung und Erpressung von Offizieren (und deren Familien) ein effizientes Mittel sind, um den Gegner quasi von innen zu destabilisieren. Delüx sagt dazu: «Die Lage hat sich in den vergangenen Monaten verschärft. Noch vor einem Jahr hätte ich mich bedenkenlos mit vollem Namen vorstellen können.»

So bleibt es beim Pseudonym, das der junge Pilot seiner Vorliebe für schöne Kleider und dem Faible für gutes Essen verdankt. Bewegt sich der 24-jährige St. Galler aber in seinem beruflichen Umfeld, gelten andere Prioritäten: «Der Job als Militärpilot ist spannend und faszinierend, aber gleichzeitig fordernd und zeitintensiv. Es braucht vollen Einsatz.»

Als Jugendlicher war Delüx ein ambitionierter Eiskunstläufer und beherrscht viele Doppelsprünge. Erst vor rund vier Jahren stieg er in die Fliegerei ein – mit der Abklärung bei Sphair, dem Schweizer Rekrutierungs- und Förderungsprogramm für angehende Pilotinnen und Piloten. Dort werden Aspiranten auf ihre Tauglichkeit geprüft. Nach dem mehrstufigen und minutiösen Prozess bleiben nur die passendsten Talente übrig. Deshalb, so Beat Hedinger, Geschäftsleiter von Sphair, wären für diesen Artikel im Grunde alle Flugschülerinnen und -schüler in Frage gekommen. «Wer es bis hierhin schafft, hat das Potenzial, die anspruchsvollen Missionen der Luftwaffe zu erfüllen», sagt Hedinger.

Neben medizinischen Voraussetzungen müssen die Militärpilotinnen und -piloten auch die Bereitschaft für unregelmässige und ausgedehnte Arbeitszeiten mitbringen. «Bei uns gilt das Credo <Dienst nach Bedarf>. Ein Nine-



«Hervorragende Leistungen»: Fluglehrer Hedinger.

Oberst Beat Hedinger, zuständig für die fliegerische Talentschmiede Sphair, war schon etliche Male im Echteininsatz. Über Delüx sagt er: «Delüx wusste vor seiner Registration bei Sphair nichts von seinen Talenten. Nach hervorragenden Leistungen im Testsaal und im Flugkurs meisterte er die Selektion und die Grundausbildung für Militärpiloten und lernt seit August das Helikopterfliegen bei der Luftwaffe. Wie alle unsere Pilotenanwärter und -anwärterinnen stellt er sehr hohe Ansprüche an sich selbst, ist kameradschaftlich und teamorientiert.»

to-five-Job ist das nicht», so Hedinger. Das weiss auch Delüx, dessen Vater als Flugkapitän für die Swissair arbeitete. «Es war für mich immer faszinierend, wenn mir mein Vater die technischen und manuellen Abläufe erklärte. So wurde das Fliegen für mich richtig spürbar.»

Als sich Delüx im Alter von zwanzig Jahren bei Sphair für den Flugkurs meldete, war noch nicht absehbar, dass er sich auf Helikopter spezialisieren würde. Alle designierten Piloten starten am gleichen Punkt und lernen das Fliegen mit einer Piper. Die Spezialisie-

rung folgt erst später. Die Basis für die begehrte Ausbildung war auch eine militärische Laufbahn. Delüx absolvierte die Rekrutenschule als Informatikpionier. Es folgten die Unteroffiziersschule, der Vorschlag zum Leutnant und die Offiziersschule. Dieser Rang ist für eine Karriere als Militärpilot Pflicht.

Davon abgesehen, führt der Weg zum Ziel von einem psychologischen Eignungsgespräch über die flugpsychologische Berufseignungs-, Simulator- und fliegerische Eignungsabklärung bis zur Anstellung bei der Luftwaffe. Vor Delüx liegen noch eineinhalb Jahre Ausbildung. Dann kommt er als vollwertiger Berufspilot in der Schweizer Armee zum Zug.

«Helfen, wo es mich braucht»

Am Helikopterfliegen faszinieren ihn am meisten das grosse Arbeitsspektrum und die Diversität: «Wir kommen bei Rettungsflügen ebenso zum Einsatz wie bei Lastentransporten und der Waldbrandbekämpfung.» Im Zentrum steht aber immer der militärische Auftrag. Darauf legt Hedinger, der auch Kommandant Ausbildung Lufttransport ist, grossen Wert: «Es ist essenziell, dass wir uns auf unseren Kernauftrag fokussieren.» Sollte der Ernstfall eintreten, werde man dies kaum Jahre vorher kommen sehen. Diese Erkenntnis sei nicht erst seit dem Krieg in der Ukraine gereift, aber mit der russischen Invasion habe sich die Wahrnehmung des Militärs in der Schweiz wieder merklich geändert. Hedinger sagt: «Die Menschen realisieren, dass es uns braucht.»

Derzeit sitzt Delüx meistens am Steuerknüppel eines Eurocopter EC635, der sieben Personen Platz bietet. Später wird er auch auf dem ungleich grösseren Super Puma ausgebildet. Wo er dereinst zum Einsatz kommen wird, ist noch nicht absehbar. Möglich, dass er seine Missionen auch im Rahmen von friedensfördernden oder humanitären Einsätzen im ausländischen Luftraum fliegt. Noch bis mindestens 2023 beteiligt sich die Schweizer Armee an der Friedensmission der Uno im Kosovo. Delüx wäre schon jetzt bereit: «Ich werde dort helfen, wo es mich braucht.»



Als Jugendlicher ein ambitionierter Eiskunstläufer: angehender Berufspilot Delüx.

Weltwoche Nr. 39.22
Bild: Vera Hartmann für die Weltwoche

Camille Lothe, Politikerin

Die Präsidentin der Stadtzürcher SVP hat einen Vorschlag, wer Bundesrat werden soll; an Gott glaubt sie nicht; am glücklichsten ist sie mit ihrem Partner im Zoo.

Weltwoche: Wer ist ein Mensch, der zu wenig Anerkennung bekommt?

Camille Lothe: Ich habe erst kürzlich mehr über die Biografie von Carl Lutz erfahren. Der Schweizer Diplomat rettete über 60 000 ungarische Juden. Die Schweiz tat sich jedoch schwer mit der Anerkennung dieser Leistung.

Weltwoche: Wo werden Sie am liebsten gestreichelt?

Lothe: Ich liebe es, wenn mir sanft über die Haare gestreichelt wird.

Weltwoche: Welche Ihrer wahrhaftigsten Überzeugungen würden nur die wenigsten Menschen mit Ihnen teilen?

Lothe: Ich bin überzeugt: Katzen sehen Menschen als ihre Bediensteten.

Weltwoche: Wie viel verdienen Sie?

Lothe: Gab es hier jemals eine Zahl als Antwort? Auf jeden Fall zu wenig für meinen Modegeschmack.

Weltwoche: Welche Eigenschaften schätzen Sie bei einem Mann am meisten?

Lothe: Empathie und Selbstsicherheit, aber auch viel Spontaneität. Sonst wird mir schnell langweilig.

Weltwoche: Wovor fürchten Sie sich?

Lothe: Einsamkeit.

Weltwoche: Wann und warum haben Sie letztmals geweint?

Lothe: Ach, ich bin nahe am Wasser gebaut. Die bewegende Schweigeminute bei der Beerdigung der Queen reichte für feuchte Augen.

Weltwoche: Wer sollte unbedingt Bundesrat werden?

Lothe: Ganz klar, Gregor Rutz! Doch er ist zu gut und zu jung für den Bundesrat.

Weltwoche: Glauben Sie an Gott?

Lothe: Nein. Grundsätzlich fühle ich mich von Religionen nicht angezogen.

Weltwoche: Was halten Sie von Roger Köppel?

Lothe: Ganz unverschämt könnte man sagen: eine Mischung aus Adolf Muschg und Wladimir Putin. Aber so bin ich nicht. Daher: Roger ist für mich einer der begabtesten Rhetoriker unserer Zeit.

Weltwoche: Wann sind Sie am glücklichsten?

Lothe: Wenn ich die Hand meines Partners halte und ich die Fischotter im Zoo Zürich beim Schwimmen beobachten kann.

Weltwoche: Sie dürfen ein neues Gesetz machen. Was gilt ab sofort?

Lothe: Oh, da fällt mir vieles ein. Aber mein Favorit wäre: keine Geldstrafen für Vergewaltiger.

Weltwoche: Welche Waffe haben Sie zu Hause?

Lothe: Ich bewahre keine Waffen zu Hause auf, lediglich das Sturmgewehr meines Partners ist dort.

Weltwoche: Wovon träumen Sie am meisten?

Lothe: Ich träume immer wieder von meiner Familie. Die Arbeit kommt leider auch oft vor.

Weltwoche: Was stört Sie an Ihrer Erscheinung?

Lothe: Seit meinem dreifachen Kieferbruch vieles. Aber es geht aufwärts.

Weltwoche: Nehmen Sie Drogen?

Lothe: Definieren Sie Drogen.

Weltwoche: Was ist der beste Ratsschlag, den Sie je bekommen haben?

Lothe: Meine Mutter sagte mir immer: «Camille, du musst für dich selbst sorgen können.»

Weltwoche: Warum sind Sie noch nicht Veganerin?

Lothe: Weil das Leben mit einem guten Stück Fleisch viel genüsslicher ist.

Weltwoche: Würden Sie Ihrem Partner einen Seitensprung verzeihen?

Lothe: Schwierig. Ich war noch nie mit der Situation konfrontiert. Das kann gerne so bleiben – dann muss ich die Antwort auf diese Frage nicht herausfinden.

Weltwoche: Wer oder was inspiriert Sie?

Lothe: Die Inspiration kommt von überall, da gibt es niemanden oder auch nichts Konkretes. Ich ergebe mich völlig frei den Inspirationsquellen.

Weltwoche: Wann lügen Sie?

Lothe: Sobald das Chaos in meinem Leben für einen kurzen Moment die Oberhand gewinnt. Da helfen kleine Notlügen, damit alles wieder ins Gleichgewicht kommt.

Weltwoche: Wer hat Sie am meisten geprägt?

Lothe: Fragen Sie mich das nochmals mit sechzig – jetzt ist es noch zu früh dafür.



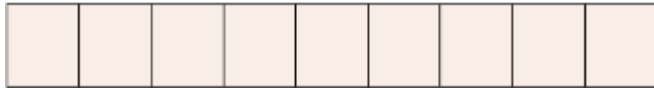
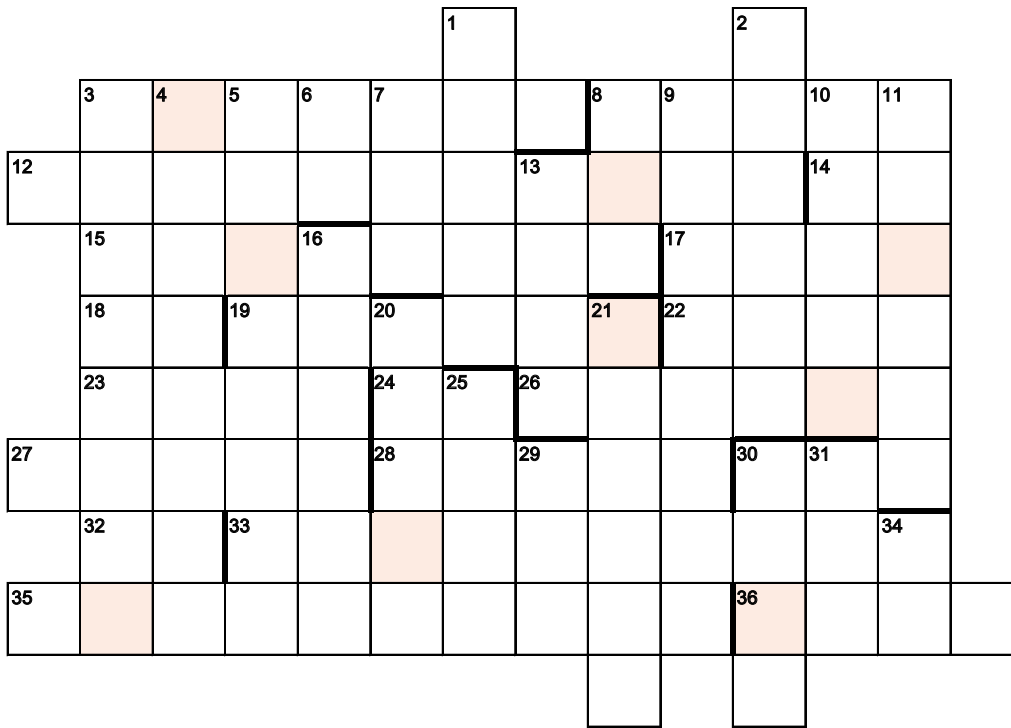
«Es geht aufwärts»: SVP-Aufsteigerin Lothe.

Weltwoche: Wann hatten Sie das erste Mal Sex?

Lothe: Nicht zu früh und nicht zu spät in meiner Jugend. Mehr müssen Sie nicht wissen.

Weltwoche: Mit welchem bekannten Mann möchten Sie einen schönen Sommerabend verbringen?

Lothe: Wissen Sie, ich verbringe bereits sehr viel Zeit mit bekannten Männern. Die schönen Sommerabende verbringe ich lieber mit meinem Partner oder einer guten Freundin.



Lösungswort — Hast nach Sonnenuntergang

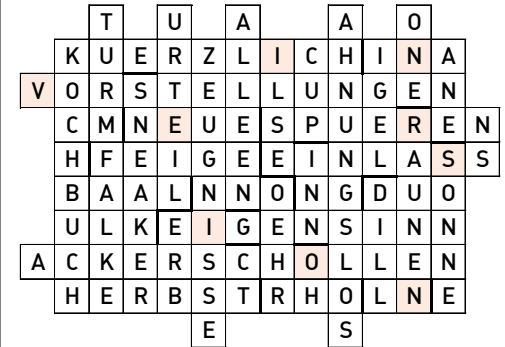
Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

Waagrecht — 3 Blutmangel, nicht in der Blutbank, sondern in vivo 8 Teil von Pip-paulaubblättern 12 angeblich der Anfang aller LKWs – oder so 14 ½ von neun oder 1/6 von sechshundert 15 entsteht durch eine Verschiebung in Fluchten 17 erschreckt wirkender Spieleverlag 18 kurze persönliche Nachricht 19 Tipp für den Landwirtschaftsbetrieb? 22 auf englischen Weltkarten und in Stasiarchiven zu finden 23 suchte einst den Super-Grand-Prix-Star 24 unter Umständen nicht ausgeschrieben 26 umarrangierte Stelen 27 Floras siamesischer Zwilling 28 typische Heim-Eigenschaft 30 von rund 40 Mio. Deutschen, meist eher widerwillig, finanziert 32 liegt bei Felgen in der Mitte 33 altes Schreibgerät mit starkem Drang zur Bedürfnisbefriedigung? 35 Camp für Segelflieger? 36 vorzeitiges Korkenzieher-Ende

Senkrecht — 1 Berner Oberländer Anti-Regie 2 im Zirkus dumm, auf der Nordhalbkugel warm 3 kommt nicht vor dem Fall, aber unmittelbar danach 4 lebt im Wasser und beginnt unverbraucht 5 in Ghana beheimatete Nussnamensgeber 6 hat nichts mit «aus-einander» zu tun, bedeutet aber fast dasselbe wie «Dis» 7 definitiv nicht ohne 8 mythologischer Flötenspieler 9 zum Grossteil nicht mehr junger Tramper 10 namentlich strahlendes Mädchen 11 saloppe Fingerpositionsbeschreibung 13 spielte das Halbblut Apanatschi und ist leicht zu durchschauen 16 was der Weihnachtsmann am Kinn trägt? 20 nichtig und erst noch veraltet 21 kein Friedensstifter, aber bekannt als Brückenbauer 25 kommt in Fettsäureamiden und im Harn vor 29 von Kürzung betroffener Delegierter 30 ebern oder blutig 31 Bambi im Drehbuch 34 damit ist Signieren hoffnungslos

© Daniela Feurer – Rätselfactory

Lösung zum Denkanstoss Nr. 785



Waagrecht — 6 KUERZLICH 10 SPINAt
12 VORSTELLUNGEN 14 CM (röm. f. 900, Zentimeter) 15 NEUE 16 SPUEREN 19 FEL-GE 20 EINLASS (ein Lass) 23 Rambazam-BAALter 24 NNO 26 RiNG (NG Cars) 27 DUO 28 (P)ULK 29 EIGENSINN 30 ACKERSCHOLLEN 33 HERBST (herb+St.) 34 (E)RHolungsgebieten (griech. Buchsta-be) 35 LN

Senkrecht — 1 TURMFALKE (auch Rüttler, v. rütteln = auf der Stelle fliegen) 2 URTEIL 3 ALLEEN (All-Ehen) 4 AHNUNGSLOS 5 ToblerONE 6 KOCHBUCH 7 ZEUGNISSE (Zeug-Nisse) 8 (B)ILSENkräutern 9 CUP (engl. f. Tasse) 10 IGEL 11 BanANE (frz. f. Esel) 13 SNEAKER 17 (G)RAU(zon)EN 18 NS 21 (F)INNinlands 22 SONNE 25 (R) OEHRenfernsehern 27 DILL (Ort in Rhein-land-Pfalz) 29 ERB 31 CT (Cent) 32 OH

Lösungswort — **INVERSION**

WIR DENKEN WEITER

EMS – Innovativ, weltweit
erfolgreich in den Geschäftsbereichen
Hochleistungspolymere
Spezialchemikalien

S-Deposito⁺

Damit Ihre Ersparnisse erhalten bleiben.

Die Schweizer Produktlösung unterstützt Personen mit Ersparnissen in der herausfordernden wirtschaftlichen Lage optimal. Silbergranulat ist für Privatkunden und KMU aufgrund des attraktiven Kaufpreises eine goldene Wertanlage. Unter höchsten Sicherheitsauflagen, umfassend versichert und mit physischer 100% Deckung, wird das Eigentum unserer Kunden im Schweizer Zollfreilager ausserhalb des Bankensystems verwahrt.

Lassen Sie sich von unseren Experten unverbindlich beraten und eröffnen Sie Ihr S-Deposito.



contact@bb-wertmetall.ch



bb-wertmetall.ch